

DAVID
BALDAGGI

DIE
JÄGER



THRILLER ■ LÖBBE

DAVID BALDACCI

Die Jäger

Thriller

Übersetzung aus dem Amerikanischen

von Uwe Anton



Lübbe Digital

Vollständige E-Book-Ausgabe
des in der Bastei Lübbe GmbH & Co. KG erschienenen Werkes
Lübbe Digital in der Bastei Lübbe GmbH & Co. KG
Dieser Titel ist auch als Hörbuch bei Lübbe Audio lieferbar

Titel der amerikanischen Originalausgabe:

»Divine Justice«

Für die Originalausgabe:
Copyright © 2008 by Columbus Rose, Ltd.

Für die deutschsprachige Ausgabe:
Copyright © 2011 by Bastei Lübbe GmbH & Co. KG, Köln

Textredaktion: Wolfgang Neuhaus

Umschlaggestaltung: HildenDesign, München

Umschlagmotiv: © Shutterstock/Hedrus; Shutterstock/Dave Newman

Datenkonvertierung E-Book:

Dörlemann Satz, Lemförde

ISBN 978-3-8387-1051-8

Sie finden uns im Internet unter:

www.luebbe.de

Bitte beachten Sie auch: www.lesejury.de

Zum Gedenken an meinen Vater

Die Chesapeake Bay ist Amerikas größte Flussmündung. Bei fast 320 Kilometer Breite hat sie eine Wasserfläche von unfassbaren 1690000 Quadratkilometern, und mehr als hundertfünfzig Flüsse und Bäche ergießen sich in die Bucht. Außerdem ist sie Heimat einer einzigartigen Flora und Fauna und ein Anziehungspunkt für Heerscharen von Bootsurlaubern. Die Bucht ist ein Stück Schöpfung von bemerkenswerter Schönheit – es sei denn, man schwimmt während eines Unwetters in der diesigen Düsternis des frühen Morgens in ihren eisigen Fluten.

Oliver Stone tauchte auf, durchbrach die Wasseroberfläche und schnappte in der salzigen Luft nach Atem wie ein Verdurstender mitten auf dem Ozean.

Der Sprung von der steilen Klippe hatte ihn tiefer ins Wasser tauchen lassen, als gut für ihn war. Wenn man von einem zehn Meter hohen Felsen in die tosende See springt, muss man froh sein, wenn man nicht auf einem Riff landet oder wenn einem in der plötzlichen Kälte nicht das Herz stehen bleibt.

Stone trat Wasser und ließ den Blick schweifen, um sich zu orientieren, doch nichts, was er sah, kam ihm vertraut vor oder machte einen einladenden Eindruck. Bei jedem Blitzschlag warf er einen Blick zu der drei Stockwerke hohen Klippe hinauf, von der er gesprungen war. Er trieb noch keine Minute in der Bucht, doch trotz des Ganzkörperschwimmanzugs, den er unter der Kleidung trug, kroch ihm die Kälte bereits in die Knochen. Er streifte Hose und Hemd vom Leib

und schüttelte die Schuhe ab. Dann schwamm er mit kräftigen Zügen nach Osten. Ihm blieb nur wenig Zeit.

Zwanzig Minuten später schlug er die Richtung zur Küste ein. Inzwischen fühlten seine Arme und Beine sich an, als wären sie aus Beton. Früher hätte er diese Übung mit Leichtigkeit absolviert, aber er war keine zwanzig mehr. Verdammt, er war auch keine fünfzig mehr! Stone wollte nur noch an Land. Er hatte es satt, den Fisch zu spielen.

Stone richtete den Blick auf eine Felsspalte, schwamm mit letzter Kraft darauf zu, zog sich aus dem Wasser und näherte sich im Laufschrift einem großen Granitblock, wo er sich den Kleidersack griff, den er dort versteckt hatte. Er schälte sich aus dem nassen Schwimmanzug, trocknete sich mit einem Badetuch ab und zog frische Kleidung und ein Paar Tennisschuhe an. Die feuchten Sachen stopfte er in den Sack, band einen Stein daran fest und schleuderte ihn in die vom Unwetter gepeitschte Bucht, wo der Sack samt Inhalt sich zu Stones jahrzehntealtem Scharfschützengewehr und dem ebenso antiquierten Weitschusszielfernrohr gesellte. Offiziell war Stone aus seinem Job als Profikiller ausgeschieden. Er hoffte, sein neues Leben genießen zu können. Doch seine Erfolgsaussicht lag bei nicht einmal fünfzig Prozent.

Vorsichtig suchte Stone sich den Weg hinauf zu einem kieseligen Trampelpfad. Zehn Minuten später gelangte er zu einem bewaldeten Geländeabschnitt, auf dem sich Pinien im steifen Wind beugten, der vom Meer herüberwehte. Nach weiteren zwanzig Minuten, diesmal wieder im Laufschrift, erreichte Stone eine Ansammlung windschiefer Hütten, von denen die meisten kurz vor dem Einsturz standen.

Das erste, von Wolken getrübt Licht des neuen Tages verdrängte die Dunkelheit. Stone schwang sich durch das Fenster der kleinsten Hütte, die kaum mehr als ein Anbau war, allerdings über Annehmlichkeiten wie einen Holzfußboden und eine Tür verfügte.

Stone blickte auf die Armbanduhr. Er hatte höchstens noch zehn Minuten. Obwohl er hundemüde war, zog er sich noch einmal aus und huschte in die winzige Duschkabine, deren rostige Rohre nur einen dünnen Strahl lauwarmen Wassers hervorbrachten. Dennoch bürstete er sich kräftig ab, wusch den Gestank und die schmierigen Rückstände der tobenden Bucht ab und beseitigte auf diese Weise Indizien. Er war dermaßen erschöpft, dass er sich von seinen Instinkten leiten ließ; sein Verstand war zu ausgelaugt, um noch die Führung behaupten zu können. Stone war klar, dass sich das schnellstens ändern musste, denn sehr bald schon würde es zu einem weiteren geistigen Kräfterennen kommen. Seine Verfolger saßen ihm im Nacken.

Stone lauschte auf das zu erwartende Klopfen an der Tür. Es erklang, als er sich wieder ankleidete.

»He, Mann, bist du endlich fertig?«, rief eine Stimme. Sie schoss so plötzlich durch die dünne Sperrholztür wie die Pfote einer Katze in ein Mauselloch. Zur Antwort schlug Stone, der sich gerade die Schuhe anzog, mit der flachen Hand krachend auf den rissigen Dielenboden. Er hüllte sich in einen zerfrans-ten Mantel, setzte sich eine John-Deere-Mütze auf, die er sich tief ins Gesicht zog, und zwängte sich eine dicke Brille auf die Nase. Mit der Hand strich er sich über den struppigen grauen Bart, den er sich in den letzten sechs Monaten hatte wachsen lassen. Dann öffnete er die Tür und nickte dem kleinen, gedrungenen Zeitgenossen zu, der draußen stand. Der Mann hatte einen Körperbau wie ein Fass, ein Hängelid am rechten Auge und von Nikotin und Kaffee gelb verfärbte Zähne. Er trug eine Strickmütze, eine verschlissene Farmer-Latzhose, schmutzige Arbeitstiefel und einen fadenscheinigen, schmutzigen Mantel. Auf seinem Gesicht lag ein unbekümmertes Lächeln.

»Ganz schön kalt heute Morgen«, sagte der Mann, rieb sich die Knollennase und paffte an seiner Zigarette.

Ach ja? Da wäre ich nie draufgekommen, dachte Stone.

»Aber es soll wärmer werden.« Der Mann trank aus dem offiziellen NASCAR-Kaffeebecher. Als er den Becher senkte, rann ihm die braune Brühe übers Kinn.

Stone nickte und ließ den Kopf hängen, wobei er seinen normalerweise wachsamten Augen hinter den verschmierten Brillengläsern einen leeren, beinahe stumpfsinnigen Ausdruck verlieh. Als er dem Mann folgte, knickte er das linke Bein nach außen und täuschte ein Hinken vor, das an den stelzenden Gang eines Vogels erinnerte und ihn etliche Zentimeter kleiner machte.

Sie beluden gerade einen alten, verbeulten Ford F-150 mit Brennholz, als ein Polizeiwagen und mehrere schwarze Limousinen in die Zufahrt einbogen. Kiesel spritzten wie Schrotkugeln nach allen Seiten. Die sportlichen, muskelbepackten Männer, die aus den Fahrzeugen stiegen, waren in blaue Windjacken gekleidet, auf deren Rücken in Goldbuchstaben FBI gedruckt stand, und trugen Pistolen mit Vierzehn-Schuss-Magazinen in den Gürtelholstern. Drei von ihnen kamen schnurstracks auf Stone und seinen Kumpel zu, während ein dicklicher Sheriff in Uniform, blitzblanken schwarzen Stiefeln und einem Stetson sich abmühte, mit ihnen Schritt zu halten.

»Was ist Sache, Virgil?«, rief der Alte mit der Strickmütze dem Sheriff entgegen. »Ist wieder so 'n Hurensohn aus dem Knast getürmt? Sind alles die Scheißliberalen schuld! Das waren noch Zeiten, als man erst geschossen und dann die Fragen gestellt hat, stimmt's, Virgil?«

Virgil schüttelte den Kopf, Sorgenfalten auf der Stirn. »Diesmal ist es kein Ausbruch. Jemand ist tot, Leroy.«

»Wer denn?«

»Zeigen Sie mir Ihre Papiere«, schnauzte einer der FBI-Mitarbeiter.

»Wo waren Sie und Ihr Freund vor einer Stunde?«, erkundigte sich ein anderer FBI-Agent.

Leroys Blick huschte zwischen den Agenten hin und her. Dann blickte er wieder den Uniformierten an. »Heilige Scheiße, Virgil, was ist denn los?«

»Ich sagte doch, jemand ist tot. Ein wichtiger Mann. Es handelt sich um ...«

Ein FBI-Mitarbeiter unterbrach ihn mit einem barschen Wink. »Zeigen Sie mir sofort Ihre Papiere!«, fuhr er Leroy an.

Wortlos zog Leroy eine dünne Brieftasche aus der Latzhose und reichte dem Mann seinen Führerschein. Während der FBI-Agent einen Palmtop aus der Windjacke holte und die Zulassungsnummer eingab, streckte sein Kollege Stone die Hand entgegen.

Stone rührte sich nicht. Mit stumpfsinniger Miene stierte er den FBI-Mann an, kräuselte die Lippen und knickte das linke Bein besonders tief ein. Er schien völlig verwirrt. Das alles war Teil der Verstellung.

»Er hat keinen Führerschein«, erklärte Leroy. »Der hat gar nichts. Der arme Kerl kann nicht mal sprechen, nur brabbeln.«

Die FBI-Agenten umringten Stone. »Er arbeitet für Sie?«

»Jawoll, Sir. Seit vier Monaten schon. Guter Mann, kann tüchtig zupacken. Verlangt wenig Geld. Eigentlich kriegt er bloß Unterkunft und Verpflegung. Aber er hat 'n schlimmes Bein und kann kaum Treppen steigen. Ist sicher einer von denen, die man bei der Arbeitsvermittlung nirgendwo unterbringen kann.«

Aufmerksam betrachteten die FBI-Agenten den unnatürlichen Winkel von Stones Knie; dann musterten sie sein Brillenträgergesicht und den zotteligen Vollbart.

»Wie heißen Sie?«, erkundigte sich einer der Männer.

Stone stieß kehlige Laute aus und fuchtelte ruckartig mit den Händen, als wollte er den FBI-Agenten auf kurios verfremdete Weise eine Kampfsportart vorführen.

»Ist wohl Zeichensprache oder so was«, meinte Leroy verdrossen. »Ich weiß nie, was er will. Ich kenne nicht mal seinen Namen. Ich rufe ihn immer nur ›He, Mann!‹, und dann

zeig ich ihm, was getan werden muss. Hat bis jetzt ganz gut geklappt. Es ist ja nicht so, dass wir hier Herzoperationen machen. Meistens laden wir nur irgendwelchen Krempel aufs Auto.«

»Machen Sie ihm klar, dass er das Hosenbein heben soll, damit wir uns sein schlimmes Bein anschauen können«, verlangte ein FBI-Mann.

»Wozu?«

»Tun Sie's einfach.«

Leroy gab Stone diesen Wunsch zu verstehen, indem er das eigene Hosenbein in die Höhe zog.

Stone bückte sich und ahmte mit vorgetäuschter Mühsal Leroy's Handlung nach.

Sämtliche Umstehenden betrachteten die scheußliche Narbe auf Stones Kniescheibe.

»Au verdammt!«, rief Leroy. »Kein Wunder, dass er so schlecht laufen kann.«

Derselbe FBI-Mitarbeiter wies Stone mit einer Gebärde an, das Hosenbein wieder hinunterzurollen. »Na schön, das wäre geklärt.«

Stone hätte nie geglaubt, dass er jemals dankbar sein würde für die alte Bajonett-Stichwunde, die ihm einst ein nordvietnamesischer Soldat zugefügt hatte. Die Narbe sah sehr viel übler aus, als die Verletzung gewesen war, denn der Sanitäter hatte Stone mitten im Dschungel, im größten Dreck, während eines Artilleriesperrfeuers Erste Hilfe leisten müssen. Verständlicherweise hatten die Hände des Knochenflickers dabei ziemlich gezittert.

»Leroy und ich sind hier zusammen aufgewachsen«, sagte Sheriff Virgil zu den FBI-Leuten. »Wir haben an der Highschool zusammen in der Footballmannschaft gespielt. Er als Stürmer, ich in der Abwehr. Weißt du noch, Leroy, wie wir vor vierzig Jahren die Bezirksmeisterschaft gewonnen haben? Glauben Sie mir, Leroy ist keiner von den Typen, die durch die Gegend fahren und Leute umlegen.« Er blickte auf

Stone. »Und der arme Kerl ist wahrscheinlich froh, dass er lebt. Einen Scharfschützen stelle ich mir jedenfalls anders vor.«

Der FBI-Agent, der Leroy's Führerschein an sich genommen hatte, gab ihn seinem Besitzer zurück und schaute seine Kollegen an. »Der Mann ist sauber«, sagte er leise und mit einer gewissen Enttäuschung.

»Wohin wollen Sie fahren?«, fragte ein anderer FBI-Agent, als sein Blick auf den halb beladenen Pick-up fiel.

»Dahin, wohin ich um diese Jahreszeit zu dieser Morgenstunde immer fahre. Wir bringen Leuten Holz, die keine Zeit haben, selber welches zu schlagen. Wir verkaufen es, ehe die erste Kälte kommt. Danach geht's runter zum Hafen, zum Boot. Vielleicht fahren wir raus, wenn das Wetter mitspielt.«

»Sie haben ein Boot?«, fragte ein Agent mit argwöhnischem Beiklang.

Leroy warf Virgil einen belustigten Blick zu. »Na klar, 'ne Luxusjacht. Die vermieten wir für zehntausend Dollar am Tag an russische Oligarchen.«

»Hör mit dem Quatsch auf, Leroy, bevor du dich in Schwierigkeiten bringst«, wurde er von Virgil ermahnt. »Die Sache ist ernst.«

»Ich will's ja gern glauben«, entgegnete Leroy. »Aber wenn es einen Toten gegeben hat, solltet ihr keine Zeit verplempern, indem ihr mit uns quasselt. Wir wissen nämlich rein gar nichts.«

»Haben Sie heute früh jemanden vorbeikommen sehen?«

»Keine Menschenseele. Ihr seid die Ersten. Und wir waren beide schon auf den Beinen, ehe es richtig hell wurde.«

Stone hinkte zum Wagen und warf wieder Holz auf die Ladefläche.

Die FBI-Agenten warfen einander Blicke zu. »Ziehen wir ab«, sagte einer mit halblauter Stimme.

Augenblicke später waren sie verschwunden.

Leroy ging zu Stone und häufte ebenfalls Holz auf den Wagen. »Was war das wohl für 'n Kerl, der da ins Gras gebissen hat?«, fragte er nachdenklich, wenn auch eher im Selbstgespräch. »Ein wichtiger Mann, heißt es. Na, auf der Welt gibt's 'ne Menge wichtiger Männer. Aber auch die sterben, genau wie wir alle. Das hat Gott so gefügt, um die Welt gerecht zu machen.«

Stone gab ein langgezogenes, lautes Knurren von sich.

Leroy schaute ihn an und grinste. »He, Mann, das ist so ziemlich das Gescheiteste, was ich an diesem Scheißmorgen gehört habe.«

Als ihre Arbeit getan war, gab Stone seinem Arbeitgeber mittels Zeichen zu verstehen, dass er nun seines Weges ziehen wollte. Leroy schien es gelassen aufzunehmen. »Hab mich schon gewundert, dass du überhaupt so lange geblieben bist«, sagte er. »Viel Glück.« Er schälte ein paar verblichene Zwanziger von einer Rolle und drückte sie Stone in die Hand. Der nahm das Geld, klopfte Leroy auf die Schulter und humpelte davon.

Nachdem Stone seinen Kleidersack gepackt hatte, ging er bis zur nächsten Fernstraße; dann trampelte er im Laderaum eines Lastwagens, dessen Fahrer den schäbig aussehenden Anhalter nicht in der Wärme der Fahrerkabine dulden wollte, bis in den District of Columbia. Stone war es nur recht. So fand er wenigstens Zeit zum Nachdenken. Und es gab vieles, worüber er nachdenken musste. An ein und demselben Tag hatte er binnen weniger Stunden zwei der prominentesten Männer des Landes getötet – mit dem Gewehr, das er vor dem Sprung von der Klippe in die Bucht geworfen hatte.

In Washington angekommen, setzte der LKW-Fahrer ihn im Bezirk Foggy Bottom ab. Stone strebte zu seinem alten Wohnsitz am Mount-Zion-Friedhof.

Er musste einen Brief hinterlegen.

Und er wollte etwas abholen.

Danach wurde es Zeit, das Weite zu suchen.

Höchste Zeit.

Sein *Alter Ego* John Carr war tot.

Endlich.

Doch es bestand eine erschreckend hohe Wahrscheinlichkeit, dass Oliver Stone ihm bald ins Grab folgte.

In der Abenddämmerung, die sich zügig dem Dunkel der Nacht näherte, lag das Gärtnerhäuschen still und einsam da. Über den Friedhof selbst hatte sich bereits die Dunkelheit gelegt. Nur die Dunstfahne war zu sehen, wenn Stones Atem an der kalten Luft kondensierte. Sein Blick erkundete jeden Quadratmeter des Geländes, denn er durfte sich jetzt keinen Fehler erlauben. Es war Dummheit, dass er überhaupt hier aufkreuzte, doch Stone betrachtete Treue als Verpflichtung, nicht als Gefühlsduselei, auf die man ebenso gut verzichten konnte. Diese Einstellung prägte ihn und machte ihn zu dem, der er war. Wenigstens das konnte man ihm nicht wegnehmen.

Ungefähr eine halbe Stunde wartete er in der Nähe und beobachtete, ob sich etwas Verdächtiges tat. Nachdem er die Hütte vor langer Zeit verlassen hatte, war sie monatelang observiert worden: Stone wusste es, weil er die Überwacher überwacht hatte. Doch nachdem er sich vier Monate lang nicht hatte blicken lassen, hatten sie die Observation eingestellt und sich zurückgezogen. Das bedeutete allerdings nicht, dass sie nie wiederauftauchen würden. Nach den Ereignissen des heutigen Morgens musste Stone sogar davon ausgehen.

Alle Gesetzeshüter beteuerten, jedes gewaltsam beendete Leben verdiene denselben Aufwand an Ermittlungen, ganz egal, wer der Verblichene gewesen sei. In Wirklichkeit aber nahm die Beharrlichkeit der Täterfahndung mit der Wichtigkeit des Opfers zu. Und dieser Faustregel zufolge war abzusehen, dass man in Stones Fall ein ganzes Heer an Fahndern aufbot.

Als er schließlich zu der Überzeugung gelangte, dass keine unmittelbare Gefahr drohte, kroch er unter dem Zaun an der Rückseite des Friedhofs hindurch und schlich zu einem großen Grabstein. Er kippte ihn um und legte auf diese Weise eine kleine Grube im Erdboden frei. Er nahm die in der Grube versteckte Blechdose heraus, steckte sie in den Kleidersack und richtete den Grabstein wieder auf. Liebevoll tätschelte er das Schild mit der Grabnummer. Der eingemeißelte Name des Verstorbenen, der hier ruhte, war verwittert und nicht mehr zu entziffern, doch Stone hatte Recherchen über sämtliche Personen angestellt, die auf dem Mount Zion Cemetery beigesetzt worden waren; deshalb wusste er, dass es sich bei diesem Grab um die letzte Ruhestätte eines gewissen Samuel Washington handelte – ein befreiter Sklave, der sein Leben geopfert hatte, um seinesgleichen ebenfalls zur Freiheit zu verhelfen. Stone fühlte sich diesem Mann irgendwie verwandt, weil auch er wusste, was es hieß, unfrei zu sein.

Stone betrachtete das Friedhofsgärtnerhäuschen. Annabelle Conroy hatte, so wusste er, zeitweise darin gewohnt. Vor dem Friedhofstor parkte noch ihr Mietwagen. Einmal, als Annabelle vor ein paar Monaten vorübergehend nicht da gewesen war, hatte Stone das Häuschen betreten: Im Innern sah es jetzt viel besser aus als während der Zeit, als er es bewohnt hatte. Aber ihm war völlig klar, dass er nie mehr auf dem Mount Zion Cemetery zu Hause sein konnte, es sei denn in Rückenlage und zwei Meter unter der Oberfläche. Indem er heute, am frühen Morgen, zweimal das Gewehr abgefeuert hatte, war er zum meistgesuchten Mann Amerikas geworden.

Stone fragte sich, wo Annabelle heute Abend wohl sein mochte. Hoffentlich freute sie sich des Lebens. Allerdings wusste er, dass seine anderen Freunde sich leicht zusammenreimen konnten, was passiert war, denn die Meldungen über die beiden Todesfälle waren in sämtlichen Nachrichten. Stone hoffte, dass seine Freunde vom Camel Club deshalb nicht weniger gut von ihm dachten.

Eigentlich war diese Sorge der einzige Grund, warum er sich am heutigen Abend hier aufhielt: Er wollte vermeiden, dass sie ihn abzupassen versuchten. Das FBI war keineswegs unfähig. Letzten Endes würden die Agenten auch hier wieder auf den Busch klopfen.

Nach allem, was der Camel Club für ihn getan hatte, wünschte Stone sich sehnlichst, seinerseits mehr für den Club tun zu können. Er hatte sogar erwogen, sich der Polizei zu stellen. Aber wer spaziert schon gerne zu seiner eigenen Hinrichtung? Stone hatte nicht die Absicht, es seinen Gegenspielern so leicht zu machen. Wenn sie siegen wollten, mussten sie sich schon ein bisschen anstrengen.

Er hatte den mitgebrachten Brief sorgfältig formuliert. Ein Geständnis enthielt das Schreiben nicht, denn damit hätte er seine Freunde in eine umso schlimmere Bredouille gebracht. Sicher, Stone steckte in einem klassischen Dilemma, aber er schuldete den anderen etwas. Er hätte wissen müssen, dass ein Leben, wie er es geführt hatte, nur zu einem einzigen möglichen Abschluss führen konnte.

Einem Abgang wie diesem.

Stone zog den Brief aus der einen Tasche, ein Messer aus einer anderen. Dann wickelte er den Brief mit einer Kordel um den Messergriff. Schließlich holte er Schwung und schleuderte das Messer aus dem kleinen Garten, in dem er Beobachtungsposten bezogen hatte, in Richtung des Häuschens. Mit dumpfem Pochen schlug die Klinge in einen Stützbalken der Veranda ein.

»Lebt wohl.«

Nun galt es nur noch einen Ort zu besuchen.

Augenblicke später zwängte Stone sich in Gegenrichtung unter dem Zaun hindurch. Er ging zur U-Bahn-Station Foggy Bottom und stieg in einen Zug. Nach der Fahrt und einem halbstündigen Fußmarsch betrat Stone einen anderen Friedhof, was ziemlich bedrückend hätte sein müssen, doch Stone machte es nichts aus. Er fühlte sich bei den Toten wohler als

unter den Lebenden, denn Tote stellten nie unbequeme Fragen.

Sogar im Finstern fand er rasch das Grab, das er suchte. Er kniete nieder, wischte ein paar Blätter zur Seite und betrachtete den Grabstein.

Hier ruhte Milton Farb, das bisher einzige verstorbene Mitglied des Camel Club. Auch als Toter sollte Milton für immer Teil dieser informellen Gruppe von Verschwörungstheoretikern sein, für die es nur um eines ging: um die Wahrheit.

Zu dumm nur, dass Stone, ihr Anführer, sich nicht an diesen Grundsatz gehalten hatte.

Deshalb lag Milton Farb jetzt hier.

Verzeih mir, alter Freund. Es war meine Schuld.

Nur Stones wegen hatte der brillante, aber allzu quirliche Milton hier seine ewige Ruhe gefunden. Es hatte ihn unter dem Capitol erwischt. Ein großkalibriges Geschoss hatte ihn buchstäblich aus dem Leben gerissen. Der Schmerz, der Stone des toten Freundes wegen erfüllte, war beinahe so unerträglich wie die Trauer, die er beim Tod seiner Ehefrau empfunden hatte.

Stones Augen wurden feucht, als er sich an den tragischen letzten Abend Miltons im Besucherzentrum des Capitols erinnerte. Ihm stand noch deutlich das schreckliche Bild vor Augen, wie Milton ihn, von der Kugel getroffen, angeblickt hatte – mit großen, unschuldigen, flehentlichen Augen. Die Erinnerung an die letzten Atemzüge seines Freundes würde Stone bis an den Tag seines Todes begleiten.

Stone hatte Milton nur noch rächen können. Und das hatte er getan: Er hatte mehrere schwer bewaffnete, top ausgebildete und sehr viel jüngere Männer noch am selben Abend in den Räumlichkeiten des Besucherzentrums getötet. Doch Stone konnte sich kaum noch daran erinnern, so sehr hatte Miltons schockierender Tod alles überschattet. Außerdem hatte Stones brutaler Gegenschlag den Verlust Miltons nicht im Entferntesten wettmachen können.

Aus diesem Grund – zum Teil jedenfalls – hatte Stone am heutigen Morgen abermals getötet. Und noch immer empfand er den Verlust Miltons als ungerächt. So wie den Tod seiner Frau. Und den Verlust seiner Tochter.

Behutsam und mit äußerster Sorgfalt klaubte Stone einen Brocken Gras und Lehm aus der Grabstätte des Freundes, senkte die Blechdose in das Erdloch, breitete das Gras wieder darüber, trat es fest und beseitigte sämtliche Spuren, die darauf hingewiesen hätten, dass sich hier jemand zu schaffen gemacht hatte. Dann richtete er sich zu voller Größe auf und salutierte vor seinem toten Freund.

Wenig später schlenderte Stone zur U-Bahn und fuhr zur Union Station, wo er vom Großteil seines restlichen Bargelds eine Zugfahrkarte in den Süden erwarb. Im Bahnhof hatten mehrere Polizisten Stellung bezogen, sowohl in Uniform als auch in Zivil; keiner von ihnen entging Stones geübtem Auge. Der Großteil der Einsatzkräfte hielt sich zweifellos auf den drei örtlichen Flugplätzen auf, um den Mörder eines bekannten US-Senators und des nationalen Geheimdienstchefs abzufangen. Das allgemein verachtete amerikanische Eisenbahnnetz hingegen verdiente offenbar keine große Aufmerksamkeit, als hielten Mörder es für unter ihrer Würde, die altersschwachen Gleise zu befahren. Stone konnte es nur recht sein.

Dreißig Minuten später stieg er mit Ziel New Orleans in den Crescent. Er hatte diese Entscheidung spontan gefällt, als sein Blick auf die Anzeigetafel fiel. Der Zug hatte mehrere Stunden Verspätung, andernfalls hätte er ihn verpasst. Obwohl von Natur aus nicht abergläubisch, hatte Stone darin ein Omen gesehen. Bevor er seinen Platz aufsuchte, zwängte er sich in eine enge Toilette, rasierte den Bart ab und ließ die Brille verschwinden.

Wie er gehört hatte, gab es in New Orleans aufgrund der Verwüstungen durch Hurrikan Katrina noch immer eine große Nachfrage nach Bauarbeitern. Und Leute, die verzweifelt Arbeitskräfte suchten, fragten nicht nach so heiklen Dingen wie

Sozialversicherungsnummer und festem Wohnsitz. In diesem Stadium seines Daseins wollte Stone mit Fragen oder Zahlen, die seine wahre Identität enthüllen konnten, nichts zu tun haben. Sein Plan sah vor, mit einer Menschenmasse zu verschmelzen, die nach einem Albtraum, den sie nicht zu verantworten hatte, um einen Neuaufbau rang. Stone konnte die Situation dieser Menschen gut nachvollziehen; im Grunde bemühte er sich um genau das Gleiche, nur mit dem Unterschied, dass er seinen ganz persönlichen Albtraum durch seine beiden letzten Schüsse selbst heraufbeschworen hatte.

Während der Zug durch die Dunkelheit ratterte, schaute Stone zum Fenster hinaus. Er betrachtete das darin sichtbare Spiegelbild der jungen Frau, die neben ihm saß und einen Säugling im Arm hielt. Ihre Füße standen auf einer verbeulten Reisetasche und einem Kopfkissenbezug, der anscheinend Fläschchen, Windeln und Kleidung für das Kind enthielt. Beide schliefen; der Säugling lag mit der Brust an den Busen der Mutter geschmiegt. Stone drehte den Kopf und betrachtete das Kind, sein Dreifachkinn und die knubbeligen Fäustchen. Plötzlich öffnete der Säugling die Augen und sah ihn an. Es überraschte Stone, dass er nicht quäkte; tatsächlich gab er keinen Laut von sich.

Auf der anderen Seite des Mittelgangs verzehrte ein Mann, so dünn wie eine Eisenbahnschiene, einen Cheeseburger, den er im Bahnhof gekauft hatte. Zwischen seine knochigen, von geflickten Jeans bedeckten Knie hatte er sich eine Flasche Bier geklemmt. Neben ihm hatte ein junger, hochgewachsener, gutaussehender Bursche mit braunen Locken und Dreitagebart im ansonsten glatten Gesicht Platz genommen. Er besaß den sehnigen Körperbau und die geschmeidigen Bewegungen eines Highschool-Quarterbacks, der er offenbar einst gewesen war, wie seine Studentenjacke zeigte, auf der es von Abzeichen und Aufklebern nur so wimmelte. Anhand der aufgestickten Jahreszahl erkannte Stone, dass der Bursche die Highschool seit mehreren Jahren nicht mehr besuchte – eine

lange Zeit, um vergangenem Ruhm nachzuhängen. Aber vielleicht hatte er sonst nichts mehr. Auf Stone wirkte der Mann, als wäre er der Überzeugung, dass die Welt ihm alles schuldet, ihre Versprechen aber nicht eingelöst hatte. Während Stone ihn beobachtete, stand er auf, schob sich am Cheeseburger-Esser vorbei, strebte zum Heck des Waggons und entschwand durch die Verbindungstür in den hinteren Teil des Zuges.

Stone hob die Hand und tippte behutsam gegen die winzige Faust des Säuglings, der mit einem kaum vernehmlichen Gurren darauf reagierte. Das Kind hatte noch sein ganzes Leben vor sich, während Stones Leben sich dem Ende zuneigte.

Aber erst einmal mussten sie ihn kriegen. Er würde es einer Obrigkeit, die sich oft herzlos gerade gegenüber jenen Menschen zeigte, die ihr am treuesten und unter stumm erlittenen Opfern dienten, so schwer wie möglich machen.

Stone lehnte sich in den Sitz zurück und beobachtete, wie Washington in der Ferne zurückblieb, während der Zug dahinratterte.

Joe Knox las in der kleinen Bibliothek seines Stadthauses im nördlichen Virginia in einem Buch, als das Telefon läutete. Der Anrufer wählte seine Worte sparsam, und aus langer Erfahrung unterbrach Knox ihn nicht. Nach dem Anruf legte Knox das Buch beiseite, zog den Regenmantel und die Stiefel an, nahm die Schlüssel seines verschrammten, zehn Jahre alten Range Rovers und begab sich hinaus in das hässliche Wetter, um sich mit einer ebenso hässlichen Aufgabe zu befassen.

Knox, ein Mittfünfziger, war eins achtzig groß und muskulös. Er ließ sein ausdünnendes Haar noch immer beim Frisör schneiden und glatt nach hinten kämmen. Außerdem hatte er hellgrüne Augen, die in seinem Fall das menschliche Gegenstück eines Ultraschall-Diagnosegeräts darstellten: Ihnen entging nichts. Er hielt das Lenkrad des Rovers mit kräftigen Fingern, die früher, als er noch im Dienst des Vaterlands

stand, auf fast jede Art von Abzug gedrückt hatten, den es gab.

Knox fuhr durch die abgeschiedene, waldreiche Gegend, in der er lebte, nach McLean, Virginia, und von dort in Richtung Maryland. Schließlich roch er das Meer und konnte sich endlich eine Vorstellung vom Tatort machen. So etwas gehörte zu seiner alltäglichen Arbeit.

Drei Stunden später umrundete Knox ein anderes Auto, während dicke Regentropfen fielen. Carter Gray hing noch im Sicherheitsgurt, nachdem ihm offenbar die Kugel eines Weitschuss-Scharfschützengewehrs den Schädel zertrümmert und sein Leben beendet hatte. Aller Wahrscheinlichkeit nach würde die Obduktion diesen Eindruck bestätigen. Während Polizei- und FBI-Teams sowie Mitarbeiter der Gerichtsmedizin umherschwirrten wie Schmeißfliegen, kauerte Joe Knox sich vor den weißen Grabstein mit der US-Flagge, mit denen jemand den Straßenrand garniert hatte. Offensichtlich hatte Gray die beiden Gegenstände gesehen und aus Neugier die Seitenscheibe gesenkt – und damit einen verhängnisvollen Fehler begangen.

Grabstein und US-Flagge. Genau wie auf dem Nationalfriedhof Arlington. Ein interessantes und möglicherweise aufschlussreiches Indiz.

An dem abgesenkten Seitenfenster erkannte Knox, dass der Wagen nicht gepanzert war. Gepanzerte Limousinen hatten eine Verglasung, die so dick war wie früher die Scheiben von Telefonzellen, und ließen sich nicht öffnen. In dieser Beziehung hatte Gray sich einen zweiten Fehler geleistet.

Du hättest eine Panzerlimousine beantragen sollen, Carter Gray. Du warst wichtig genug.

Die Geheimdienstbranche war kein Baseballspiel, das wusste Knox. Man brauchte nie mehr als zwei Versuche, um jemanden zu erledigen.

Knox spähte in die Ferne und verfolgte im Geiste die Flugbahn des Projektils an den Herkunftsort zurück. Niemand von

der Begleitmannschaft hatte den Schützen gesehen, also musste Knox sich die potentielle Schussbahn so weit denken, dass Optik und Gewehrmündung für das bloße Auge unsichtbar blieben.

Tausend Meter Entfernung? Fünfzehnhundert? Und das Weichziel befand sich in einem Fahrzeug, in dem man dieses Ziel bei diesigem Licht und Nieselregen nur durch ein kaum sechzig mal sechzig Zentimeter großes Fenster ausmachen konnte. Und doch war die Kugel geradewegs ins Hirn des Opfers eingeschlagen.

Ein unglaublicher Schuss, wie man es auch dreht und wendet. Da war kein Glück im Spiel. Hier war ein Profi am Werk gewesen.

Knox richtete sich auf und nickte einem Uniformierten zu. Sein Dienstausweis baumelte an einem Trageband um seinen Hals. Nachdem alle gesehen hatten, in welchem offiziellen Rahmen er sich betätigte, war man ihm gegenüber beinahe unterwürfig geworden und machte gleichzeitig einen großen Bogen um ihn, als hätte er eine ansteckende Krankheit.

Vielleicht ist es in gewisser Weise tatsächlich so.

Der Polizist öffnete den Wagenschlag des Escalade, und Knox schaute hinein und besah sich die Leiche. Der Schuss hatte die Mitte der rechten Schläfe getroffen. Es gab keine Austrittswunde. Das Projektil steckte noch im Gehirn. Man würde es erst bei der Obduktion herausholen. Aber Knox brauchte keinen Autopsiebericht, um zu wissen, was den Mann getötet hatte. Auf Teilen des Fahrzeuginnern sah er Blut sowie kleine Stücke vom Schädelknochen. Knox bezweifelte, dass die Regierung den Wagen je wieder in Dienst nehmen würde. Wahrscheinlich würde er den gleichen Weg gehen wie John F. Kennedys Limousine. Man mochte es Pech nennen, schlechtes Karma, was auch immer, aber kein anderer VIP würde jemals den Hintern auf den Platz des Toten setzen, ob der Sitz nun sterilisiert worden war oder nicht.

Gray wirkte nicht etwa wie ein Schlafender: Er sah tatsächlich wie der Tote aus, der er war. Beim Einschlag hatte die kinetische Wucht des Projektils ihm die Brille von der Nase geschleudert mit dem Ergebnis, dass Gray nun jeden Blick zu erwidern schien, der auf ihn fiel.

Ohne den Handschuh abzustreifen, schloss Knox ihm die Lider. Er tat es aus Respekt. Er hatte Gray gut gekannt. Er war mit den Auffassungen und Methoden dieses Mannes nicht immer einverstanden gewesen, aber er hatte stets Achtung vor Gray gehabt. Er hoffte, dass Gray für ihn das Gleiche getan hätte, wäre ihre Situation jetzt umgekehrt gewesen.

Die Akten, in denen Gray in den letzten Augenblicken seines irdischen Daseins gelesen hatte, waren von der CIA bereits beschlagnahmt worden. Nationale Sicherheit stand sogar über Mordermittlungen. Knox bezweifelte, dass es zwischen dem Mord und dem, was der CIA-Chef im Moment seines Todes gelesen hatte, einen Zusammenhang gab, doch völlig auszuschließen war es nicht.

Aber wenn man in den letzten Augenblicken seines Lebens die Gedanken dieses Mannes hätte lesen können, was dann? Als er den Grabstein und die Fahne erblickt hatte?

Sein Gefühl sagte Knox, dass Gray genau gewusst hatte, wer ihn töten würde. Und möglicherweise wussten andere Leute in der CIA es auch. Falls ja, hatten sie offenbar vor, ihn seine Arbeit allein machen zu lassen. Knox fragte sich nach dem Grund, ließ den Gedanken dann aber fallen. Was man in Langley hinter verschlossenen Türen trieb, war eine heikle Angelegenheit und oft nicht zu ergründen. Verlassen konnte man sich nur auf eins: Die Tatsachen waren oft so verwickelt, wie man es in manchen Thrillern lesen konnte.

Knox wandte sich von der Leiche ab und grübelte über die Fakten nach, während er hinaus auf den Atlantik starrte.

Vor mehr als sechs Monaten war Grays Wohnsitz in die Luft gesprengt worden, er selbst nur knapp dem Tod entronnen. Auf der Hinfahrt hatte man Knox über eine abhörsichere

Leitung einige Informationen übermittelt. Die Verdächtigen beim damaligen Sprengstoffanschlag galten im jetzigen Mordfall nicht als verdächtig. Diese Klarstellung kam von ganz oben, sodass Knox nichts anderes übrig blieb, als sie zur Kenntnis zu nehmen. Doch er gedachte diesen Sachverhalt im Hinterkopf zu behalten. Nach seinem Verständnis hing die Wahrheit nicht von irgendwelchen Voraussetzungen oder Bedingungen ab. Diesem Grundsatz blieb er treu – auch deshalb, weil er die Wahrheit vielleicht irgendwann als Waffe brauchte, um den eigenen Hals zu retten.

Er fuhr zu Grays Villa und unterzog das Interieur einer kurzen Besichtigung, ohne etwas Interessantes zu entdecken; dann spazierte er zu einem Kliff an der Seeseite des Grundstücks. Dort schaute er auf die tobenden Fluten der Bucht hinunter, ehe er den Blick auf die heranrückende Unwetterfront richtete, die die in der Nähe stattfindende Morduntersuchung nicht unbedingt erleichtern würde. Knox betrachtete den Baumgürtel, der sich rechts vom Haus erstreckte, und erkannte rasch, dass man auf diesem Weg zu der Landstraße gelangte, die Grays Fahrzeugkolonne benutzt hatte.

Er drehte sich zu der Klippe um.

Und stellte sich die Frage, ob es möglich sein könnte.

Setzte man voraus, dass der richtige Mann es versuchte, gab es auf diese Frage nur eine Antwort.

Ja.

Er stieg wieder in den Rover und machte sich auf die Fahrt zum zweiten Tatort.

Zum Tatort der Ermordung Roger Simpsons.

Der Bundesstaat Alabama hatte einen Senator weniger.

Und noch ohne die Umstände der Ermordung Simpsons zu kennen, wusste Knox dank seines Gespürs, dass er nur einen Mörder suchen musste.

Nur einen.

Kaum hatte Annabelle die vordere Veranda betreten, als sie es sah. Alex Ford bemerkte es ebenfalls. Sie kamen gerade vom Abendessen bei *Nathan's* in Georgetown. Das Restaurant war zu ihrem bevorzugten Treffpunkt geworden.

Annabelle zog das Messer aus dem Pfosten und entrollte den Brief. Dann schaute sie sich um, als rechnete sie damit, der Verfasser könne noch in der Nähe sein.

Sie und Alex setzten sich vor den kalten Kamin, wo Annabelle das Schreiben las. Als sie fertig war, reichte sie es Alex und wartete stumm, bis er es ebenfalls gelesen hatte.

»Er empfiehlt, dass du packst und ausziehst. Weil wahrscheinlich Leute kommen werden, um Fragen zu stellen. Wenn du möchtest, kannst du bei mir unterschlüpfen.«

»Wir wussten doch vom ersten Moment an, dass er es war, oder?«, meinte Annabelle.

Alex betrachtete den Brief. »Ich habe in meinem Leben vieles bedauert«, las er vor, »und ich habe jede Bürde getragen. Aber Miltons Tod war meine alleinige Schuld. Deshalb habe ich getan, was zu tun war, und die bestraft, die bestraft werden mussten. Doch mich selbst zu bestrafen wird mir niemals gelingen, denn keine Strafe ist hart genug. Wenigstens ist John Carr endlich tot. Das macht mich sehr glücklich.« Alex hob den Blick. »Klingt nach einem Mann, der getan hat, was nach seiner Überzeugung getan werden musste.«

»Er bittet uns, Reuben und Caleb zu informieren.«

»Das übernehme ich.«

»Du weißt, dass diese Männer es nicht besser verdient hatten«, sagte Annabelle. »Wegen all der Vorkommnisse, in die Finn uns in der Nacht von Miltons Tod eingeweiht hat.«

»Niemand hat das Recht, einen Mord zu begehen, Annabelle«, widersprach Alex. »Das ist Vigilantentum. Es ist verwerflich und falsch.«

»Unter allen Umständen?«

»Jede Ausnahme bringt die Regel vollständig zu Fall.«

»Das ist *deine* Meinung.«

»Verbrenn den Brief, Annabelle«, forderte Alex sie auf.

»Was?«

»Verbrenn ihn, bevor ich es mir anders überlege.«

»Wieso?«

»Er enthält zwar kein Geständnis, aber Hinweise. Ich kann selbst nicht glauben, dass ich so etwas sage. Verbrenn ihn. Am besten sofort.«

Annabelle benutzte ein Streichholz, um das Schreiben anzuzünden, und warf das entflammte Papier in den Kamin.

»Oliver hat mir mehr als einmal das Leben gerettet«, fuhr Alex fort. »Er war der anständigste, verlässlichste Mensch, dem ich je begegnet bin.«

»Ich wollte, er wäre geblieben, um sich mit uns auszusprechen.«

»Ich bin froh, dass er es nicht getan hat.«

»Warum?«, fragte Annabelle gereizt.

»Womöglich hätte ich ihn festnehmen müssen.«

»Das ist doch wohl ein schlechter Scherz. Eben hast du noch behauptet, er wäre der anständigste Mensch, dem du jemals begegnet bist.«

»Ich bin Gesetzhüter, Annabelle. Freund oder nicht, ich habe einen Eid geschworen.«

»Aber du wusstest doch vorher, dass er schon Menschen getötet hatte, und hattest anscheinend kein Problem damit.«

»Sicher, aber das waren Liquidierungen auf Befehl der amerikanischen Regierung.«

»Und dadurch ist es in deinen Augen in Ordnung? Weil irgendein Politiker es befohlen hat?«

»Oliver war Soldat. Er war darauf gedrillt, Befehle zu befolgen.«

»Er hatte trotzdem Gewissensbisse. Denn einige der Leute, die er auf Befehl umbringen musste, waren unschuldig. Du hast selbst gesehen, wie sehr es ihn bedrückt hat.«

»Ich respektiere seine moralischen Empfindungen. Er hatte aber keine dienstliche Berufung zum Moralapostel.«

Annabelle stand auf und starrte Alex an. »Diesmal hat er zwei Kerle erledigt, die es wirklich verdient hatten, aber nun bist du plötzlich bereit, ihn festzunehmen, weil er keinen *Regierungsauftrag* hatte?«

»So einfach ist es nicht, Annabelle.«

Sie schüttelte sich das lange Haar aus dem Gesicht. »Doch, ist es«, erwiderte sie barsch.

»Hör mal ...«

Sie ging zur Tür und öffnete sie. »Lass uns den Abend beenden, bevor wir etwas sagen, das wir nachher bereuen. Oder bevor *ich* etwas sage. Außerdem muss ich packen.«

»Wohin gehst du?«

»Ich lasse es dich wissen«, antwortete Annabelle in einem Tonfall, der bei Alex starke Zweifel an der Ernsthaftigkeit ihres Versprechens hervorrief.

Alex machte Anstalten, etwas zu erwidern, stand dann aber ebenfalls auf. Seine Miene war düster. Ohne ein weiteres Wort ging er hinaus.

Annabelle knallte hinter ihm die Tür zu. Im Schneidersitz nahm sie vor dem Kamin Platz und betrachtete die schwarzen Fetzen der letzten Nachricht, die Oliver Stone an sie und die anderen gerichtet hatte. Tränen rannen ihr über die Wangen, als sie an den Inhalt des Schreibens dachte.

Sie blickte zur Tür. In den vergangenen Monaten waren Alex und sie sich sehr nahegekommen. Als die Ermordung Grays und Simpsons bekannt geworden war, hatten sie und Alex sofort die Wahrheit geahnt. Doch sie beide hatten über ihre Empfindungen geschwiegen – vielleicht, weil sie befürchteten, ihr unausgesprochener Verdacht, dass Stone die beiden Männer getötet hatte, würde zur Gewissheit, indem sie ihn aussprachen. Nun *war* dieser Verdacht zur Gewissheit geworden, und ihre unterschiedliche Einschätzung von Stones Handlungsweise hatte einen Keil zwischen sie getrieben.

Annabelle packte ihre wenigen Habseligkeiten zusammen, schloss das Friedhofsgärtnerhäuschen ab – nach ihrer Über-

zeugung zum letzten Mal –, schwang sich ins Auto und fuhr zu einem Hotel in der Nähe.

Im Zimmer entkleidete sie sich und legte sich ins Bett. Sie musste weg von hier. Hier hielt sie nichts mehr. Da Oliver fort war, ihr Vater nicht mehr lebte und Alex sich als anders erwies, als sie ihn eingeschätzt hatte, war sie wieder ganz auf sich allein gestellt.

Das schien ihre Bestimmung zu sein.

Ich drück dir die Daumen, Oliver Stone.

In einem war Annabelle sich vollkommen sicher: Stone brauchte alles Glück, das er bekommen konnte.

Vielleicht galt das für sie alle.

Eigentlich hätte Joe Knox lieber daheim in seinem Stadthaus gesessen, sich ein Bier oder einen Glenlivet gegönnt und vor dem knisternden Kaminfeuer das Buch zu Ende gelesen. Aber jetzt war er hier. Der Stuhl war unbequem, die Räumlichkeit kühl und schlecht beleuchtet, das Warten unerfreulich. Sein Blick ruhte auf der Wand gegenüber, doch in Gedanken weilte er fern dieser Örtlichkeit.

Die Besichtigung des Tatorts in Roger Simpsons Haus hatte nicht allzu viel Zeit beansprucht. Wie seinen früheren Chef bei der CIA hatte der Tod auch Simpson im Sitzen ereilt – statt im Polstersitz eines Autos allerdings auf einem zur Leiter ausklappbaren Stuhl in der Küche, die nun über und über mit dem Blut des Toten bespritzt war. Der Schuss war aus einem Rohbau auf der anderen Straßenseite abgegeben worden. Der Zeitpunkt der Hinrichtung – Knox hegte die feste Überzeugung, dass es sich um nichts anderes handelte – war auf die späten Abendstunden anzusetzen. Deshalb gab es so gut wie keine Augenzeugen.

Der einzige interessante Gegenstand war die Zeitung gewesen. Simpson war durch die Morgenausgabe der ehrwürdigen *Washington Post* hindurch erschossen worden, und die Kugel hatte ihn mitten in die Brust getroffen. Das war ungewöhn-

lich. Wie im Fall Gray geschehen, zielten die meisten Scharfschützen auf das Hirn, verließen sich gewissermaßen auf den goldenen Schuss unter allen möglichen Schüssen. Zwar konnte bei Verwendung geeigneter Munition auch ein Körpertreffer tödlich sein, doch in der Welt eines professionellen Killers genoss der Kopfschuss den gleichen Ruf wie ein treuer Hund: Er ließ einen nie im Stich.

Gray in den Kopf. Simpson in die Brust. Warum der Unterschied?

Und warum bei Simpson durch die Zeitung?

Diese Fragen hatten Knox ins Grübeln gebracht. Nicht dass ein paar Zeitungsblätter die Kugel hätten ablenken können, doch der Schütze hatte mehr oder weniger raten müssen, wo genau das Projektil einschlug. Und was, wenn Simpson ein dickes Buch vor dem Brustkorb gehabt hätte oder ein Feuerzeug in der Brusttasche? Dadurch hätte der Schuss misslingen *können*. Und die Mehrzahl der Scharfschützen, die Knox gekannt hatte, hielten nichts vom Raten, allenfalls im Hinblick auf die Frage, wen sie als Nächsten umlegen sollten.

Doch als er die Zeitung untersuchte, war ihm klar geworden, weshalb der Schütze die Brust seines Opfers aufs Korn genommen hatte: In die Zeitung war das Foto eines Menschen geklebt worden. Das Projektil hatte der abgebildeten Person den Kopf zerstäubt. Bei genauerem Hinsehen erkannte Knox, dass der Rest des Fotos den Oberkörper einer Frau zeigte. Wer sie war, ließ sich durch keinerlei Kennzeichnung oder Beschriftung feststellen. Er hatte mit dem Zeitungsboten gesprochen und sich erkundigt, ob ihm etwas Verdächtiges aufgefallen sei, aber der Mann hatte verneint. Und einen Hausmeister oder Verwalter gab es hier nicht.

Doch der Mörder hatte das Foto in die Zeitung geklebt, da hatte Knox keinen Zweifel.

Und das wiederum konnte nur eines bedeuten: Der Mord war aus persönlichen Motiven erfolgt. Der Mörder hatte gewollt, dass Simpson sah, warum er sterben musste und wer

die Tat verübte. Es war ähnlich wie mit dem Grabstein und der Fahne bei Gray.

Knox' widerwillige Bewunderung für den Todesschützen nahm weiter zu. So genau zu zielen, dass der Schuss das kleine Foto traf, erforderte ein unglaubliches Auge, höchste Geschicklichkeit, sorgfältige Planung und ein Maß an Selbstvertrauen, das nicht einmal die professionellsten Scharfschützen besaßen.

Knox hatte die Gerichtsmedizin angewiesen, ihn zu informieren, sollte bei der Untersuchung der Schusswunde irgend etwas Ungewöhnliches entdeckt werden. Es war so gut wie sicher, dass es nicht gelingen würde, die verbrannten Überreste des Fotos zu rekonstruieren, die das Hochgeschwindigkeitsgeschoss in die Brusthöhle des Senators gejagt hatte. Aber man konnte nie wissen. Aus Erfahrung wusste Knox, dass es oft Kleinigkeiten und unerwartete Dinge waren, mit denen man einen Verbrecher zur Strecke brachte.

Er straffte sich und stellte das Nachdenken über Gewehrscüsse und Leichen ein, als er hörte, wie sich Schritte durch den schmalen Korridor näherten. Zwei Männer kamen herein, beide im Anzug, beide mit grimmigen Mienen. Einer hatte einen großen Tresoreinsatz dabei. Mit lautem Dröhnen setzte er ihn auf dem Tisch ab. Dadurch verlieh er der Situation eine zusätzliche Dramatik, die sie gar nicht mehr brauchte, wenigstens aus Knox' Sicht.

Der ältere Mann war sehr groß und breitschultrig und hatte einen dichten weißen Haarschopf. Dennoch sah man ihm an, dass im Lauf der Jahrzehnte zahllose Krisen an ihm gezehrt und ihn zerfressen hatten. Das Leben hatte ihm nichts geschenkt, das sah man an seiner schleppenden Gangart, an jeder Falte des Gesichts und den gekrümmten Schultern. Sein Name lautete Macklin Hayes. Er war ein ehemaliger Dreisternegeneral des Heeres, der schon vor langem zum Geheimdienst gewechselt war, allerdings noch enge Verbindungen zum militärischen Nachrichtendienst pflegte. Nie hatte Knox

gehört, dass jemand diesen Mann liebevoll »Mack« nannte. Auf diesen Gedanken kam man erst gar nicht.

Hayes nickte ihm zu. »Danke, Knox, dass Sie gekommen sind.«

»Ich hatte ja wohl keine Wahl, oder, General?«

»Hat irgendeiner von uns eine Wahl?«

Knox zog es vor, nicht darauf zu antworten, und wartete.

»Sie verstehen den Ernst der Lage?«, fragte Hayes.

»So gut, wie es in der kurzen Zeit möglich sein kann, seit ich an dieser Scheißsache arbeite.«

Hayes klopfte auf den Deckel des Behälters. »Alles Übrige ist da drin. Lesen Sie. Verschaffen Sie sich einen Überblick. Merken Sie sich alles. Wenn die Kuh vom Eis ist, müssen Sie es vergessen. Verstanden?«

Knox nickte bedächtig. *Diese Besonderheit verstehe ich allemal.*

»Haben Sie schon irgendwelche Schlussfolgerungen gezogen?«, fragte der jüngere Mann.

Knox kannte den Knaben nicht und wunderte sich über dessen Anwesenheit. Vielleicht hatte er bloß die Aufgabe, den Behälter zu tragen. Doch er hatte eine Frage gestellt und erwartete wahrscheinlich eine Antwort.

»Zwei Morde mit ausgesprochenem Hinrichtungsscharakter, begangen von ein- und demselben Schützen, der sein Handwerk versteht, vermutlich ein Exsoldat, der gegen Gray und Simpson irgendeinen Groll hegte und ihnen etwas heimzahlen wollte. Er hat für Gray einen Grabstein mit Nationalflagge hingestellt und für Simpson das Foto einer Frau in die Morgenzeitung geklebt. Erst hat er den Senator erschossen und ist dann sofort nach Maryland geeilt, um Gray zu erledigen, wahrscheinlich, damit der nichts von Simpsons Tod erfährt und gewarnt wird.«

»Sind Sie sicher, dass es nicht zwei Schützen waren?«, erkundigte sich der jüngere Mann. »Und hinsichtlich der Reihenfolge?«

»Derzeit bin ich mir noch über gar nichts *sicher*. Sie haben nach einer vorläufigen Einschätzung gefragt, und das ist sie.«

»Und der Fluchtweg? Der Täter kann unmöglich auf der Straße entwischt sein. Da wäre er gesehen worden.«

Knox zögerte. »Er ist von der Klippe ins Meer gesprungen.«

Hayes ergriff das Wort. »Anscheinend sind Sie nicht der Einzige, der diesen Verdacht hat.«

»Wer ist der andere?«

»Lesen Sie die Unterlagen.«

In Knox' Bauch entwickelte sich Sodbrennen, aber er schwieg auch zu dieser Antwort. »Hat Gray in den Tagen vor seinem Tod irgendwas Außergewöhnliches gesagt?«

»Ungefähr sechs Monate vor seiner Ermordung war er in ungewöhnliche Vorgänge verstrickt, aber von welcher Art sie waren, ist so geheim, dass nicht einmal ich in vollem Umfang eingeweiht bin. Wie Sie selbst wissen, hat Gray nie viel durchblicken lassen. Außerdem war er damals zeitweilig Privatmann, also sind unsere Informationen schon deshalb unvollständig. Es ist alles ein bisschen verworren.«

Knox nickte. Gray und Geheimnistuerei waren Brüder gewesen. »Gibt es einen Zusammenhang mit den einstigen Verdächtigen, die jetzt angeblich unbeteiligt sind? Ich muss gestehen, diese Mitteilung kam mir ein bisschen aus heiterem Himmel.«

»Wir gehen nicht alle mit dieser Maßgabe konform«, erklärte der Jüngere.

Knox schaute vom Jüngeren zum Alten. »Was soll das heißen? Sind den Ermittlungen Grenzen gesetzt?«

Hayes verzog das Gesicht zu einem undeutbaren Lächeln. In Las Vegas könnte der Mann, überlegte Knox, beim Pokern ein Vermögen einheimsen.

»Schwer zu sagen. Wie mein Kollege schon angemerkt hat, ist man in den Führungsetagen geteilter Meinung darüber.«

»Und was bedeutet das für mich?«

»Dass Sie vorsichtig sein müssen, Knox, *sehr* vorsichtig.« Hayes tippte auf den Behälter. »Ich habe einiges Material sammeln können, das Sie hier finden, darunter außerdienstliche Erkenntnisse.«

»Sie meinen Informationen, die Sie mir eigentlich gar nicht zugänglich machen dürften?« Knox vermisste sein Buch und das gemütliche Stadthaus immer mehr.

»Könnte sein.«

»Ich bin nicht scharf darauf, mir bei diesen Ermittlungen einen Genickschuss einzufangen.«

»Ich auch nicht.«

»Das ist mir kein großer Trost, Sir, denn während Sie sich den Rücken freihalten, bin ich voraussichtlich bald tot.«

»Ich möchte, dass Sie alles lesen, nach Hause fahren und nachdenken. Dann rufen Sie mich an.«

»Um Ihnen Antworten zu geben oder Fragen zu stellen?«

»Beides, will ich hoffen.«

»Wahrscheinlich hat der Täter längst das Weite gesucht.« *Echte Profis setzen sich so schnell und effektiv ab, wie sie töten.*

Leise trommelte Hayes mit den langen, knöchigen Fingern auf die Tischplatte. Für Knox schien seine Hand in der schwachen Beleuchtung einem kleinen Kraken zu ähneln. »Vielleicht.« Hayes stand auf. Sein Begleiter tat es ihm nach: Meister und Marionette. »Lesen Sie, überlegen Sie, rufen Sie an. Schönen Abend noch, Knox. Und viel Glück.«

Knox blickte den beiden nach, bis sie im Korridor verschwanden – ein Flugzeugträger und sein getreuer Zerstörer, die durch die stürmische See der amerikanischen Geheimdienstszene dampften.

Er öffnete den Deckel des Tresorbehälters, nahm eine Handvoll Unterlagen heraus und machte sich ans Lesen.

Viel Glück, sagte die Kobra, bevor sie zubiss.

Heute war einer jener Tage, an denen Knox sich wünschte, er hätte dem Vorbild seines Vaters nachgeeeifert und wäre Klempner geworden.

Plötzlich stöerten Geräusche, die ganz nach einer Schlägerei klangen, Stones kurzes Nickerchen. Er zwinkerte sich wach und sah sich um. Die Frau auf dem Nebensitz beruhigte ihren weinenden Säugling. Über mehrere Sitzreihen hinweg erkannte Stone die Quelle des Lärms.

Es waren einer gegen drei, und alle Beteiligten waren Mittzwanziger, also in einem Alter, in dem Testosteronschübe regelmäßig sämtliche Sicherheitsventile überfluteten. Mehrere Passagiere riefen halbherzige Aufforderungen, die Prügelei zu beenden, doch niemand hob den Hintern vom Sitz, um einzugreifen. Stone hielt Ausschau nach dem Zugbegleiter, sah aber nirgends eine Uniform.

Den Burschen, der die Schläge einstecken musste, hatte Stone bereits im Zug bemerkt: Es war der ehemalige Highschool-Quarterback mit seinem bitteren Zorn auf Gott und die Welt. Soeben musste er eine krachende Rechte auf seine bereits geschwollene linke Wange einstecken. Einer seiner Gegner packte ihn und hielt ihn fest. Blut lief ihm aus der Nase, als er sich zu befreien versuchte. Er trat, spuckte und wand sich, konnte sich aber nicht losreißen. Schon verpasste ihm der dritte Bursche hohnlachend einen Tritt in den Unterleib, sodass Mr. Quarterback einknickte.

Okay, das reicht jetzt.

Stone sprang auf. Als der Schläger ausholte, um abermals draufloszudreschen, packte Stone dessen Handgelenk und gab dem Arm einen kräftigen Ruck, der den Burschen fast von den Füßen riss. Er fuhr herum und stierte Stone an. Sein Zorn wich plötzlicher Belustigung.

Der Junge war zwar mindestens zehn Zentimeter kleiner als Stone, aber auch fast 40 Jahre jünger und 25 Kilo schwerer.

»Habt ihr heute Freigang im Pflegeheim, alter Sack?«, spottete der Schläger und schwang die Fäuste. »Soll ich dir auch die Fresse polieren?« Er tänzelte und hüpfte auf der Stelle. An seinem Bauch klingelte Blech. Auch an seinen fuchtelnden Schwabbelarmen klimperte Leichtmetall. Nur mit Mühe konnte Stone sich ein Lachen verkneifen.

»Lasst ihn los, und alles ist in Ordnung.«

»Der Typ ist ein Falschspieler!«, krähte einer der beiden anderen, packte dem Quarterback ins Haar und zerrte dessen Kopf hoch. »Er hat uns beim Pokern beschissen.«

»Okay, und ihr habt ihm eine tüchtige Lektion erteilt. Also könnt ihr jetzt Schluss machen.«

»Willst du uns rumkommandieren, du wandelnde Leiche?«, schnauzte der Dicke, der Stone mit den Fäusten bedrohte.

»Kommt, Jungs, macht Feierabend. Ihr habt's ihm gezeigt. Ihr habt ihn grün und blau geschlagen.«

»Aber dich noch nicht, du blöder alter Socken.«

»Ich möchte nur Frieden stiften.« Stones Blick streifte die übrigen Fahrgäste; viele von ihnen gehörten zu den älteren Semestern. »Ihr habt die Leute ziemlich übel erschreckt.«

»Interessiert uns 'n Scheiß.« Der Dicke zeigte mit dem Finger auf Stone. »So, und du wirst dich jetzt entschuldigen, Opa, weil du uns belästigt hast, und dann ziehst du Leine und setzt dich wieder hin, sonst muss ich dich nämlich in den Arsch treten. Verdammt, das könnt ich eigentlich auch so machen, weil ich Lust drauf hab!«

Der Tag war lang gewesen, und Stone hatte ohnehin schlechte Laune, weil er sich nicht einmal zehn Minuten Schlaf gönnen durfte. »Du allein?«, fragte er. »Oder helfen dir die zwei Luschen?«

Der Junge grinste. »Nun hör sich einer den alten Knacker an! Dich schaff ich allein, Opa. Ich sag dir was. Ich benutze nur eine Hand, damit es länger dauert, dir den klapprigen Arsch aufzureißen.« Er vollführte einen kurzen Haken, dem Stone auswich. »Ohooo, sieh mal an, der alte Sack kommt in

Fahrt! Bist du 'n guter Tänzer, Opa?« Urplötzlich trat der Rowdy zu. Stone packte das Bein und behielt es in eiserner Umklammerung. Die Visage des Stämmigen, der auf einem Bein hopste, lief puterrot an. »Lass mich los, oder ich scheiß dir vor 'n Koffer! Lass los!«

»Du hast noch eine Chance«, sagte Stone.

Der Rüpel drosch mit der Faust zu. Und schlug daneben.

Stones Ellbogen hingegen verfehlte seine Schläfe nicht. Auch nicht die Faust, die dem Jungen das Nasenbein zerschmetterte. Der Schläger brach zusammen, stöhnte und wand sich auf dem Fußboden.

Die beiden anderen ließen vom Ex-Quarterback ab und stürzten sich auf Stone. Einer brach zusammen, als hätte eine Axt ihn gespalten, als Stones Fuß seinen Unterleib traf und sein Gesicht auf Stones Knie krachte. Der Dritte bekam die Faust, die zuerst in seine Magengrube rammte und dann als Aufwärtshaken gegen sein Kinn schmetterte, nie zu sehen. Er schlug neben seinen Kumpel auf den Fußboden des Waggons und presste stöhnend die Hände auf Bauch und Gesicht.

»Verdammt, was geht hier vor?«

Stone drehte sich um. Der Zugbegleiter kam durch den Mittelgang gerannt, Sprechfunkgerät und Fahrkartenentwerter in den Händen. Die Dienstmütze wippte auf seinem Kopf.

Bevor Stone ein Wort sagen konnte, fing einer der Lümmel, die er soeben niedergeschlagen hatte, zu zetern an. »Der alte Knacker hat uns überfallen!«

Augenblicklich meldeten sich die anderen Fahrgäste zu Wort und trugen ihre Beobachtungen des Vorfalls vor. Allerdings plapperten sie heillos durcheinander.

Der gestresste Zugbegleiter betrachtete die jämmerlichen Gestalten auf dem Fußboden und wandte sich dann Stone zu. »Sie stehen als Einziger noch«, stellte er scharfsinnig fest. »Haben Sie diese Fahrgäste zusammengeschlagen?«

»Erst nachdem ich von ihnen angegriffen wurde«, antwortete Stone. »Sie haben behauptet, der da hätte beim Pokern

betrogen.« Er deutete auf den Ex-Quarterback, der auf dem Fußboden saß und sich die blutige Nase hielt. »Sie haben den Mann misshandelt und sind dann auch mir gegenüber tötlich geworden.« Er wies auf die stöhnenden Kampfunfähigen zu seinen Füßen. »Wie Sie sehen, ist das Ergebnis nicht so ausgefallen, wie sie es wohl erhofft haben.«

»Na schön«, sagte der Zugbegleiter. »Zeigen Sie mir Ihre Papiere.«

»Sie sollten sich von diesen Schlägern die Ausweise zeigen lassen. Ich bin der gute Samariter. Fragen Sie die anderen Fahrgäste.«

»Das mag ja sein, aber ich fange mit Ihnen an. Was sagen Sie nun?«

Stone hatte nicht die Absicht, dem Mann seinen Ausweis zu zeigen; er wusste, die Kontrolle würde in irgendwelchen Dateien vermerkt, wo jene Leute, die ihm ans Fell wollten, die Informationen entdecken und für ihre Zwecke nutzbar machen konnten. Außerdem war sein Ausweis gefälscht und konnte einer elektronischen Überprüfung nicht standhalten.

»Ich schlage vor, Sie fangen mit denen an. Ich setz mich wieder an meinen Platz, in Ordnung? Im Grunde habe ich mit der ganzen Sache ja gar nichts zu tun.«

»Entweder Sie weisen sich aus, oder ich verständige die Polizei, die sich dann beim nächsten Halt mit Ihnen befasst.« Der Zugbegleiter zeigte auf die jungen Männer. »Das Gleiche gilt für Sie.«

Der Ex-Quarterback stieß ein Ächzen aus und spuckte Blut.

»Er muss in ärztliche Behandlung«, meinte Stone. Er kniete sich neben den jungen Mann und legte ihm eine Hand auf die Schulter, doch der Bursche stieß sie fort.

»Verdammt noch mal, ich brauche keine Hilfe von einem wie Ihnen!«

»Ich glaube, wir müssen einen Notarzt rufen«, sagte Stone zum Zugbegleiter, wobei er sich aufrichtete.

»Wenn er ärztliche Behandlung wünscht, wird dafür gesorgt, aber ich warte noch immer auf Ihren Ausweis, Sir«, entgegnete der Amtrak-Mitarbeiter hartnäckig.

Du willst einfach nicht aufgeben, wie?

»Beim nächsten Halt steig ich aus diesem Scheißzug aus«, jammerte der Quarterback. Mit zittrigen Beinen erhob er sich.

»Soll mir recht sein«, sagte der Zugbegleiter. »Von mir aus können Sie alle aussteigen.«

»Wo halten wir denn das nächste Mal?«, fragte Stone.

Der Mann beantwortete ihm die Frage. »Und entweder weisen Sie sich jetzt aus, oder ich benachrichtige die Polizei.«

Stone überlegte einen Moment. »Wie wär's, wenn ich beim nächsten Halt ebenfalls aussteige?«

»Meinetwegen«, sagte der Zugbegleiter, wobei er Stone eindringlich musterte; seine Miene bezeugte Argwohn. Er winkte den Burschen zu, die noch auf dem Boden hockten. »Sie setzen sich jetzt alle wieder auf Ihre Plätze und bleiben dort, oder ich Sorge dafür, dass Sie ins Gefängnis wandern. Das ist mein voller Ernst.«

»Und wenn ich diesen Dreckskerl verklagen will?«, heulte der Dicke, den Stone als Ersten zu Boden geschickt hatte. Vorwurfsvoll zeigte er auf seinen Bezwinger.

»Toll. Und er«, der Zugbegleiter zeigte auf den Ex-Quarterback, »verklagt Sie.« Dann deutete er auf Stone. »Und dieser Mann kann Sie und Ihre Kumpels verklagen, denn nach allem, was ich von den anderen Fahrgästen zu hören kriege, haben Sie ihn zuerst angegriffen. Also, wie wollen Sie es haben, Sie Klugscheißer?«

Dem Stämmigen schlotterten die Hamsterbacken. »Okay, okay. Schwamm drüber.«

»Das ist das Klügste, was ich bisher von Ihnen gehört habe. Und wenn Sie noch einmal Krawall machen, dann gefälltigst nicht in meinem Zug. Legen Sie sich lieber nicht mit Amtrak an, Bürschchen!« Der Zugbegleiter drehte sich um und stapfte davon.

Innerlich schäumte Stone, als er sich wieder auf seinen Platz setzte. Warum hatte er sich bloß in diese Keilerei verwickeln lassen? Nun musste er die Fahrt abkürzen.

Die Frau auf dem Nebensitz beugte sich zu ihm hinüber. »Das war sehr mutig von Ihnen. Wo haben Sie so zu kämpfen gelernt?«

»Bei den Pfadfindern«, sagte Stone zerstreut.

Sie machte große Augen. »Die Pfadfinder? Sie scherzen.«

»Vor dem Ersten Weltkrieg waren wir Pfadfinder noch richtig harte Typen, Ma'am.«

Er grinste matt, und die Frau lachte. »Der war gut«, meinte sie.

Stones Lächeln verflog.

Eigentlich nicht. Jetzt bin ich nämlich am Arsch.

Caleb Shaw und Reuben Rhodes waren schon niedergedrückter Stimmung gewesen, bevor Alex Ford in Calebs protziger Eigentumswohnung erschien und ihnen die jüngsten Neuigkeiten mitteilte. Nun sank ihre Gemütsverfassung auf den Tiefpunkt.

Caleb schenkte sich einen Sherry ein und stopfte sich mit Höchstgeschwindigkeit fettige Kartoffelchips in den Mund, eine seiner zahlreichen nervösen Angewohnheiten. »Wie viele Tragödien sollen wir denn noch ertragen müssen?«, rief er.

»Also hat er Simpson und Gray umgelegt?«, erkundigte sich Reuben.

»Er hat es in dem Brief nicht ausdrücklich erwähnt«, antwortete Alex, »aber es sieht ganz so aus.«

»Die Schweine hatten es verdient«, sagte Reuben trotzig.

»Trotzdem war es Mord, Reuben«, stellte Alex klar.

»Denk mal daran, was sie ihm angetan haben. Und hat einer von ihnen dafür gegessen? Verflucht noch mal, nein. Ich finde ...«

Alex schien darüber diskutieren zu wollen, so, wie er es bei Annabelle versucht hatte, entschied sich dann aber dagegen.

»Was glaubst du, wo er ist?«, fragte Caleb.

»Auf der Flucht«, erklärte Alex. »Ihr solltet euch nicht wundern, wenn das FBI bei euch klingelt, um euch mit Fragen zu löchern.«

»In dem Fall weiß ich von nichts«, sagte Reuben energisch.

»Sei lieber vorsichtig«, warnte ihn Alex. »Ein Verfahren wegen Strafvereitelung kann dir ein paar Jahre Knast einbringen.«

»Ich sage nichts, was diesen Lumpen helfen könnte, Oliver zu schnappen. Und von dir erwarte ich das Gleiche, Alex.«

»Ich bin in einer etwas anderen Situation«, erwiderte Alex trotzig.

»Bist du denn nicht Oliver's Freund? Hat er dir nicht das Leben gerettet?«

»Doch. Und ich habe ihm die gleiche Gefälligkeit erwiesen, falls du's vergessen hast.«

»Und ist er nicht der Grund, weshalb man dir wegen Zerschlagung eines Spionagerings eine außerplanmäßige Beförderung gewährt hat?«

»Ich verstehe, was du mir sagen willst, Reuben.«

»Nein, offensichtlich nicht«, widersprach der Hüne, stand auf und trat vor den hochgewachsenen Secret-Service-Agenten hin. »Denn wenn du denen was erzählst, das ihnen hilft, Oliver zu erwischen, bist du ein mieser Verräter.«

»So einfach ist das nicht, Reuben. Ich bin immerhin noch Bundespolizist. Ich habe einen Eid geleistet, Recht und Gesetz zu schützen.«

»Und was denkt Annabelle über deine Einstellung?«, fragte Reuben.

»Zum Teufel, was geht das dich an?«

»Sie fand es bestimmt genauso erbärmlich wie ich, oder?«

»Leute, Leute!«, sagte Caleb beschwichtigend. »Oliver wollte ganz bestimmt nicht, dass diese Sache einen Keil zwischen uns treibt.«

»Es gibt keinen Keil, Caleb«, hielt Reuben ihm entgegen. »Es gibt nur einen richtigen und einen falschen Weg, um jemandes Freund zu sein. Und ich möchte, dass unserem Superbullen hier klar wird, auf wessen Seite er zu stehen hat.«

Alex starrte Reuben in die Augen. »Soll das eine Drohung sein?«

»Wegen Simpson und Gray musste Oliver durch die Hölle gehen. Ich bin froh, dass die Kerle tot sind! Ich hätte denen auch 'ne Kugel verpasst!«

»Dann wärest du jetzt im Knast.«

»Klar, nach deiner Denkweise hätte wohl auch Hitler einen Prozess verdient gehabt.«

»Zum Teufel, was hast du eigentlich für ein Problem? Du stellst es so dar, als wäre ich gegen Oliver.«

»Genau so klingt dein Gerede für mich auch.«

»Alex, vielleicht solltest du gehen, bevor die Lage uns aus der Hand gleitet«, sagte Caleb. »Bitte ...«

Alex nahm den Blick von Reuben, der ihn finster anstarrte, musterte den zermürbten Caleb und ging zur Tür hinaus.

Das war es dann wohl mit dem Camel Club, dachte er. *Vorbei. Aus. Dahin.* Und er war sich ziemlich sicher, dass er Annabelle niemals wiedersehen würde.

Alex war so tief in Gedanken versunken, dass er die beiden Männer gar nicht bemerkte, die in einem Auto saßen und ihn beobachteten. Als er losfuhr, folgten sie ihm. Zwei weitere Männer warteten vor Calebs Wohnsitz.

Offenbar hatte die Jagd begonnen.

Als der Zug aus dem Bahnhof rollte, der kaum mehr als eine schlecht beleuchtete Bretterbude war, fiel Stones Blick auf den Ex-Quarterback. Dann schaute er hinüber zu den drei Schlägern, die sie finster anstarrten. Ihren Mienen war zu entnehmen, dass sie die Keilerei noch längst nicht als beendet betrachteten und am liebsten auf der Stelle fortgesetzt hätten.

Stone nahm seinen Kleidersack und fasste den jungen Mann am Arm. »Also los, gehen wir.«

Der Bursche zuckte zurück. »Ich gehe mit Ihnen nirgendwohin!«

»Okay. Dann bleib hier und lass diese Typen beenden, was sie angefangen haben«, sagte Stone und nickte mit dem Kinn zu dem Stämmigen und seinen Freunden hinüber.

»Die haben eher mit *Ihnen* 'ne Rechnung offen als mit mir. *Sie* haben diese Arschgeigen zusammengestaucht.«

»Ja, und mit dir hatten sie ihren Spaß. Was glaubst du wohl, wen von uns sie sich lieber vorknöpfen?« Zum ersten Mal sah Stone im Mienenspiel des Burschen so etwas wie Einsicht. »Okay. Da du jetzt endlich zuhörst, solltest du mir vielleicht erst mal erzählen, woher du kommst.«

»Von zu Hause. Ich will weg. Mein eigenes Leben führen.«

»Das kenne ich. Aber wie die Sache sich momentan darstellt, dürfte es vernünftiger sein, erst mal nach Hause zurückzukehren, die Verletzungen behandeln zu lassen und die Reise später anzutreten. Hast du noch Eltern?«

»Meine Mutter.«

»Und wo ist dein Zuhause?«

Missmutig sah der Junge zu der Dreierbande hinüber, die bisher noch keinen Finger gerührt hatte. »Ich will nicht zurück. Ich bin gerade erst weg aus dem Scheißkaff.«

Erneut besah Stone sich die Jacke des Burschen. »Du bist mal Sportler gewesen, stimmt's?«

»Der beste Sportler, den dieses Drecksloch je hervorgebracht hat. Und jetzt sieht man, wie viel es mir genutzt hat.«

»Nur die wenigsten schaffen es bis ins Profilager. Das heißt aber nicht, dass die Anstrengung sich nicht gelohnt hat oder dass man ein Versager ist.«

»Danke für die Aufmunterung«, sagte der Junge gering-schätzig. »Noch ein paar solche Worte, und Sie haben mein Leben völlig umgekrempelt.«

Stone stieß einen schwermütigen Seufzer aus. »Nun hör mal zu, mein Sohn. Ich habe selbst genug Probleme. Darum überlasse ich dich in fünf Sekunden den Hyänen da drüben, wenn wir nicht ganz schnell zu einem besseren Miteinander finden.«

»Was verlangen Sie denn von mir?«, blaffte der junge Mann.

»Sag mir deinen Namen und woher du kommst.«

»Danny«, lautete die widerwillige Antwort. »Danny Riker. Zufrieden? Und wie heißen Sie?«

Stone kannte kein Zaudern. »Ben.« Das war der Vorname seines Vaters gewesen. »Und woher kommst du, Danny?«

»Divine, Virginia. Ein Bergwerkskaff. Nicht am Arsch der Welt, sondern am Arsch der Hölle.«

»Wie weit von hier entfernt?«

»Ungefähr so weit wie der Mond.«

Stone seufzte erneut. »Wohnt deine Mutter noch dort?«

»Na klar.«

»Du hast sie also ganz allein in dem ›Drecksloch‹ im Stich gelassen?«

»Sie ist nicht allein.«

»Hast du Geld für die Heimfahrt?«

»Kann sein.«

»Bestimmt. Oder hast du beim Pokern alles verloren? Die Vögel da behaupten, du hättest gemogelt.«

»Das faseln die nur, weil die vom Pokern keinen blassen Schimmer haben.« Danny schaute den Stämmigen an und grinste. »Stimmt's oder hab ich recht, Schweinchen Dick?«

»Wohin wolltest du mit dem Zug?«, fragte Stone.

»Irgendwohin, wo es kein Kohlebergwerk gibt.«

»Hast du im Bergwerk gearbeitet?«

Danny blickte sich um. »Ich hab Hunger.« Er ging in Richtung einer schmierigen Imbissstube im benachbarten Häuserblock. Über dem Eingang war ein Neonschriftzug in Schrägschrift – RESTAURANT –, aber nur das letzte T leuchtete

noch. In Gedanken benannte Stone den Imbiss sofort in ZUM LETZTEN T um.

Stone schaute sich nach Dickerchen und seinen angeschlagenen Mitstreitern um. Der Stämmige hielt ein Messer in der Hand. Stone war überzeugt davon, dass die Dreierbande Danny fertigmachen würden wenn er ihn jetzt allein ließ. Er hatte im Laufe seines Lebens viele Menschen getötet. Vielleicht war es einen Umweg wert, jetzt einmal ein Menschenleben zu schützen.

Sie aßen an der Theke. Stone blickte gelegentlich über die Schulter, um Dickerchen und seine Spießgesellen im Auge zu behalten, die in einer Sitznische Burger und Pommes mampften und ihnen über die Bierkrüge hinweg bitterböse Blicke zuwarfen.

Als Stone die Rechnung begleichen wollte, legte Danny den Betrag auf den Zettel und stieg vom Hocker. »Danke für Ihre Unterstützung«, sagte er ohne jede Spur von Ironie.

»Gern geschehen. Und sag ›du‹ zu mir.«

»Für einen alten Sack schlägst du ganz schön hart zu.« Irgendwie gelang es Danny, diese Bemerkung nicht wie eine Beleidigung klingen zu lassen.

»Vielleicht bin ich nicht so alt, wie du glaubst. Ich hatte bloß ein anstrengendes Leben.«

»So wie jeder.«

»Und wohin nun?«

»Weiter. Wer rastet, der rostet.«

Keine üble Faustregel fürs Leben, dachte Stone. Immerhin bin ich länger auf der Flucht als Richard Kimble.

Als sie *Das Letzte T* verließen, lungerten Dickerchen und seine Kumpel vor dem Eingang.

»He, ihr Penner«, rief der Dicke. »Ihr wollt euch doch nicht verpissen?«

»Weißt du«, sagte Stone mit freundlicher Stimme, »ich kann dir die Nase auch wieder gerade rücken.«

»Fass mich nur noch *einmal* an, Arschloch, und ich schlitz dich auf!« Dickerchen schwang ein Messer. Es war tatsächlich ein Messer, aber es war ziemlich klein, und der Dicke fuchtelte so ungeschickt damit herum, dass Stone Schwierigkeiten hatte, das Ding als Waffe zu betrachten.

»Okay. Dann alles Gute.«

Er und Danny machten Anstalten, die drei Typen stehen zu lassen, als Dickerchen sie mit dem Messer attackierte. Eine Sekunde später sank er auf die Knie und hielt sich den Wanst. Danny rieb sich die Faust und starrte auf seinen Angreifer hinunter. »Ist nicht halb so lustig, wenn's einer gegen einen geht, was, Drecksack?«

Schlapp vollführte Dickerchen einen gegen Danny gerichteten Boxhieb, streifte aber nur sein Knie. Danny holte aus, um ihm einen allerletzten Denkwort zu verpassen, überlegte es sich dann aber anders und stieß ihn zurück. Er grinste Stone zu. »Ich kann keinen Loser schlagen, der besiegt am Boden liegt. Das ist unsportlich.«

Stone warf Dickerchens Kumpanen, die sich bislang nicht entscheiden konnten, ob sie sich einmischen oder das Weite suchen sollten, einen scharfen Blick zu. »Macht euch vom Acker, ihr Komiker«, sagte er. »Und nehmt euren fetten Freund mit, oder ich prügle euch dermaßen durch, dass ihr die nächste Zeit im Koma verbringt.«

Er bückte sich, hob das Messer auf und schleuderte es mit einer Bewegung aus dem Handgelenk gegen die hölzerne Fassade des *Letzten T*, in der es stecken blieb. Einen Moment später schleiften die beiden Schläger ihren dicken Kumpel so schnell die Straße entlang, wie sie konnten.

Offenen Mundes starrte Danny auf das Messer, das zitternd im Holz steckte. Er zog es heraus und warf es in eine Mülltonne. »Wow! Wo hast du so gut Messerwerfen gelernt?«

»Im Ferienlager. Also, was soll nun werden, Danny? Heim zum Verarzt oder Herumhumpeln auf lahmem Bein, während diese Arschlöcher dir auflauern?«

»Heim. Für ein paar Tage. Nicht länger.«

»Klingt vernünftig.«

»Und du?«

»Ich penne hier 'ne Nacht lang. Morgen warte ich auf den nächsten Zug in den Süden. Ich habe von der Kälte die Schnauze voll. Bis obenhin.«

Sie schlenderten die Straße entlang.

»Ich habe beim Pokern nicht betrogen.«

»Das glaube ich dir sogar.«

»Wieso?«

»Du bist nicht blöd genug, um zu betrügen, wenn du drei Typen gegen dich hast. Wie kommst du nach Divine? Fährt da ein Zug hin?«

Danny lachte. »Oh Mann, nichts fährt nach Divine. Nur 'ne Buslinie führt in der Nähe vorbei. Von da muss man laufen oder trampen.«

Eine schwarze Limousine zog Stones Blick auf sich. Langsam glitt sie die Straße entlang und blieb neben einem Streifenwagen stehen. Der Fahrer senkte das Seitenfenster, um sich mit dem Polizisten zu unterhalten. Stone sah das weiße Regierungslogo auf der Limousine.

Ein FBI-Fahrzeug? Hier? Hatte der Schaffner sich seinen Teil gedacht und Alarm geschlagen?

Stone wandte sich Danny zu. »Divine ist wohl ein ziemlich abgelegener Ort?«

Dannys Blick erfasste die beiden Autos und kehrte zu Stone zurück. Ihm war Stones Reaktion auf das Polizeifahrzeug nicht entgangen. »Abgelegen? Mann, Divine ist eins von den Kaffs, in das es einen wirklich mit *aller* Macht ziehen muss, wenn man es überhaupt finden will. Und sobald man es gefunden hat, hat man nur noch den Wunsch, möglichst schnell wieder abzuhausen.«

»Hört sich gut an.«

»Was?«

»Nichts wie hin.«

»Du nimmst mich auf den Arm. Ich sag dir, Mann, Divine ist die Hölle.«

»Das kann ich nicht glauben, Danny.«

»Woher willst du es denn besser wissen?«

Weil ich schon in der Hölle gewesen bin. Und die lag nicht in Virginia.

Joe Knox stieg in seinen Range Rover und fuhr gemächlich nach Hause, tief in Gedanken versunken. Er hatte jeden Fetzen Papier gelesen, der in dem Tresorbehälter lagerte, und jeder hatte eine verblüffende Neuigkeit enthalten. Doch so groß die Summe an Informationen auch war – die Schlussfolgerungen, die Knox daraus ziehen konnte, um seine Ermittlungen voranzutreiben, waren kläglich. Die CIA war erstklassig im Verwischen ihrer Spuren, und in diesem Fall hatte sie sich selbst übertroffen.

So manches hatte Knox sich allerdings zusammenreimen können. Allem Anschein nach hatte der Bombenanschlag auf Grays Villa mit einer nicht genehmigten CIA-Operation gegen die Sowjetunion in den Achtzigerjahren zu tun. Nähere Einzelheiten waren nicht zugänglich, und daran würde sich wohl auch nie etwas ändern. Die Verbindung zwischen diesen Vorgängen war unklar, und es wurden keine Namen genannt. Ein Hinweis allerdings hatte sogar Knox, dem Veteranen, den Atem verschlagen: Anscheinend hatte es ungefähr um die gleiche Zeit, als Grays Wohnsitz in die Luft geflogen war, im noch unvollendeten Capitol-Besucherzentrum eine Schießerei gegeben. Eine unbekannte Anzahl CIA-Mitarbeiter war getötet worden, doch die tatsächlichen Umstände ihres Ablebens hatte die hocheffiziente Desinformationspolitik der Agency der Öffentlichkeit verschleiert. Einiges sprach dafür, dass die Verantwortung für den Vorfall Gray zugesprochen werden musste, obwohl er zu der Zeit gar kein Regierungsfunktionär gewesen war. Wem die Agenten zum Opfer gefallen waren –

und weshalb sie im Besucherzentrum überhaupt aktiv geworden waren –, blieb Knox ein Rätsel.

Ein Feuergefecht mitten unter dem Capitol? Gray muss verrückt gewesen sein.

Eine Aktennotiz in den Unterlagen verrät, dass Gray eine Besprechung mit dem derzeitigen CIA-Direktor gehabt hatte, den Knox als nutzlosen politischen Laufburschen betrachtete – ein Mann, der seine Karriere in der CIA begonnen hatte, um dann während seiner späteren Jahre im Kongress an zunehmender Gehirnerweichung zu leiden. Knox konnte nicht darauf zählen, dass der CIA-Direktor ihm eine Unterredung gewährte. Wie Macklin Hayes erklärt hatte, herrschte in der CIA Meinungsverschiedenheit darüber, wie es in dieser Angelegenheit weitergehen sollte.

Obendrein hatte Gray in Camp David eine Geheimaudienz beim Präsidenten gehabt. Knox vermutete, dass diese Information zu den von Macklin Hayes' gewonnenen Erkenntnissen zählte, von denen er eigentlich nichts erfahren sollte. Und Knox musste sich damit abfinden, dass die Wahrscheinlichkeit, den Präsidenten bezüglich dieser Audienz vernehmen zu dürfen, ungefähr so groß war wie die, unter der Dusche eine spontane Selbstverbrennung zu erleiden.

Eine der interessantesten Teilinformationen, die er den Unterlagen hatte entnehmen können, betraf die inzwischen aufgelöste Abteilung 666 der CIA, in den Reihen der CIA offiziell »Abteilung für politische Destabilisierung« genannt. Eine weniger höfliche Bezeichnung lautete »Regierungskillertruppe«. Die Abteilung 666 galt als eines der am besten gehüteten Geheimnisse der CIA. Offiziell tötete die CIA nicht, folterte niemanden und sperrte keine Unschuldigen ein – genauso wenig wie sie log, betrog oder stahl. Zu ihrem Pech hatten die Medien bei der Aufklärung der CIA-Vergangenheit diverse Erfolge erzielt; das Ergebnis waren allerlei peinliche Enthüllungen gewesen. Vordergründig hatte Knox sich an die politische Linie der Agency gehalten und Empörung geheuchelt,

weil die Presse alte Leichen aus dem Keller holte. Persönlich jedoch hatte er in diesem Treiben der Agency nie viel Nutzen gesehen. Obwohl es der Wahrheit entsprach, dass es zum Vorteil der Vereinigten Staaten gereichte, wenn gewisse Leute nicht mehr unter den Lebenden weilten, war es stets Knox' Überzeugung gewesen, dass die CIA ihre Ressourcen am günstigsten zur Informationsbeschaffung einsetzte, statt mit staatlichem Rückhalt zu töten, Menschen an den Zehen aufzuhängen oder ihnen den Ertrinkungstod vorzutäuschen, um sie zum Reden zu bringen. Nach seinen Erfahrungen machten Folteropfer jede gewünschte Aussage, nur um den Misshandlungen zu entgehen. Um an die Wahrheit zu gelangen, gab es weit effektivere Methoden.

Gray hatte offenbar den Schluss gezogen, mehrere pensionierte Drei-Sechser seien ermordet worden. Ob diese Todesfälle mit den nicht genehmigten Aktionen in der ehemaligen Sowjetunion zusammenhingen, ließ sich nicht mehr ermitteln. Nach Aussage eines ehemaligen Bodyguards von Carter Gray hatte der frühere Geheimdienstchef sich mit einem Mann in seiner Villa getroffen – an dem Abend, an dem eine Explosion sie zerrissen hatte. Dieser Mann arbeitete als Friedhofsgärtner auf einem Washingtoner Friedhof und war nach Grays vorgeblicher Ermordung vom FBI ausgequetscht worden. Und genau das war der Mann – die Person, die Macklin Hayes erwähnt hatte –, der vermutet hatte, der Täter könnte nach der Sprengung der Villa von der Klippe in die Chesapeake Bay gesprungen sein.

Knox schmunzelte grimmig, als er den Namen las, den der Mann den FBI-Agenten genannt hatte.

Oliver Stone.

Ein Irrer? Oder musste man ihn ernst nehmen? Da man Carter Gray nie nachgesagt hatte, geistig Verwirrte in seine Villa einzuladen, neigte Knox zu Letzterem. Oliver Stone hatte die Ruine von Grays Villa gemeinsam mit einem Secret-Service-Agenten besichtigt. Auch das war interessant. Knox

würde nicht umhinkommen, mit Agent Alex Ford Bekanntschaft zu schließen.

Die letzte interessante Detailinformation hatte mit einer kürzlich stattgefundenen Exhumierung auf dem Nationalfriedhof Arlington zu tun. Auf Anweisung Grays war das Grab eines Mannes namens John Carr geöffnet worden. Man hatte den Sarg ins CIA-Hauptquartier geschafft. Knox ersah weder das Ergebnis dieser Maßnahme noch wer tatsächlich in dem Sarg gelegen hatte. Allerdings lag ihm in Auszügen Carrs geheime militärische Personalakte vor; dieser Akte zufolge war Carrs Werdegang geradezu mustergültig verlaufen. Doch irgendwann war der Mann einfach verschwunden.

Für Knox' Empfinden hätte ein Mann wie Carr, der seine Fähigkeit zu töten zur Genüge unter Beweis gestellt hatte, ein tüchtiges Mitglied der Abteilung 666 abgeben können. Viele Drei-Sechser waren aus dem Militär herangezogen worden. Und genau um die Zeit, als Carr aus dem Raster der behördlichen Routineüberwachung fiel, war die Abteilung 666 auf dem Höhepunkt ihrer Aktivitäten gewesen. Für Knox warf dieses Zusammentreffen mehr Fragen auf, als es Antworten ergab.

Er erreichte sein Haus und bog in die Zufahrt zur Garage ein. Einen Augenblick später öffnete seine Tochter Melanie die Küchentür. Sie hatte angerufen und ihm mitgeteilt, sie käme zum Abendessen. Nachdem er von Macklin Hayes einbestellt worden war, hatte er sie zurückgerufen und abgesagt; deshalb überraschte es ihn, sie jetzt doch hier anzutreffen.

Aus der Küche wehte der Duft einer frisch gekochten Mahlzeit. Melanie drückte ihren Vater, schob ihn ins Haus und half ihm aus dem Mantel.

»Ich hätte nicht gedacht«, sagte Knox, »dass vielbeschäftigte Anwältinnen einer Privatkanzlei noch die Zeit finden, für sich selbst zu kochen, geschweige denn für jemand anders.«

»Gib lieber erst ein Urteil ab, wenn du gegessen hast. Ich gucke mir keine Fernsehköche an und halte mich für keine

gute Köchin. Aber zumindest habe ich in wohlwollender Absicht gehandelt.«

Melanie kam weniger nach ihrem Vater als nach seiner verstorbenen Frau Patty. Sie war groß und schlank und hatte rotes Haar, das sie gewöhnlich zu einem Pferdeschwanz zusammenband. Die Absolventin der University of Virginia war eine aufstrebende junge Staranwältin bei einer renommierten Washingtoner Anwaltskanzlei. Melanie war das ältere seiner beiden Kinder; Knox' Sohn Kenny diente derzeit mit anderen Marines im Irak. Melanie hatte die Aufgabe übernommen, sich um ihren Vater zu kümmern und zu verhindern, dass er verhungerte oder sich wegen des kürzlichen Todes ihrer Mutter, mit der er dreißig Jahre verheiratet gewesen war, in Selbstmitleid suhlte.

Zum Essen, das sie im Wintergarten zu sich nahmen, tranken sie eine Flasche Amarone. Melanie plauderte ein bisschen über den Fall, den sie zurzeit bearbeitete. Mit den Jahren hatten Knox' Sprösslinge sich daran gewöhnt, dass er nie etwas über seine Arbeit erzählte, weder ihnen noch sonst wem. Sie wussten nur, dass er um die Welt reiste – manchmal auf Abruf – und bisweilen länger fortblieb. Knox' eigener Aussage zufolge diente er dem Heimatland auf einem »kleinen Pöstchen im Außenministerium«.

»Ich bin so unwichtig«, hatte er einmal zu Melanie gesagt, »dass man mich durch die Gegend schicken kann, wann immer man Lust hat, und ich muss mich jedes Mal sofort auf die Socken machen.«

Diese Ausrede hatte sich bis zum Alter von zwölf, dreizehn Jahren bewährt, doch als seine frühreife Tochter auf die Highschool kam, hatte Knox erkannt, dass sie nicht mehr daran glaubte. Allerdings hatte sie nie versucht, die Wahrheit aufzudecken – ebenso wenig wie Knox' Sohn, der es als alltäglich betrachtete, dass sein Vater ab und zu für gewisse Zeit verschwand. Außerdem hatte Kenny Knox als Obergefreiter

im Kriegseinsatz ganz andere Sorgen, als sich zu fragen, womit sein Alter sich eigentlich die Brötchen verdiente.

»Als du abgesagt hast«, erklärte Melanie nun, »dachte ich zuerst, du steigst gleich in irgendein Flugzeug. Aber als du sagtest, du seist heute Abend wieder zu Hause, habe ich beschlossen, doch etwas zu kochen.«

Knox nickte bloß, trank von dem Wein und blickte hinaus auf die Bäume im Garten hinter dem Haus, die von auffrischendem Wind gebeugt wurden, dem Vorboten eines weiteren Gewitters. »Wie läuft es auf der Arbeit?«, fragte Melanie.

»Heute habe ich nur in ein paar alten Akten gewühlt. Aber es hat mir kaum weitergeholfen.«

Die Situation war schwierig für Melanie. Die meisten Kinder wussten, wie ihre Eltern sich ihren Lebensunterhalt verdienen, und machten sich weiter keine Gedanken darüber. Knox jedoch hatte die Einladungen zu Schulfesten, Elternsprechtagen und Ähnlichem stets abgelehnt. Was hätte er auch erzählen sollen?

»Hast du mal wieder an den Ruhestand gedacht?«, wollte Melanie wissen.

»Ja, ich denke sehr konkret daran. Praktisch bin ich schon mit einem Fuß in Rente.«

»Es wundert mich, dass das Außenministerium ohne dich funktioniert.«

Vater und Tochter wechselten einen kurzen Blick und schauten dann fort, befassten sich mit ihrem Wein und den letzten Überbleibseln Roastbeef und Kartoffeln.

Als sie sich verabschiedete, ließ Melanie die Arme ein bisschen länger auf den breiten Schultern ihres Vaters ruhen. »Pass auf dich auf, Dad«, sagte sie leise. »Wir leben in gefährlichen Zeiten.«

Er sah ihr nach, als sie zu dem Taxi ging, das sie gerufen hatte, um sich zu ihrer Eigentumswohnung im D. C. bringen zu lassen. Als es abfuhr, winkte sie ihm.

Knox winkte zurück. Flüchtige Erinnerungsbilder aus den vergangenen dreißig Jahren stoben durch seine Gedanken und fanden ihren Abschluss mit dem Abbild von Macklin Hayes, der ihm empfahl, »verdammt hochgradig vorsichtig« zu sein.

Seine Tochter hatte recht. Es herrschten tatsächlich gefährliche Zeiten.

Knox hatte die Absicht, Hayes am Morgen anzurufen. Am frühen Morgen. Der General war als Frühaufsteher bekannt. Und als früh aufstehender General glaubte er – so wie jeder Gockel –, die Sonne ginge ausschließlich seinetwegen auf. Knox wusste keine Antworten, hatte aber viele Fragen. Wie der General darauf reagierte, ließ sich nicht voraussehen. Beim Militär genoss Macklin Hayes den Ruf, seine Ziele stets erreicht zu haben, auch um den Preis hoher Verluste. Seit er in Vietnam zum Bataillonskommandeur befördert worden war, galt Hayes bis heute als unübertroffener Rekordhalter, was die Verlustzahlen im Felde anging. Doch weil diese Verluste häufig zum Sieg geführt hatten – zumindest zu Siegen wie der Erstürmung einer kleinen Anhöhe oder einiger Quadratmeter Reisfeld, und dies oft nur für ein paar Stunden –, war Hayes in der Befehlshierarchie rasch aufgestiegen.

Knox hatte nicht die Absicht, diesem Mann in den Weg zu geraten und ihm zu einem weiteren Triumph zu verhelfen, indem er als vernachlässigte statistische Größe auf der Strecke blieb. Vielmehr wollte er sich mit äußerster Umsicht, den Blick unverwandt aufs Ziel gerichtet, durch das Minenfeld tasten und gleichzeitig darauf achten, was hinter seinem Rücken geschah.

Macklin Hayes war durch und durch Ellbogenmensch und pflegte doch Beziehungen nach allen Seiten, und er verstand sich glänzend darauf, andere Leute die Kastanien aus dem Feuer holen zu lassen, während er selbst sich nicht die Finger verbrannte. Er war über jedes vernünftige Maß hinaus von Konkurrenzdenken geprägt; angeblich hatte er in der Sporthalle des Pentagons beim Tennis Gegner, die halb so alt wa-

ren wie er, locker an die Wand gespielt. Was ihm an Schnelligkeit, Beweglichkeit und Rückgrat mangelte, glich er durch schieren Ehrgeiz und pedantische Voraussicht aus.

Welchen genauen Rang er im Reich der amerikanischen Geheimdienste einnahm, konnte Knox nicht sagen. Der Mann vollführte eine sonderbare – und soviel Knox wusste, beispiellose – Gratwanderung zwischen den militärischen und außer-militärischen Geheimdienstorganisationen. Auf alle Fälle befand er sich in einer außerordentlichen Machtposition, und jeder, der ihm unterstand, musste sich nach seinen Regeln richten oder die Konsequenzen tragen. Hayes war ein vertrauter Freund und Förderer Carter Grays gewesen, und niemand hätte einen besseren Mentor haben können. Knox musste sein Bestes tun, um die wahren Absichten des Generals zu erraten und sich entsprechend zu verhalten. Ganz gleich, aus welcher Warte er seine Aufgabe betrachtete, sie stellte eine gewaltige Herausforderung dar.

Er schloss die Haustür, schürte das Kaminfeuer und nahm seinen Roman zur Hand mit der festen Absicht, ihn heute zu Ende zu lesen. Vielleicht fand er sonst lange keine Gelegenheit mehr. Wenn sich in seinem Beruf das Räderwerk zu drehen begann, nahm es manchmal sehr schnell Schwung auf.

Und vor dem Hintergrund dessen, was Knox heute in der Tresorkassette an Geheimnissen entdeckt hatte, konnte der Schwung diesmal so groß werden, dass die Maschinerie außer Kontrolle geriet.

Knox sah die Erde unter sich schrumpfen, als die dreistrahligte Dassault Falcon mit brachialem Schub gen Himmel schoss. Sah man von den beiden Piloten im Cockpit ab, befanden sich nur drei Personen im luxuriösen, holzvertäfelten Innern des Flugzeugs: Knox, Macklin Hayes und ein livrierter Steward, der sich diskret zurückzog, nachdem er das Kontinentalfrühstück serviert hatte, sobald die Maschine ihre Flughöhe erreicht hatte. Knox hatte um sieben Uhr Hayes angerufen; man

hatte ihn aufgefordert, zu einem Privatflugplatz bei Front Royal in Virginia zu kommen, von dem Knox nicht einmal geahnt hatte, dass es ihn gab. Fünf Minuten nachdem er mit seinem Rover vorgefahren war, hatte die Maschine von der Rollbahn abgehoben.

Knox wusste, dass Hayes irgendwo in Washington ein geheimes Büro unterhielt, aber der Mann zog es offenbar vor, seine Meetings in 10 Kilometer Höhe zu veranstalten, als würde dies auch geistige Höhenflüge ermöglichen oder zumindest die Gefahr verringern, ausspioniert zu werden. Allein von den Treibstoffkosten für diesen Flug hätte man im D. C., überschlug Knox, jede Menge Schlaglöcher beheben können. Doch es wunderte ihn kaum, dass hochrangige Regierungsfunktionäre mit der Staatskasse der Vereinigten Staaten umsprangen, als wäre sie eine unerschöpfliche Quelle an Dollars. Zumindest sorgten sie damit für einträgliche Aufträge bei den Beamten, die Staatsanleihen an die Chinesen und die Saudis verkauften, um Amerika in Schwung zu halten.

Der einstige General trug die standardmäßige zivile Regierungskluft: langweiliger Anzug, langweilige Krawatte, schlichte schwarze Brogues. Seine Socken waren zu kurz, fiel Knox auf, und gaben den Blick auf bleiche Knöchel und den unteren Teil einer haarlosen Wade frei. Offenkundig hatte dieser Mann den Aufstieg zur Macht nicht seinem feinsinnigen Fingerspitzengefühl für das Modische zu verdanken, sondern stählernen Nerven und Bauernschläue. Den einzigen Hinweis auf seine frühere steile Karriere beim Militär lieferten die drei Sterne an seiner Krawattennadel.

Die Männer ergingen sich in belanglosem Frühstücksgelauder, während sie überreichlich vorhandene Kohlenhydrate zu sich nahmen. Dann trank der weißhaarige Hayes einen letzten Schluck Kaffee und lehnte sich erwartungsvoll in den Ledersitz zurück. »Welche Eindrücke haben Sie aus der Lektüre der Unterlagen gewonnen?«

»Viele, aber nichts Konkretes. Diese Sammlung ist das wirrste Durcheinander, das ich je gesehen habe. Das Gesamtbild hat Löcher, durch die ein Ozeandampfer passt.«

Hayes nickte beifällig. »Genau den Eindruck hatte ich auch – zu *Anfang*.«

Knox sparte sich den Aufwand, nach dem Sinn der Betonung zu fragen, weil er aus vergangenen Gesprächen mit Macklin Hayes wusste, dass es nichts brachte. »Ich muss gestehen, mir ist noch immer nicht die Richtung klar. Was wünschen Sie? Wohin sollen die Ermittlungen führen?«

Hayes breitete die langen, knöchigen Arme aus. »Zur Wahrheit, nehme ich an.«

Knox bemühte sich um eine vorsichtige Ausdrucksweise. »Es hört sich nicht so an, als käme Ihre Antwort von Herzen.«

»Das kann sich ändern – je nachdem, was Sie herausfinden. Sie wissen doch, wie es in unserem Gewerbe läuft, Knox. Wir müssen Erkenntnisse erlangen. Und was tun wir, wenn wir diese Erkenntnisse haben? Tja, das ist eine vollkommen andere Frage, und Sie haben damit dann nichts mehr zu tun.«

Der Mann war schon immer sehr feinfühlig, wenn es galt, Untergebene auf den ihnen zustehenden Platz zu verweisen.

»Ich muss also volles Risiko eingehen? Ist es das, was Sie mir sagen wollen, Sir?«

Hayes nickte bloß. Knox kam der Gedanke, dass der Ex-General möglicherweise argwöhnte, er, Knox, könne das Gespräch heimlich aufzeichnen.

Wenn ich doch nur den Mumm hätte!

Knox beschloss, den Mann nicht zu einer mündlichen Antwort zu drängen. Es war gut möglich, dass irgendwo an Bord Spezialisten der Regierung versteckt waren, die Hayes rief, wenn Knox ihn zu sehr reizte, damit sie ihn in zehn Kilometer Flughöhe zum Aussteigen nötigten. Weit hergeholt? Vielleicht. Aber Knox wollte es lieber nicht darauf ankommen lassen.

»Erläutern Sie mir, wie Sie vorgehen wollen.«

»Es gibt ein paar Spuren, die ich verfolgen kann. Der DCI dürfte tabu sein, oder?« Knox meinte den CIA-Direktor.

»Ich bezweifle ohnehin, dass Sie großen Nutzen von ihm hätten. Intelligenz beginnt zu Hause, und leider steht *dieses* Haus leer.«

Sieh an. Er weiß also, dass ich unser Gespräch nicht aufzeichne.

»Dann wären da die FBI-Agenten, die die Sprengung von Grays Haus untersucht haben. Und Agent Ford vom Secret Service. Und was ist mit den Drei-Sechsern?«

»Was soll damit sein? Offiziell hat diese Abteilung nie existiert.«

Knox hatte die Wortspiele satt. Selbst sein Respekt vor dem General kannte Grenzen. »Gewisse Hinweise in den Unterlagen legen den Schluss nahe, dass irgendjemand ehemalige Drei-Sechser liquidiert hat und dass Gray davon wusste.«

»Sie können sich damit beschäftigen, wenn Sie möchten, aber Sie werden in eine Sackgasse geraten.«

»Wie wäre es mit der nicht genehmigten Aktion gegen die Sowjetunion Anfang der Achtzigerjahre?«

»Geschichtchen der Geschichte sind es nicht wert, dass man sie kolportiert oder im Dreck wühlt. Keiner von uns stünde sonderlich vorteilhaft da.«

»Sie machen mir die Sache nicht leicht, General.«

Ein Schmunzeln legte sich auf Hayes' Gesicht. »Glauben Sie, Knox, wir hätten Sie herangezogen, wenn die Sache leicht wäre?«

»Ich bin kein Zauberer. Ich kann nichts aus dem Hut ziehen oder darin verschwinden lassen.«

»Mit dem Verschwindenlassen kennen wir uns aus. Wir müssen nur herausfinden, *was* verschwinden soll. Wie steht es mit dem Mann, mit dem Gray sich an dem Abend getroffen hat, als seine Villa in die Luft geflogen ist?«

»Sie meinen den berühmten Filmregisseur Oliver Stone?« Knox konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen.

»Er war Protestler und wohnte in einem kleinen Zelt im Lafayette Park. Er hat dort länger die Stellung gehalten als jeder andere. Auf seinem Schild stand ›Ich will die Wahrheit wissen‹, wenn ich mich recht entsinne.«

»Er hat direkt gegenüber vom Weißen Haus nach der *Wahrheit* gesucht? Das ist ja so, als würde man in einer Synagoge nach Nazis fahnden. Stufen Sie den Mann als wichtig ein?«

»Ja. Weil er nicht mehr dort ist, wo er immer war.«

»Was wissen Sie sonst noch über ihn?«

»Viel zu wenig. Auch aus diesem Grund messe ich ihm Bedeutung bei.«

»Und die Graböffnung auf dem Nationalfriedhof Arlington?«

»Zufällig war ich an dem Tag, als Carter Gray sie angeordnet hat, in seinem Büro.«

»Hat er Gründe genannt?«

»Er versteht sich besser darauf, Befehle zu erteilen, als sie zu begründen.«

»Wer lag in dem Sarg? John Carr? Oder jemand anders?«

»Weder noch. Der Sarg war leer.«

»Carr könnte also noch leben?«

»Möglich.«

»War er ein Drei-Sechser? Ich habe Auszüge seiner Militär-Personalakte gelesen. Er würde ins Bild passen.«

»Nehmen Sie das ruhig mal als Arbeitshypothese.«

»Damit hätten wir eine Verbindung zu Gray. Könnte man folgern, dass Carr und Stone ein und dieselbe Person sind?«

»Ich wüsste nicht, was dagegen spräche.«

»Aber wieso hätte Carr dann Gray und möglicherweise auch Simpson umbringen sollen?«

»Einige Drei-Sechser waren bei ihrem Ausscheiden nicht sehr gut auf die Abteilung zu sprechen. Carr könnte einer von ihnen gewesen sein.«

»Dann hätte er aber sehr lange damit gewartet, die Rechnung zu begleichen. Und er war in Grays Villa. Hatte er etwas mit der Sprengung zu tun?«

»Das glauben wir nicht.«

»Er hätte Gray bei dem Besuch in der Villa töten können.«

»Vielleicht hatte er zu dem Zeitpunkt noch kein ausreichend starkes Motiv.«

»Und was könnte sich geändert haben?«

»Genau das sollen Sie herausfinden, Knox. Am Tatort standen dieser Grabstein und die Fahne. Für mich ist das ein klarer Beweis, dass ein Zusammenhang zwischen John Carr und der Graböffnung besteht.«

Knox konnte nur staunen, wie es Hayes binnen weniger Augenblicke gelungen war, ihn geradewegs in die gewünschte Richtung zu leiten, indem er Schwerpunkte gesetzt hatte. »Da kann ich nicht widersprechen, Sir. Nur scheint der Mann in der falschen chronologischen Reihenfolge vorgegangen zu sein.«

»Vielleicht hatte er seine Gründe. Also: regelmäßige Berichterstattung auf dem Dienstweg. Aber nehmen Sie heute Abend Rücksprache mit mir. Zögern Sie nicht, es mir zu sagen, wenn Sie Unterstützung brauchen. Wir werden tun, was in unserer Macht steht – innerhalb bestimmter Grenzen, versteht sich. Nicht jeder zieht in dieser Angelegenheit mit uns an einem Strang. Tja, ich kann es nicht ändern. In Geheimdienstkreisen ist Einmütigkeit heutzutage so fern wie religiöser Friede im Irak.«

Wie ermutigend. Die Rechte sagt mir, mich ins Getümmel zu stürzen, während die Linke mir ein Messer an die Gurgel setzt.

Macklin Hayes drückte eine Taste in der Armlehne. Knox spürte, wie das Flugzeug sich in eine enge Rechtskurve legte. Offenbar war die Besprechung beendet, und wie es aussah, sollte auch der Flug in Kürze vorbei sein.

Wie um diesen Eindruck zu bekräftigen, stand Macklin Hayes wortlos auf und strebte durch den Mittelgang zu einer Tür im Heck des Flugzeugs. Hinter ihm fiel sie ins Schloss.

Knox sah die Wolken dahinziehen, während die Maschine am Himmel Virginias den Landeanflug begann.

Eine halbe Stunde später fuhr Knox in seinem Rover auf der Interstate 66 nach Osten. Er hatte vor, die Reihe der Vernehmungen mit Alex Ford zu beginnen und sie mit den üblichen Verdächtigen fortzusetzen. Aber nach allem, was Hayes gesagt und ungesagt gelassen hatte, lief das Ganze darauf hinaus, dass die Ermittlungen zu einem Mann namens Oliver Stone führten.

Falls Stone wirklich ein Drei-Sechser gewesen war und nach all den Jahren noch das Meisterstück fertiggebracht hatte, Gray und Simpson in der Manier eines Profis regelrecht zu exekutieren, war höchste Vorsicht geboten. In diesem Fall hegte Knox Zweifel, ob er diesem Gentleman wirklich begegnen wollte. Doch solche Begegnungen gehörten nun mal zu seinem Beruf. Und noch stand Knox auf beiden Beinen.

Aber das galt auch für Oliver Stone.

Wahrhaftig gefährliche Zeiten.

Der Ruhestand wirkte auf Knox immer verlockender. Die Voraussetzung war allerdings, dass er lange genug überlebte.

Greyhound-Busse verirrten sich nicht in die Nähe von Divine, Virginia. Doch ein rostiger Bus auf wackeligen Rädern, dem jemand mit ungelinken Pinselstrichen den Schriftzug *Larry's Tours* auf die Seite gemalt hatte, fuhr immerhin in die Nähe des Ortes. Stone und Danny saßen hinten im Bus neben einem Mann, der in einem Kistchen, auf das er seine nackten, geschwollenen Füße gelegt hatte, ein Huhn transportierte, und einer Frau, die Stone mehr Aufmerksamkeit schenkte, als ihm lieb war, wozu auch gehörte, dass sie ihm ihre gesamte, über siebenzig Jahre lange Lebensgeschichte erzählte. Zum Glück

stieg sie früher als er und Danny aus, und ein Mann in einem alten Kombi, dem zwei Türen fehlten, holte sie ab.

Sie verließen den Bus an einer Stelle, die Stone nur als Straßenrand in der Mitte des Nichts beschreiben konnte. Im Vergleich dazu war das Kaff, in dem der Zug sie hatte stehen lassen, eine glitzernde Metropole voller brodelndem Leben gewesen.

»Was nun?«, fragte Stone, als er den Kleidersack schulterte und Danny den kleinen Koffer nahm.

»Nun laufen wir und heben den Daumen. Vielleicht haben wir Glück, vielleicht auch nicht.«

Obwohl es gegen zwei Uhr morgens war, hatten sie tatsächlich Glück und durften in einem Lieferwagen mit nach Divine fahren. Der Fahrer erklärte, er transportiere einen preisgekrönten Zuchteber mit Namen Luther in den Ort, was das Tier unter Beweis stellte, indem es seine rosa Schnauze mehrmals gegen Stones Hosenlatz drückte.

Stone erspähte in der Ferne die Umriss einer ausgedehnten Gebäudeanlage. Schlanke Türme und dreistöckige Bauten ragten in den dunklen Himmel. Im schwachen Mondlicht sah man ringsum die Gebäude schimmern.

»Was ist das?«, erkundigte sich Stone.

»Eine Einrichtung, in die du lieber nicht rein möchtest. Dead Rock. Ein Hochsicherheitsgefängnis.«

»Warum wird es Dead Rock genannt?«

»Es wurde am Standort einer alten Kohlengrube gebaut, in der vor rund dreißig Jahren achtundzwanzig Bergarbeiter bei einem Einsturz ums Leben gekommen sind. Die Leichen müssen noch irgendwo da unten liegen. Sie konnten nie geborgen werden. Man hat den Schacht einfach zugeschüttet. Nach Dead Rock wird der Abschaum des Abschaums geschickt. So heißt es jedenfalls offiziell. Soll die Hölle auf Erden sein.«

»Kennst du dort jemanden?«

Danny sah zur Seite, ohne zu antworten.

Stone behielt den Komplex im Blick, bis sie in eine Kurve bogen und Dead Rock außer Sicht geriet. Er begriff, dass das Schimmern, das er gesehen hatte, vom Mondlicht herrührte, das auf Stacheldraht gefallen war, der die gesamte Anlage umgab und an dem man sich den Hintern aufreißen konnte.

Nachdem der Fahrer sie abgesetzt hatte, mussten sie erneut zu Fuß gehen. Um diese Stunde lag Divine zum größten Teil noch im Dunkeln, doch Stone bemerkte da und dort Lichter, als sie die Straße entlanggingen. Ein nach Osten fahrender Geländewagen kam an ihnen vorbei. Ein zweiter Geländewagen folgte, dann ein dritter. Durch die schmutzigen Fahrzeugscheiben sah Stone die hageren Gestalten der Fahrer; sie hatten Zigaretten in den Fingern und die Scheiben einen Spalt breit geöffnet, um den weißen Krebserregerqualm in die frostige Luft entweichen zu lassen.

Stone blickte auf die Armbanduhr. Kurz nach zwei. »Stehen die Leute hier früh auf?« Er deutete auf die kleine Kolonne staubiger Fords und Chevys.

»Das sind Bergleute.«

»Unterwegs zur Arbeit?«

»Nee. Die nächste Schicht fängt um sieben an. Diese Jungs fahren zur Klinik, um sich für dreizehn Kröten ihren Methadoncocktail abzuholen. Danach geht's zur Arbeit.«

»Methadon?«

»Manche Leute essen Müsli zum Frühstück, Bergarbeiter kriegen einen Becher O-Saft mit Methadon. So ist das hier nun mal. Es ist viel billiger, als Oxycodon zu schnupfen oder es sich ins Bein zu spritzen. Und man bleibt beim Urintest sauber und behält seinen Arbeitsausweis.« Danny zeigte auf eine kleine Hausfassade, an deren einer Seite es ein Bekleidungsgeschäft, an der anderen Seite eine Eisenwarenhandlung gab. Anscheinend hatten Lebensmittel- und Baumarktketten noch keine Veranlassung gesehen, in Divine eine Filiale zu eröffnen. »Das ist die Bude von meiner Mutter.«

Stone sah ein Schild: *Rita's Restaurant und Bar*. »Deine Mutter heißt Rita?«

Danny schüttelte den Kopf und grinste. »Nee. Rita hieß die Vorbesitzerin. Erst hatte meine Mutter zu wenig Geld, um das Schild auszuwechseln. Als sie dann ein paar Rücklagen hatte, hat sie's nicht mehr für nötig gehalten. Inzwischen wusste ja jeder, dass der Laden ihr gehört. Sie heißt Abigail, aber alle rufen sie nur Abby.«

Danny steckte einen Schlüssel in die Vordertür des Restaurants und winkte Stone hinein.

»Wohnt deine Mutter hier?«

»Nee, aber über dem Restaurant gibt's 'ne Wohnung. Da kannst du den Rest der Nacht pennen.«

»Und was machst du?«

»Ich muss ein paar Dinge erledigen. Muss zu Bekannten. Ein bisschen an mir rumflicken.« Er wies auf Gesicht und Bein.

»Was denn? Bekommt man bei euch um diese Uhrzeit einen Arzt?«

»Ich brauche keinen Arzt. Ich fühle mich nicht anders als freitagabends nach dem Football. Von so was darf man sich nicht das Leben vermiesen lassen. Mir reicht 'ne Kurzbehandlung.«

»Bist du sicher, dass es in Ordnung geht, wenn ich hier übernachte?«

»Klar. Ich komme ungefähr um die Zeit wieder, wenn Mom fürs Frühstück aufmacht, dann erkläre ich ihr alles.«

Stone sah sich in dem Restaurant um. An einem Ende der Räumlichkeit stand eine lange, glänzende Mahagonitheke mit Barhockern; am anderen Ende standen Billardtische und eine Musikbox aus den 50ern. Dazwischen waren Tische mit karierten Tischdecken und Kaffeehausstühlen verteilt. Es roch nicht nach schalem Bier; vielmehr duftete es nach Zitrone und Frischluft. Abigail Riker schien in ihrem Laden auf Sauberkeit und Ordnung zu achten.

»Sag mal, Danny, kann ich hier im Ort irgendeine Arbeit finden? Ich bin ein bisschen knapp bei Kasse.«

»Mal sehen, was ich tun kann.«

Danny führte ihn hinauf, und schon wenige Minuten später lag der erschöpfte Stone auf einem schmalen Bett und schlief.

Ein paar Stunden später erwachte er, weil er spürte, dass etwas Hartes seine Wange berührte.

Es machte ihn schlagartig hellwach.

Wie man es vom Doppellauf einer Jagdflinte vom Kaliber 12 nicht anders erwarten konnte.

»Wer sind Sie, verdammt noch mal?«

Stone rührte sich nicht. Angesichts einer großkalibrigen Waffe waren schnelle Bewegungen nicht ratsam. »Sind Sie Abigail Riker?«

»Ich stelle hier die Fragen.«

Stone sah den Finger der Frau zum Abzug gleiten. »Mein Name ist Ben. Danny Riker hat mir erlaubt, hier zu übernachten.«

Sie schnitt eine noch grimmigere Miene und legte den Finger um den Abzug. »Sie lügen. Danny ist verschwunden.«

»Jetzt ist er wieder da. Wir haben uns im Zug kennen gelernt. Er war in eine Prügelei verwickelt, und ich habe ihm geholfen. Er hat ein bisschen was abgekriegt und beschlossen, erst mal wieder umzukehren. Ich habe ihn begleitet.«

Die Frau war Anfang vierzig, zierlich, ungefähr eins sechzig groß, mit schmalen Hüften und sehnigem Körper, der erkennen ließ, dass Essen ihr nicht allzu viel bedeutete. In ihren langen schwarzen, zum Zopf geflochtenen Haaren schimmerte ein wenig Silbergrau. Ihr Gesicht war hübsch, mit hohen, straffen Wangenknochen, und ihre grünen Augen funkelten Stone zornig an. »Wie viel hat er abgekriegt?«, schnauzte sie.

»Ist nicht weiter schlimm, bloß ein paar Prellungen. Sagen Sie, Ma'am, könnten Sie die Waffe aus meinem Gesicht neh-

men? Falls sich nämlich zufällig ein Schuss löst, sehe ich bestimmt wesentlich übler aus als Danny.«

Sie trat einen Schritt zurück, hielt das Gewehr aber auf halber Höhe zwischen dem Fußboden und Stones Gesicht. »Sie haben Danny geholfen? Warum?«

»Es waren drei gegen einen. Kam mir unfair vor. Haben Sie was dagegen, wenn ich aufstehe? Ich krieg Rückenschmerzen.«

Sie trat noch einen Schritt zurück. Stone stemmte sich hoch und räkelte sich. Einen Moment später waren auf der Treppe Schritte zu hören. Danny erschien und verzog das gutaussiehende, aber geschwollene Gesicht zu einem Grinsen, als er die Situation erkannte. »Oh, ihr habt also schon Bekanntschaft geschlossen.«

»Ja«, sagte Stone gereizt und starrte auf die Flinte. »Es war ein wirklich süßes Erwachen.«

Dannys Mutter war völlig entgeistert, ihren Sohn so plötzlich vor sich zu sehen. »Danny, was ist denn nur los mit dir?«, fragte sie, als sie die Sprache wiedergefunden hatte. »Ständig redest du vom Fortgehen und brichst mir das Herz. Ich heule mir die Augen aus, und jetzt bist du wieder da?« Sie schwenkte das Gewehr in Stones Richtung. »Aber nur für ein Weilchen, sagt dieser Mann.«

»Ich muss einen Umweg nehmen, Mom. So was kommt vor. Eine Pechsträhne.«

»Anscheinend ist dein Leben eine einzige Pechsträhne.« Die Frau senkte die Waffe und richtete den Blick auf Stone. »Der Mann sagt, er hat dir bei einer Schlägerei geholfen. Wenn ich mir dein Gesicht angucke, stimmt das wohl.«

»Ja. Er hat ganz allein drei Typen zusammengeschlagen. Und er ist ein erstklassiger Messerwerfer, wie ich noch keinen gesehen habe.«

Offenbar sah die Frau Stone nun in einem anderen Licht. »Eigentlich kommen Sie mir zu alt vor, um Rambo zu spielen.«

»Ja, so fühle ich mich immer öfter, besonders heute früh«, sagte Stone. »Ich nehme an, Sie sind Abigail Riker?«

»Sie und Danny sind bestimmt hungrig«, sagte sie, anstatt die Frage zu beantworten. »Kommen Sie, der Kaffee ist heiß, und die Eier sind fertig.«

Danny und Stone folgten ihr nach unten. Stone sah, dass das Restaurant sich schon ziemlich gefüllt hatte. Viele Gäste waren Männer mittleren Alters, hatten Kohlenstaubringe um die Augen und trugen Overalls mit Reflektoren.

»Bergleute von der Nachtschicht«, erklärte Danny.

Hätte Stone es nicht besser gewusst, er hätte geglaubt, in die Notaufnahme eines Krankenhauses geraten zu sein. Die meisten Männer saßen gebeugt da und litten sichtlich unter Beschwerden verschiedenster Art. Bei allen waren Hände und Arme, Beine und Rücken mit irgendetwas umwickelt. Verstümmelte Finger umklammerten Kaffeebecher. Rissige Plastischutzhelme lagen auf dem Fußboden neben Füßen in Stahlkappenschuhen. Die Männer hatten rote, stiere Augen. Einige husteten, als wollten sie die Lungen herauswürgen.

»Eine verdammte Schinderei, sich in der Zeche den Lebensunterhalt zu verdienen«, sagte Abby leise, als sie Danny und Stone zu einem Tisch unweit der Theke führte. Offensichtlich hatte sie Stones verwunderte Miene bemerkt.

Der ausgehungerte Stone verzehrte im Laufe der nächsten zehn Minuten zwei Portionen Rührei und trank drei Becher brühheißen Kaffee.

Abby zog sich einen Stuhl heran und nahm Platz. Sie musterte ihren Sohn und wartete, bis er in die vierte Scheibe Toast biss, bevor sie ihm einen Klaps aufs Ohr verpasste.

»Wofür war das denn?«

»Du bist fortgegangen, und jetzt bist du zurück.«

»Keine Bange, ich bin wieder weg, ehe du dich versiehst. Kein Grund, sauer zu sein.«

»Ich habe nicht gesagt, dass ich sauer bin.«

»Und, bist du?«

»Ja!«

Stone lauschte dem Wortwechsel. »Wo willst du denn hin?«, fragte er, nur um die Spannung ein wenig zu mindern.

»Keine Ahnung. Wohin es mich treibt.«

»Wohin dich was treibt?«, hakte Stone nach.

Danny zuckte mit den Schultern. »Träume. Jeder hat Träume. Vielleicht bringe ich's in Kalifornien zu etwas. Beim Film vielleicht. Ich bin groß und sehe ganz gut aus. Womöglich kann ich Stuntman werden.«

Abby schüttelte den Kopf. »Wie wär's mit dem College? Ist dieser Traum schon mal durch deinen Dickkopf geflirt?«

»Darüber haben wir doch schon gesprochen, Mom.«

»*Ich* habe darüber gesprochen. Du hast dich auf keine Diskussion eingelassen.«

»Hätte mein Knie mich nicht im Stich gelassen, könnte ich heute in der Mannschaft der Virginia Tech spielen. Aber es hat nicht geklappt. Was also soll mir das College nutzen? Ich war ja schon als Schüler nicht besonders.«

»Du bist nicht dumm.«

»Das hab ich auch nicht gesagt. Ich bin nur kein Bücherwurm.«

Abby sah Stone an. »Sind Sie aufs College gegangen?«

Stone verneinte mit einem Kopfschütteln. »Ich wollte, aber der Krieg kam mir dazwischen.«

»Vietnam?«, fragte Abby.

Stone nickte.

»Ah, darum kannst du so gut kämpfen«, sagte Danny und grinste. »Du bist einer von diesen durchgeknallten Veteranen mit 'ner Metallplatte im Schädel, was? Eine lebende Zeitbombe?«

»Der Mann hat für sein Heimatland gekämpft, Danny«, tadelte ihn seine Mutter. »Du solltest keine billigen Witze darüber reißen.«

»Ich hab's auch ohne Metallplatte nach Hause geschafft«, sagte Stone.

»Hast du dir Kugeln eingefangen?«, fragte Danny neugierig.

»Ich muss deiner Mutter recht geben«, entgegnete Stone.
»Du solltest das College anpeilen.«

»Okay, ich melde mich sofort an. Gib mir einfach einen Scheck über hundert Riesen, Mom, damit ich in Harvard über die Runden komme, und ich zisch auf der Stelle ab.«

Abby wollte etwas entgegnen, als jemand die Tür öffnete. Stone hörte, dass die leisen Gespräche im Restaurant verstummten. Als er den Blick hob, sah er einen hochgewachsenen Mann in blitzblanker Uniform auf der Schwelle stehen, einen Stetson in kessem Winkel auf dem Kopf. Wind und Sonne hatten seine Haut ledrig und faltig gemacht. Dennoch sah sein Gesicht gut aus. Das Kinn war fest und breit und erinnerte an die untere Hälfte eines mittelalterlichen Helms. Unter dem Rand des Stetsons lugte dunkles, lockiges Haar hervor. Seine rechte Hand ruhte auf dem Griff seiner im Holster steckenden Pistole wie die Krallen eines Adlers auf seinem Felsen.

Sein Blick schweifte durch das Restaurant, bis er auf Abby Riker fiel. Er lächelte. Dann sah er Stone neben ihr sitzen. Sein Lächeln erlosch.

Alex Ford hatte das Washingtoner Büro des Secret Service verlassen, um sich etwas zum Mittagessen zu besorgen, als sich ihm auf der Straße vor dem Gebäude ein Mann näherte. »Hätten Sie einen Moment Zeit?«, fragte der Fremde und streckte ihm seine aufgeklappte Brieftasche entgegen.

Alex zuckte zusammen, als er das CIA-Logo sah. *Prächtig. Und schon geht's los.*

»Worum geht es denn, Agent Knox?« Aber natürlich ahnte er es längst.

»Wir müssen uns unterhalten.«

»Jetzt?«

»Jetzt.«

Die beiden Männer gingen gemeinsam weiter und gelangten zu einem kleinen Park. Knox setzte sich auf eine Bank und bedeutete Alex, neben ihm Platz zu nehmen. Knox sprach mehrere Minuten lang und redete überwiegend von Dingen, die Alex bereits wusste.

»Ihr Freund ist nicht zu Hause«, stellte Knox dann fest.

»Ach? Ich habe ihn schon eine ganze Weile nicht mehr besucht.«

»Meinen Informationen zufolge sind Sie in seinem Haus gewesen, um sich mit der Lady zu treffen, die zeitweilig dort gewohnt hat. Seltsamerweise ist sie ebenfalls verschwunden. Was können Sie mir über die Dame sagen?«

»Kaum etwas.«

»Fangen wir einfach mit dem Namen an.«

Alex atmete durch. *Die Sache kann sehr schnell extrem kompliziert werden.* »Was soll sie denn angestellt haben? Und was soll mein Freund verbochen haben?«

»Genau das wollen wir herausfinden. Also, wie heißt die Frau?«

»Susan. Susan Hunter.«

»Wissen Sie, wo sie sich derzeit aufhält?«

»Nein.« *Wenigstens das ist die Wahrheit.*

»In welchem Verhältnis stehen Sie zu ihr?«

»Wir sind Freunde.«

»Und wieso ist Ihre Freundin plötzlich fort?«

»Wer weiß? Heute hier, morgen da. Sie ist so ein Typ.«

»Ihr Freund Oliver Stone hat von keinem Geringeren als dem FBI-Direktor persönlich ein Belobigungsschreiben erhalten, weil er hier im D. C. bei der Zerschlagung eines Spionagerings geholfen hat.«

»Ja, richtig. In der Endphase war ich auch daran beteiligt. Aber er hat die Belobigung vollauf verdient.«

»Und er hatte ein Zelt im Lafayette Park. Als Dauerprotestler vor dem Weißen Haus. Und er war als Friedhofsgärtner

tätig. Und er hilft beim Zerschlagen von Spionageringen. Eine interessante Karriereplanung.«

»Er ist ja auch ein interessanter Bursche.«

»Was können Sie mir noch über diesen interessanten Burschen erzählen? Über seine Verbindung zu Carter Gray, zum Beispiel?«

»Carter Gray?« Alex tat sein Bestes, um verduzt zu wirken, während ihm der Schweiß ausbrach. Indem er einen CIA-Mann belogen hatte, hatte er sich bereits mehrerer Vergehen schuldig gemacht. Mit jedem Wort schaufelte er seiner Karriere das Grab tiefer.

»Jawohl, Carter Gray. Stone war an dem Abend bei ihm zu Besuch, bevor die Villa in die Luft flog. Am Tag darauf waren Sie mit ihm am Tatort. Ich weiß es von den FBI-Agenten, die sich gleichzeitig mit Ihnen dort aufgehalten haben.«

»Sicher, sicher. Also, ich wusste von Oliver, dass er Gray besucht hatte. Den Grund für seinen Besuch kenne ich allerdings nicht. Er bat darum, mich begleiten zu dürfen, um mit den FBI-Agenten zu sprechen. Deshalb habe ich ihn mitgenommen. Darüber hinaus weiß ich nichts.«

»Wie haben Sie ihn kennen gelernt?«

»Jeder, der schon Wachdienst vor dem Weißen Haus geschoben hat, kennt Oliver Stone. Er war im Lafayette Park lange Zeit ein alter Bekannter für uns.«

»Wissen Sie zufällig seinen richtigen Namen? Oder ist der berühmte Regisseur ein Doppelverdiener?«

»Seinen richtigen Namen kenne ich nicht.«

»Nein? Ich dachte immer, FBI-Agenten sind wissbegieriger. Der Bursche hat gleich gegenüber vom Weißen Haus herumgelungert, und Sie wissen nicht einmal, wie er heißt?«

»Wir leben in einem freien Land. Er hat lediglich sein Demonstrationsrecht wahrgenommen. Wir haben ihn für einen harmlosen Exzentriker gehalten.«

»Der Name John Carr sagt Ihnen also nichts?«

Mit dieser Frage hatte Alex bereits gerechnet. »Nicht direkt, aber irgendwie kommt er mir bekannt vor.«

»So hieß ein Soldat, dessen Grab auf dem Nationalfriedhof Arlington geöffnet wurde. Auf Grays Anweisung.«

»Ja. Ich hab's in der Zeitung gelesen. Ich habe mich gewundert und mich gefragt, was es damit auf sich haben könnte.«

Knox starrte ihn an.

Schließlich brach Alex das Schweigen. »Ich weiß nicht, was ich Ihnen erzählen soll, Agent Knox.«

»Die Wahrheit wäre mir eine Hilfe.«

In Alex' Schädel breiteten sich wühlende Kopfschmerzen aus. »Ich sage Ihnen die Wahrheit.«

Knox senkte den Blick und schüttelte langsam den Kopf. Als er wieder aufschaute, war seine Miene traurig. »Sind Sie darauf aus, sich wegen diesem Burschen die Karriere zu versauen, Ford?«

»Ich kenne ihn unter dem Namen Oliver Stone. So ist es, und so bleibt es.«

»Kennen Sie seine Kumpel Reuben Rhodes und Caleb Shaw?«

»Ja. Sie sind auch meine Freunde.«

»Und ein weiterer Freund ist kürzlich ums Leben gekommen.« Knox schaute in das kleine Notizbuch in seinen Händen. »Milton Farb. Er wurde vor einem halben Jahr in seinem Haus ermordet.«

»Stimmt. Das hat uns allen damals sehr zu schaffen gemacht.«

»Kann ich mir vorstellen. Die Polizei hat das Verbrechen nie aufklären können?«

»Bisher nicht.«

»Und Sie haben beim FBI an den Untersuchungen zwecks Überführung des Kasinokönigs Jerry Bagger mitgearbeitet. Allerdings wurde Bagger von einer Explosion in Stücke gerissen.«

»Ja. Um ein Haar hätte mich das gleiche Schicksal ereilt.«

»Sie sind ein vielbeschäftigter Mann. Und Ihre Freundin ist eine vielbeschäftigte Frau. Wie haben Sie sie gleich genannt? Susan Hunter?«

»So habe ich sie nicht nur genannt, so heißt sie wirklich. Aber es stimmt, sie war ebenfalls dabei.«

»Und wie sind Sie in den Dunstkreis eines Halunken wie Jerry Bagger gelangt? Durch diese Lady?«

»Der Fall ist ziemlich verwickelt, und ich bin wohl nicht dazu berechtigt, mich darüber auszulassen. Vielleicht kann das FBI Sie einweihen. Im Grunde ging es auch dabei wieder nur darum, einem Freund zu helfen.«

»Mein lieber Mann, Sie haben aber 'ne Menge Freunde.«

»Besser als 'ne Menge Feinde«, erwiderte Alex gereizt.

»Oh, ich glaube, davon haben Sie auch ein paar.« Knox stand auf und reichte Alex eine Visitenkarte. »Falls Ihnen noch mehr Stuss einfällt, den Sie mir weismachen möchten, rufen Sie mich an. In der Zwischenzeit werde ich alles, was Sie mir erzählt haben, auf Herz und Nieren prüfen. Um Ihnen meinen guten Willen zu beweisen, verspreche ich Ihnen zwei Minuten Vorwarnung, wenn man mit einem Haftbefehl wegen Behinderung der Justiz zu Ihnen unterwegs ist. Wie hört sich das an, Ford? Gönnen Sie sich noch einen schönen Tag.«

Knox ging.

Alex blieb auf der Parkbank sitzen, weil seine Beine momentan keine Kraft hatten, den Körper zu tragen.

Danke, Oliver. Vielen Dank.

Knox' nächstes Ziel war der Lesesaal der Raritätenabteilung der Kongressbibliothek, wo er Caleb Shaw antraf, der damit beschäftigt war, eine Anzahl unschätzbar wertvoller alter Schwarten auf ein Wägelchen zu stapeln. Fünf Minuten später saßen sie in demselben kleinen Zimmer, in dem schon der Kasinobetreiber Jerry Bagger den Bibliothekar ausgefragt hatte. »Und weswegen möchten Sie mich sprechen?«, fragte

Caleb gelassen, nachdem er Knox' Dienstausweis gesehen hatte.

»Vielleicht wegen Ihres Freunde Oliver Stone.«

»Sie nennen ihn einen Freund, ich nenne ihn einen Bekannten.«

»Das ist bloß Wortklauberei.«

»Ich bin Bibliothekar. Wortklauberei ist mein Leben. Außerdem habe ich ihn länger nicht gesehen. Leider weiß ich nichts, womit ich Ihnen behilflich sein könnte.«

»Oh, manchmal wissen Menschen mehr, als sie glauben.«

»Wüsste ich mehr, als ich glaube, wüsste ich's.«

»Also gut«, sagte Knox, mit der Geduld am Ende. »Lassen wir die Spiegelfechterei, Shaw. Ich habe nicht den ganzen Tag Zeit, Ihnen die Würmer aus der Nase zu ziehen. Also beantworten Sie einfach meine Fragen. Wer ist Oliver Stone wirklich? Und wo hält er sich zurzeit auf?«

»Oliver ist Oliver. Früher hatte er ein Zelt im Lafayette Park. Er ist Friedhofsgärtner auf dem Mount Zion Cemetery. Wo er sich derzeit herumtreibt, weiß ich nicht. Ich habe ihn seit mehr als sechs Monaten nicht gesehen. Sie können mit mir zum Surfen fahren – ich bleibe bei dieser Aussage.«

»Surfen? Sie meinen wahrscheinlich Waterboarding, aber so etwas praktizieren wir nicht«, entgegnete Knox. »Simuliertes Ertrinken ist nämlich Folter.«

»Ach ja?« Caleb runzelte die Stirn. »Das sollten Sie mal Ihren Kollegen bei der Regierung sagen. Anscheinend herrscht dort einige Verwirrung, was das angeht.«

»Sagt Ihnen der Name John Carr etwas?«, fragte Knox, ohne auf Cables Bemerkungen einzugehen.

»Selbstverständlich.«

Ruckartig hob Knox den Kopf. »Erzählen Sie mir etwas über ihn.«

»John Dickson Carr ist ein bekannter Autor von Kriminalromanen. Das heißt, inzwischen ist er tot, aber ich kann Ihnen mehrere seiner Bücher empfehlen. Spannende Lektüre.«

»Ich spreche nicht über den Autor Carr«, stellte Knox unwirsch klar, »sondern über den Soldaten Carr.«

»Ich kenne niemanden mit diesem Namen. Da gibt es zwar noch John le Carré, aber der ist ebenfalls Schriftsteller. Aber er war tatsächlich mal für den britischen Geheimdienst tätig. Le Carré ist allerdings ein Pseudonym. Sein richtiger Name lautet David Cornwell. Einige seiner Romane sind durchaus empfehlenswert.«

Knox biss die Zähne zusammen und ermahnte sich, dass es weder seinen Ermittlungen förderlich sein konnte, einen Staatsdiener totzuschlagen, noch seiner bevorstehenden Pensionierung. »Der Soldat, von dem ich rede, war Amerikaner und hat sich in Vietnam auf ganzer Linie bewährt. Er ist tot. Und wurde begraben. Das war vor über dreißig Jahren. Dann öffnet man sein Grab auf dem Nationalfriedhof Arlington, und es ist keine Leiche drin.«

»Gütiger Himmel! Ich möchte ja nichts Abwertendes über meinen obersten Dienstherrn sagen, aber bei der Bundesregierung scheint mir in letzter Zeit die Schlamperei eingerissen zu sein. Eine komplette Leiche kommt abhanden? Das ist ja empörend!«

Knox musterte ihn sekundenlang. »Vielleicht lag die Leiche niemals im Grab, Shaw. Was halten Sie von dieser Theorie?«

»Klingt interessant, aber was hat sie mit mir zu tun?«

»Vielleicht sind John Carr und Oliver Stone dieselbe Person?«

»Ich wüsste nicht, wie das gehen könnte. Aber Oliver hat nie über seine Vergangenheit gesprochen, und ich respektiere seine Zurückhaltung. Auf alle Fälle ist er ein anständiger Mensch und der treueste Freund, den man sich wünschen kann.«

»Sie sind sich wohl ziemlich sicher, obwohl er nur ein Bekannter ist?«

»Ich habe die Gabe, Menschen schnell und treffend beurteilen zu können.«

»Und wie steht es mit Ihrem Kumpel Milton Farb? War Stone ihm gegenüber ebenfalls treu ergeben?«

»Milton ist tot«, sagte Caleb.

»Ich weiß. Ich wüsste allerdings gerne, wie er ums Leben gekommen ist.«

»Er wurde ermordet.«

»Auch das ist mir bekannt. Haben Sie einen Verdacht, wer ihn umgebracht haben könnte?«

»Wäre es so, hätte ich die Polizei informiert, das dürfen Sie mir glauben.«

»Er stirbt, und Ihr Bekannter Oliver verschwindet ...«

»Wenn Sie vermuten, Oliver hätte damit zu tun, sind Sie auf dem Holzweg. Er hat Milton geliebt wie einen Bruder.«

»Ja, sicher. Können Sie mir sonst noch was erzählen?«

»Nein. Es sei denn, es hängt mit Buchraritäten zusammen.«

Knox händigte Caleb eine Visitenkarte aus. »Rufen Sie mich an, wenn Sie ausnahmsweise nicht an Buchraritäten denken.« Er verließ das Zimmer.

In früherer Zeit wäre Caleb während einer solchen Konfrontation wahrscheinlich in Ohnmacht gefallen. Doch inzwischen, vor allem seit Miltons Tod, war er ein anderer geworden.

Nun stand er auf, steckte die Visitenkarte in die Tasche und machte sich wieder an die Arbeit.

* * *

Knox fuhr zu dem Lagerhaus, in dem Reuben Rhodes seine Brötchen verdiente, aber der Hüne war nicht da und zudem seit Tagen nicht gesehen worden. Außerdem kannte niemand seine Anschrift.

»Wie bezahlen Sie einen Mitarbeiter ohne Anschrift?«, wollte Knox vom Vorarbeiter wissen.

»Der Scheck wird nicht verschickt. Reuben holt ihn jedes Mal persönlich ab. Er möchte es so haben.«

»Und wie läuft es am Jahresende mit seinen Steuerformularen?«

»Die gebe ich ihm auch persönlich.«

»Darf man daraus folgern, dass der Mann verheimlichen will, wo er wohnt?«

»Ich will Reuben keine Worte in den Mund legen, aber an dieser Einschätzung dürfte was dran sein.«

»Wie ist er denn so?«

»Tüchtiger Arbeiter mit Sinn für Humor. Hält wenig von Vorschriften. Und die Regierung mag er noch weniger.«

»Haben Sie gewusst, dass er jahrelang im militärischen Geheimdienst aktiv war?«

»Davon hat er nie was gesagt. Aber ich weiß, dass er in der Army war. Erstklassiger Soldat, darauf wette ich. Der Mann ist stark genug, um einen Bären zu erwürgen. Man möchte ihn ungern zum Feind haben.«

»Ich werde es mir merken.«

»Dazu kann ich Ihnen nur raten, Mister. Eines Abends, nach Feierabend, wurde Reuben von vier Typen überfallen. Drei mussten in die Klinik eingeliefert werden. Dem vierten Kerl blieb es nur erspart, weil er so schnell abgehauen ist, als wäre der Teufel hinter ihm her.«

Knox stieg wieder in seinen Geländewagen und fuhr ab. Augenblicke später erhielt er eine SMS von Macklin Hayes: Soeben war die Frau aufgespürt worden, die vorübergehend in Stones Friedhofsgärtnerhäuschen gewohnt hatte. Sie hatte sich in einem Stadthotel im D. C. einquartiert.

Unverzüglich machte Knox sich auf den Weg zu dem Hotel. Bis jetzt musste er sich mit einem Secret-Service-Agenten abplagen, der log, dass sich die Balken bogen, einem Regierungsbibliothekar, der den Ahnungslosen spielte, sowie einem unbeurlaubt abwesenden Hafenarbeiter, der sauer auf die amerikanische Regierung war und wahrscheinlich über die

Fähigkeit verfügte, ihm, Knox, mühelos das Genick zu brechen.

Knox konnte nur hoffen, dass die Frau ihm erzählte, was er wissen musste. Doch er hatte seine Zweifel, dass es so einfach werden würde. Zwar hatte er noch nicht allzu viel über diesen Oliver Stone herausgefunden, aber eines schien klar zu sein: Der Mann verlangte seinen Freunden viel Solidarität ab.

Diese Solidarität galt es auf die Probe zu stellen. Mal sehen, wie lange sie bestehen blieb. Knox verstand sich sehr gut darauf, so etwas bis an die Grenzen zu treiben. Und darüber hinaus.

Der hochgewachsene Uniformierte nahm den Hut ab und schlenderte zu dem Tisch, an dem Stone, Danny und Abby saßen. Er besaß die geschmeidigen Bewegungen und den kraftvollen Körper des geborenen Athleten. Auf dem Weg zum Tisch drückte er die knorrigen Hände einiger Gäste und klopfte vielen Anwesenden auf die Schulter wie ein Politiker auf Stimmenfang.

»Hallo, Abby«, sagte er, als er den Tisch erreichte. Er musterte Danny. »Ich dachte, du wärest in die große weite Welt aufgebrochen, junger Mann.«

»Ich hab mich verirrt, Sheriff. Sie kennen mich ja. Mangelndes Konzentrationsvermögen.«

Der Sheriff grinste lässig. »Aber du hattest genug Zeit, um dir die Fresse polieren zu lassen, was? Junge oder Mädel?«

»Wär's ein Mädchen gewesen, würden Sie Lippenstift an mir sehen«, antwortete Danny schlagfertig. »So weit käme ich bei ihr noch, bevor sie mir eine scheuert.«

»Er macht sich in Kürze wieder auf die Socken«, sagte Abby. »Behauptet er jedenfalls.«

Der Sheriff richtete seine Aufmerksamkeit auf Stone. »Und wen haben wir da?«

»Einen neuen Freund«, sagte Danny rasch. »Ben, das ist Sheriff Lincoln Tyree.«

Tyree streckte eine große Hand aus. »Nennen Sie mich Tyree, Ben, so hält es bei uns jeder. In meiner Familie gab es schon viele Lincolns. Wie die meisten Leute in der hiesigen Gegend haben die Tyrees für die Union gekämpft. Freut mich, Sie kennen zu lernen.«

Stone schüttelte ihm die Hand. Der Mann hatte enorme Kraft in den Fingern, versuchte aber nicht, Stone die Hand zu quetschen. Der Händedruck fiel maßvoll aus – selbstbewusst zwar, doch keineswegs aggressiv.

Tyree stellte sich einen freien Stuhl zurecht und nahm Platz, legte den Hut auf den Tisch und winkte der Kellnerin, ihm eine Tasse Kaffee zu bringen.

»Wann bist du zurückgekommen, Danny?«

»Spät in der vergangenen Nacht – oder früh am Morgen, je nachdem, wie man's sieht. Ich war im Zug in eine kleine Schlägerei verwickelt. Ein paar Typen wollten mich aufmischen, aber Ben hat mir geholfen. Er hat alle drei plattgemacht, ganz ohne meine Unterstützung.«

Tyree nickte Stone zu. Seine Miene zeigte gesteigerten Respekt. »Danke, Ben. Wir waren alle ein wenig besorgt, als Danny angekündigt hat, Divine verlassen zu wollen. Wir leben hier ziemlich abgeschieden. In der großen weiten Welt ist vieles anders als in unserem kleinen Ort.«

»Alle Orte sind verschieden und doch gleich«, sagte Stone. »Überall findet man Gutes und Schlechtes.«

Tyree lachte vor sich hin. »Na, dann hoffe ich, dass es in Divine mehr Gutes als Schlechtes gibt, was, Abby?«

Sie spielte mit ihrer Kaffeetasse und nickte zerstreut. »Nette Ortschaft«, meinte sie, »genau richtig, um eine Familie zu gründen und Kinder großzuziehen.«

»Oh ja«, sagte Danny. »Guckt euch doch an, was aus mir geworden ist.«

Abbys Gesicht lief rot an, während Tyree stumm vom Kaffee trank, den die Kellnerin ihm serviert hatte.

»Bleiben Sie länger, Ben?«, erkundigte Tyree sich schließlich. »Wir haben hier nur wenige Besucher. Die meisten Einwohner halten es ihr Leben lang hier aus. Anders als Danny bleiben sie Divine bis zum letzten Atemzug treu.«

Die Bemerkung entlockte Danny ein Prusten.

Stone schüttelte den Kopf. »Ich wollte nur sichergehen, dass Danny wohlbehalten nach Hause kommt. Ich ziehe bald weiter.«

»Du darfst gern bleiben«, sagte Danny. Diese Äußerung bewirkte, dass sowohl Abby als auch Tyree ihn voller Unbehagen anschauten, was Stone sofort auffiel.

»Ich wage zu bezweifeln«, sagte Abby, »dass Ben hier viel finden wird, das ihn zum Verweilen verführt.«

»Man weiß nie, Mom. Könnte ja sein, dass Ben sich nach ein wenig Ruhe und Frieden sehnt.«

Stone blickte ihn verdutzt an. War der Junge Gedankenleser? »Danke, aber ich muss mich leider bald verabschieden.« So winzig das Kaff auch sein mochte – Stone verspürte wirklich nicht den Wunsch, hier zu bleiben, um dann vielleicht des Öfteren neben einem Vertreter des Gesetzes hocken zu müssen.

»Ich danke Ihnen, dass Sie Danny geholfen haben«, sagte Abby. »Sie können in der kommenden Nacht wieder oben in der Wohnung schlafen.«

»Sie haben schon genug für mich getan«, beteuerte Stone. »Eine Übernachtung und ein tolles Frühstück sind mir Lohn genug.«

»Ben bräuchte eine Arbeit«, sagte Danny. »Er braucht Bares, weil er mit mir zusammen aus dem Zug geworfen wurde.«

»Ich bin sicher, ich finde etwas für Sie, Ben«, versicherte Abby.

»Das wäre mir sehr willkommen.«

»Sie könnten auch drüben im Gefängnis nächtigen«, sagte der Sheriff.

»Hinter Gittern?« Danny lachte.

»Auf dem Klappbett im Hinterzimmer«, sagte Tyree ein wenig säuerlich. »Für eine Nacht dürften Sie wohl zurechtkommen. Außerdem ist es sehr ruhig. Im Moment sitzen keine Häftlinge ein.«

»Weil die alle im guten, alten Dead Rock sitzen«, sagte Danny. »Wir sind daran vorbeigefahren.« Sarkastisch fügte er hinzu: »Bei Nacht sieht es richtig romantisch aus.«

Tyree nickte. »Man hat dieses Gefängnis aus gutem Grund mitten im Nichts errichtet. Die Städter wollen keine Hochsicherheitsstrafanstalt in ihrem Erholungsgebiet. Sie schieben den Schwarzen Peter solchen Gemeinden wie uns zu. Aber im Großen und Ganzen haben wir keinen Grund zur Klage. Das Gefängnis bietet Arbeitsplätze – und Gott weiß, dass wir welche brauchen.« Er zeigte auf den Eingang, durch den soeben zwei stämmige junge Männer in blauer Uniform eintraten. Sie setzten sich an einen Tisch. »Das sind zwei Gefängniswärter. Wahrscheinlich treten sie ihre Schicht an, sobald sie ordentlich gefrühstückt haben.«

»Wenn man bei uns nicht im Bergwerk oder im Knast einen Job findet«, sagte Danny, »ist man aufgeschmissen. Alles andere ist Affenscheiße.«

Tyree verzog missbilligend das Gesicht. »Du weißt, Danny, dass das so nicht stimmt. In beiden Richtungen die Straße entlang gibt's 'ne Menge Läden, die gut laufen. In Divine können die Leute ordentlich was verdienen, erhobenen Kopfes durchs Leben gehen und sich für die Gemeinschaft einsetzen. In den meisten Gegenden der Welt ist es nicht so.«

»Das kann ich bezeugen«, sagte Stone.

Das Gespräch wurde unterbrochen, weil der Fernseher, der hinter der Theke an der Wand hing, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog, besonders die von Stone. Die Sendung beschäftigte sich mit den Morden in Washington. Das FBI verfolge Spuren, hieß es. Mehrere Zeugen würden vernommen. Obwohl kein FBI-Sprecher etwas Genaues verlauten

lassen wollte, gab es offenbar eine Theorie, die einen Zusammenhang zwischen den Morden an Simpson und Gray sah.

»Ich hoffe, sie schnappen den Mistkerl«, sagte Tyree. »Da stecken bestimmt Terroristen hinter.«

»Turbanträger auf der Flucht.« Danny lachte. »Tja, wenn die hier bei uns aufkreuzen, werden wir sie auf Anhieb erkennen.«

»Das ist nicht komisch, Danny. Diese Irrsinnigen greifen nach der Weltherrschaft.« Tyree tippte an seine Dienstwaffe. »Aber eines sage ich dir. Sollten diese Typen sich jemals nach Divine verirren, erwartet sie waschechte amerikanische Gerechtigkeit von altem Schrot und Korn.«

Stone wandte sich an Abby. »Was für Arbeiten gibt es bei Ihnen denn so?«

Tyree stand auf; das gummierte Leder seines Waffenhalters quietschte leise. »Danny, schau doch mal später bei mir rein, okay?« Trotz des freundlichen Tonfalls sprach er keine Bitte aus.

Danny grinste, nickte und widmete sich wieder dem aufgeschäumten Rührei mit geschmortem Speck.

»Es müssen Vorräte von hinten nach vorn geschafft werden«, antwortete Abby auf Stones Frage. »Der Lagerraum muss stets aufgeräumt sein. Die Fenster und der Fußboden sind zu putzen. Einer meiner Tellerwäscher hat sich krankgemeldet, für den könnten Sie auch einspringen.«

Stone nickte, wischte sich mit der Serviette den Mund und stand auf. »Zeigen Sie mir kurz alles, und ich fange sofort an.«

»Möchten Sie nicht erst wissen, was ich bezahle?«

»Diese Entscheidung überlasse ich Ihnen.«

»Sie sind ein vertrauensseliger Mensch«, amüsierte sich Tyree, bevor er das Restaurant verließ.

Nein. Ganz und gar nicht.

Als Stone sich anschickte, Abby in die Räumlichkeiten im hinteren Teil des Hauses zu folgen, verschwand das Grinsen

aus Dannys Gesicht. Er bemerkte, dass die schmutzigen müden Männer ringsum ihn anstarrten. Er verschlang den letzten Bissen, schlürfte den Kaffeebecher leer, sprang auf und eilte zur Tür. Ehe er sie erreichte, trat von einem Tisch ein schlaksiger Mann dazwischen und versperrte ihm den Weg. Er hatte schmieriges Haar, einen Dreitagebart, Kohlenstaub im Gesicht und einen Blick, der verriet, dass er Streit suchte.

»He, Lonnie«, sagte Danny. »Du siehst voll scheiße aus, wie immer.«

»Wieso bist du wieder da? Hab gehört, du hast dir 'ne Zugfahrkarte gekauft. Du hättest die Nase voll von Divine. Ist das wahr, Danny Boy? Hast du die Nase voll von uns?«

»Hast du's nicht gehört? Mir ist das FBI auf den Fersen, weil ich den Zug ausgeraubt habe. Jetzt bin ich hier, weil ich untertauchen will. Ihr versteckt mich doch, oder?«

»Hältst du das für lustig?« Lonnie schob sich einen Streifen Kaugummi in den Mund und steckte die Finger so weit hinein, dass man sich unwillkürlich fragte, wieso er nicht würgen musste.

»Ich versuche, alles mit ein bisschen Humor zu nehmen, Lonnie. So macht man sich das Leben erträglicher.«

»Bleibst du nun hier oder nicht?«

»Was denn, Mann, wirst du mich etwa vermissen, wenn ich wieder verschwinde? Vorsicht, Alter. Die Leute könnten auf den Gedanken kommen, du hättest 'ne Schwäche für meinen knackigen Arsch.«

Ein paar Männer an den anderen Tischen lachten. Lonnie ballte die Fäuste, aber Danny fasste ihn an den knöchigen Schultern. »War nur 'n Spaß, Mann. Ich hab mich noch nicht endgültig entschieden, ob ich abhaue oder bleibe. Sobald es feststeht, wirst du es als einer der Ersten erfahren. Aber jetzt muss ich los. Statt hier rumzustehen und mit dir zu quatschen, könnte ich im Börsenviertel von Divine Millionen scheffeln.«

Er huschte an Lonnie vorbei, der plötzlich merkte, dass alle Blicke auf ihm ruhten. Als die Tür hinter Danny zuknallte,

setzte Lonnie sich schnell zurück an seinen Platz und spuckte mit trotziger Miene einen Klumpen Kaugummi in eine alte Kaffeekanne, die auf dem Fußboden stand.

Hinter dem Tresen stellte Stone einen Stapel Kartons ab. Den Großteil des Wortwechsels hatte er gehört. Divine erwies sich wirklich als ganz besondere Ortschaft.

Ich muss schleunigst ein bisschen Geld verdienen und mich absetzen, bevor der schießfreudige Sheriff Tyree dahinterkommt, dass ich der Turbanträger bin.

Sechs Stunden später war Stones Arbeit getan. Abby zeigte sich zufrieden über seine Leistung. »Sie haben beachtlichen Schwung«, sagte sie. »Und Sie vergeuden keine Zeit. Solche Eigenschaften schätze ich.« Sie lächelte, und zum ersten Mal bemerkte Stone, wie außerordentlich hübsch sie wirklich aussah.

»Und was nun?«

»Da wären noch ein paar Außenarbeiten an meinem Haus zu erledigen. Haben Sie Interesse? Aber es ist schmutzige Arbeit.«

»Erklären Sie mir einfach den Weg. Und was erledigt werden muss.«

Er holte seinen Kleidersack und verließ wenige Minuten später das Restaurant. Zum ersten Mal konnte Stone sich Divine bei Tageslicht genauer ansehen. Die Ortschaft hatte allerhand Überraschungen für ihn parat.

Divine hätte das Südstaatenkaff Mayberry aus der Andy Griffith Show sein können, allerdings mit einer Prise Hollywood. Stone fühlte sich wie in den Disney-Studios. Sämtliche Fassaden waren frisch gestrichen, das Holz wirkte neu, die Fenster waren sauber, die Ziegelsteingehwege glatt und gekehrt, die Straßen erst vor kurzem mit schwarzem Asphalt überzogen worden. Die Passanten winkten einander im Vorübergehen zu, und überall erklang ein freundliches »Hallo« –

nur nicht in seine Richtung, vermutlich, weil er der einzige Fremde war.

Stone kam an einem neu aussehenden Ziegelbau vorbei, in dem sich die örtliche Bibliothek befand. Er spähte durch die Glastüren und sah Regale voller Bücher und mehrere neue Computer. Dann fiel ihm ein, dass er sich nicht einmal einen Bibliotheksausweis besorgen konnte, also ging er seines Weges.

Die Autos und Geländewagen, die in der Ortsmitte verkehrten, sahen alle relativ neu aus. Stone schaute sich das zweistöckige Gefängnis an, ein aus roten Ziegeln errichtetes Gebäude mit weißen Säulen an der Frontseite, Kübeln mit Stiefmütterchen zu beiden Seiten des Eingangs sowie Cola- und Süßwarenautomaten an der Außenwand. Einen so einladenden Zugang in das Gefängnisdasein hatte Stone noch nie gesehen. Neben dem Knast stand ein ebenfalls aus roten Ziegeln errichtetes, jedoch größeres Gebäude. Es besaß einen Glockenturm, und an der Fassade hing ein Schild mit der Aufschrift *Landgericht Divine*.

Ein Gefängnis und ein Gerichtsgebäude in einem so winzigen Nest? Obwohl nicht weit entfernt ein riesiger Hochsicherheitsknast stand? Der allerdings war für die gefährlichsten aller gefährlichen Knackis bestimmt, nicht für Kleinstadtganoven, die Autobatterien klauten und ihrem Thekennachbarn eins auf die Nase gaben, wenn sie schlecht drauf waren.

Während Stone diese Überlegungen anstellte, kam ein kleiner Mann mit schneeweißen Haaren aus dem Gerichtsgebäude; er hatte eine sportliche Schiebermütze auf dem Kopf und entfernte sich die Straße hinunter von Stone.

»Soll ich Sie mit dem Richter bekannt machen?«

Stone drehte sich um und sah Tyree hinter sich stehen. Er musste aus dem Gefängnisgebäude gekommen sein. Der hochgewachsene Mann bewegte sich erstaunlich leise, was Stone gar nicht behagte.

»Richter?« Ein Sheriff und ein Richter. Genau was er brauchte. Diese beiden Männer genügten, um ihn wegen Mordes zu verhaften und abzuurteilen.

Tyree nickte. »Dwight«, rief er, »hier ist jemand, den du vielleicht kennen lernen möchtest.«

Der kleinere Mann wandte sich um, sah den Sheriff und lächelte. Er kehrte zurück, kam auf Tyree und Stone zu.

»Das ist Ben«, sagte Tyree. »Haben Sie einen Nachnamen, Ben?«

»Thomas«, gab Stone spontan zur Antwort.

»Gut, und das ist der Ehrenwerte Richter Dwight Mosley.«

Aus der Nähe gewann Stone den Eindruck, vor dem kleinen Bruder des Weihnachtsmanns zu stehen, der statt des struppigen Rauschebarts einen fein säuberlich gestutzten Vollbart trug.

Mosley lachte auf. »Ich weiß nicht, wie ehrenwert ich bin oder war, aber dieser Titel gehört nun mal zum Amt eines Richters.«

»Ben hat Danny aus der Patsche geholfen, als der Junge im Zug in Schwierigkeiten steckte.«

»Ich habe davon gehört, dass Danny wieder da ist. Also, dann mal vielen Dank, Ben. Danny ist bisweilen ziemlich ... nun ja ...«

»Hitzköpfig?«, meinte Stone.

»Impulsiv.«

»Das kommt dann wohl so ziemlich aufs Gleiche raus«, warf Tyree lachend ein.

»Ein schmuckes Gerichtsgebäude haben Sie«, sagte Stone und lenkte den Blick vom Richter auf das Bauwerk. »Sie haben wohl reichlich zu tun?«

»Man sollte nicht glauben, dass ein so kleiner Ort wie Divine ein Gerichtsgebäude oder einen Richter braucht«, antwortete Mosley, als könnte er Stones Gedanken lesen. »So ist es aber, weil nicht nur Divine, sondern darüber hinaus ein großer ländlicher Bereich innerhalb meiner Jurisdiktion liegt.

Und ich muss mich nicht nur mit Rechtsstreitigkeiten abgeben, auch wenn sie einen beträchtlichen Teil meiner Tätigkeit ausmachen. Aber es sind vor allem Streitigkeiten um Abbaurechte oder Bergwerksunfälle mit Personenschaden. Erst vor ein paar Monaten hat die Regierung die Gesetze geändert. Die Bergwerksunternehmen müssen jetzt ihre gesamte Ausstattung und sämtliche Arbeitsabläufe beurkunden lassen. Zu meinem Pech bin ich der Mann, über dessen Schreibtisch der ganze Kram wandert.« Er deutete auf einen Lieferwagen, der soeben in die enge Gasse einbog, die zu einem Parkplatz hinter dem Gerichtsgebäude führte. »Wenn mich nicht alles täuscht, schneit mir gerade eine neue Lieferung von Beurkundungsanträgen ins Haus. Es ist reine Zeitverschwendung und eigentlich eher was für Wirtschaftsjuristen, aber ich muss die Akten abarbeiten, und das bei gleichem Gehalt.«

»Langweilige Betätigung, kann ich mir vorstellen«, sagte Stone.

»Das trifft es ziemlich genau. Außerdem sind wir der Verwahrungsort für Übertragungsurkunden von Grundbesitz und Dokumente der Landvermessung, des Wegerechts, der Grunddienstbarkeit und dergleichen, über die hin und wieder vor Gericht verhandelt wird. Auf persönlicherer Ebene ist es allerdings so, dass unsere Einwohner sich von Zeit zu Zeit in Rechtsfragen oder mit der Bitte um Rechtsberatung an mich wenden, und ich versuche, ihnen zu helfen, so gut ich kann. Zum Beispiel habe ich Abby Riker nach Sams Tod geholfen, das Restaurant und andere Immobilien auf ihren Namen überschreiben zu lassen.«

»Im Rahmen der Nachbarschaftshilfe«, sagte Tyree.

»Genauso ist es. Schließlich ist Divine ein kleines Nest.«

»Hört sich an, als hätten Sie viel zu tun.«

»Ja, aber wenigstens finde ich noch genug Zeit zum Jagen und Angeln. Und ich mache gern Wanderungen. Wir haben hier eine schöne Landschaft.«

Einen Moment lang schwiegen sie, während eine Mutter mit zwei Kindern vorüberging. Tyree tippte sich an den Hut und wuschelte den Kindern durchs Haar. Der Richter schenkte der Familie ein gütiges Lächeln.

»Tja, dann will ich mich mal wieder auf die Socken machen«, sagte Stone, als die Familie sich entfernt hatte.

»Woher kommen Sie eigentlich, Ben?«, fragte Mosley.

Stone krampfte sich der Magen zusammen. Nicht, weil Mosley diese Frage stellte, sondern wie er sie aussprach. Oder war er inzwischen paranoid geworden?

»Ach, ich hab mal da und mal dort gelebt«, sagte er. »Mir stand nie der Sinn danach, irgendwo Wurzeln zu schlagen.«

»Bei mir war es das Gegenteil. Die ersten dreißig Jahre meines Lebens habe ich in Brooklyn gewohnt. Danach habe ich einige Zeit in Südamerika und dann in Texas zugebracht, nahe der Grenze. Aber nirgends habe ich eine so schöne Gegend wie hier gesehen.«

»Wie hat es Sie denn nach Divine verschlagen?«, fragte Stone und fügte sich in das banale Frage-und-Antwort-Spiel, um den Richter nicht misstrauisch zu stimmen.

»Purer Zufall. Nach dem Tod meiner Frau bin ich auf dem Rückweg nach New York hier durchgefahren und hatte eine Autopanne. Als der Wagen ein paar Tage später repariert war, hatte mich die Begeisterung für dieses Städtchen gepackt.«

»Und für uns war es ein Glück«, sagte Tyree.

»Seitdem hat sich die Einwohnerschaft vervielfacht«, fuhr Mosley fort. »Jedenfalls hat der Umzug mir über den Tod meiner Frau hinweggeholfen.« Er blickte Stone an. »Möchten Sie auch eine Wanderung machen?«

»Eigentlich bin ich zu Abby unterwegs. An ihrem Haus müssen ein paar Arbeiten erledigt werden.«

»Die Mittsommerfarm ist ein wunderschönes Anwesen.«

»So nennt sie es?«, fragte Stone.

Mosley nickte. »In Abwandlung eines Shakespeare-Titels. Es verkörpert einen Traum. Ich glaube, in gewisser Weise

leben wir hier alle in einem Traum, so abgesondert vom Rest der Gesellschaft.«

»Und das ist nicht das Schlechteste«, merkte Tyree an. »Um den Rest der Gesellschaft steht es nämlich nicht allzu gut. Divine macht seinem Namen alle Ehre. Finde ich jedenfalls.«

Mosley verabschiedete sich und ging.

Tyree nahm den Hut ab und strich sich übers Haar. »Also dann, Ben, schönen Tag noch. Überarbeiten Sie sich nicht.«

Tyree ging ins Gefängnisgebäude zurück, und Stone setzte den Weg zu Abbys Wohnsitz fort.

Zur Mittsommerfarm.

Einem Traum.

Oder einem Albtraum.

Als Stone über die Hauptstraße von Divine schlenderte, wurde ihm rasch klar, dass sämtliche Läden einträglich waren und ihre Kunden zufrieden wirkten. Es fiel ihm schwer, diese Beobachtung mit dem Anblick der verkrümmten Bergleute in Einklang zu bringen, denen er beim Frühstück in *Ritas Restaurant* begegnet war, mit ihren schmutzigen Gesichtern, den knotigen Händen und den von Kohlenstaub verkrusteten Lungen. Doch seine Gedanken schweiften rasch wieder in eine andere Richtung und beschäftigten sich mit der Reportage, die er im Fernsehen gesehen hatte.

Spuren. Zeugen. Ein Zusammenhang zwischen den beiden Morden.

Als er in ein Schaufenster blickte, sah er es. Viele Jahrzehnte lang war es allgegenwärtig gewesen, während es heutzutage nur noch schwer zu finden war – zumindest entdeckte man selten eines, das noch funktionierte. Auch in dieser Hinsicht schien Divine dem Vorbild der restlichen Nation langsamer zu folgen als der durchschnittliche Lemming.

Stone betrat das Ladengeschäft, den Blick auf das Münztelefon geheftet; dann erst gewahrte er das Schild hinter der

Ladentheke: *Appalachisches Kunsthandwerk*. Tatsächlich bogen sich die Regale unter dem Gewicht zahlreicher aus Holz, Stein und Lehm gefertigter Skulpturen. An den Wänden hingen Gemälde, Zeichnungen und Fotos, die Berge, Täler und an Abhänge geschmiegte kleine Zinnhüttenbetriebe zeigten. Eine große Frau mit rotem Gesicht quälte hinter der Theke die Tasten eines Computers.

Sie hob den Blick und lächelte. »Kann ich Ihnen helfen?«

»Ich würde gerne mal das Telefon benutzen. Können Sie mir für einen Fünfer Kleingeld geben?«

Sie tat es und entschwand in die rückwärtigen Räume des Ladens, während Stone den Apparat mit den Münzen fütterte. Er kontaktierte die einzige Person, von der er wusste, dass sie eine garantiert nicht anpeilbare Rufnummer hatte: Reuben Rhodes. Das lag daran, dass Reuben keinen eigenen Handyvertrag hatte, sondern von Hunderten verschiedener anderer Handybenutzer sekundenweise Sprechzeit klaute. Wahrscheinlich hatte Milton ihm diesen Trick beigebracht.

Reuben meldete sich nach dem zweiten Klingelton. Er konnte es kaum glauben, als er hörte, wer der Anrufer war. Nachdem Stone ihm erklärt hatte, es ginge ihm gut und er habe keinesfalls vor, zu verraten, wo er sich aufhielt, erkundigte er sich nach den Ermittlungen.

»Ein CIA-Agent namens Joe Knox hat mit allen außer mir gesprochen. Der Kerl ist anscheinend ein richtiger Bluthund. Er weiß, dass du und John Carr dieselbe Person seid. Und er weiß, dass du die Fliege gemacht hast. Falls sie dich schnappen, Oliver, kriegt kein Gericht dich jemals zu sehen.«

»Das ist mir auch klar geworden, Reuben. Wie halten sich unsere Freunde?«

»Gut. Nur Alex tanzt aus der Reihe.«

»Er ist ein Geheimdienstmann, Reuben. Er sitzt zwischen den Stühlen.«

»Er hat Annabelle geraten, den Brief zu verbrennen, den du zurückgelassen hast. Dafür muss ich ihm wohl ein paar Pluspunkte anrechnen.«

»Richte ihm von mir aus, dass ich es zu würdigen weiß.«

Kurzes Schweigen. Dann sagte Reuben: »Hör mal, Oliver ...«

»Ich bestätige dir nicht, dass ich es getan habe«, fiel Stone ihm ins Wort. »Das hätte keinen Nutzen. Ich wollte dir nur sagen, dass du mir ein besserer Freund warst, als ich es verdient habe. Du und die anderen. Ich werde die Nachrichten verfolgen. Sobald es auch nur im Entferntesten danach aussieht, dass einer von euch wegen dieser Angelegenheit Nachteile erleidet, stelle ich mich.«

»Wir können gut auf uns selbst aufpassen. Uns können sie nichts anhaben. Aber wenn du dich der Polizei stellst, funkt die CIA dazwischen und schreit ›Nationale Sicherheit!‹, und dann verschwindest du für immer von der Bildfläche.«

»Lass das meine Sorge sein«, entgegnete Stone. »Und danke für alles.«

Reuben wollte etwas erwidern, aber Stone hatte den Hörer schon eingehängt und das Gespräch mit allem Nachdruck der Endgültigkeit beendet. *Mir ist, als würde ich mir den rechten Arm abschneiden. Leb wohl, Reuben.*

Als er aufblickte, sah er, dass die Ladeninhaberin ihn neugierig betrachtete. Doch er hatte so leise gesprochen, dass sie ihn unmöglich belauscht haben konnte.

»Hat die Verbindung geklappt?«, erkundigte die Frau sich freundlich.

»Tadellos. Danke.« Sie nahm den Blick nicht von ihm. »Hübsche Sachen haben Sie hier«, sagte Stone schließlich und zeigte auf ein Gemälde an der Wand. »Wer hat das da gemalt?«

Die Frau setzte eine betroffene Miene auf. »Das muss von Debby Randolph sein.«

»Sie hat Talent.«

»Ja.« Schnell wechselte die Frau das Thema. »Ich bin Wanda. Ich habe Sie hier noch nie gesehen.«

»Ich bin eben erst eingetroffen. In der vergangenen Nacht, zusammen mit Danny Riker.«

»Danny?«, wiederholte Wanda verblüfft. »Ich dachte, er hätte Divine verlassen.«

»Tja, jetzt ist er wieder da, aber wohl nur vorübergehend. Wie läuft das Geschäft?«

»Richtig gut, vor allem über die Homepage. Viele Menschen finden Gefallen am appalachischen Kunstgewerbe. Ich nehme an, es versetzt die Menschen in schlichtere Zeiten zurück. Dadurch fühlen sie sich wohler.«

»So etwas tut wahrscheinlich jedem ab und zu ganz gut. Also, vielen Dank.«

»Keine Ursache. Ich hoffe, Sie schauen wieder mal rein. Bald kommt eine Lieferung Schwarzbärjungtiere, die aus Kohlebrocken geschnitzt sind. Eignen sich gut als Briefbeschwerer.«

»Ja, bestimmt.«

Stone verließ das Wohlfühl-Geschäft mit dem Gefühl, die letzten Meter zum eigenen Tod zurückzulegen. Wieder war er ganz auf sich allein gestellt.

Nach knapp einem Kilometer ging die asphaltierte Straße in eine Schotterstraße über. Stone kam an einer Steinkirche mit niedrigem Türmchen vorbei, um deren Kirchhof eine Trockenmauer stand. Neben dem Gotteshaus lag ein Friedhof. Der ehemalige Friedhofsgärtner Stone nahm sich einen Moment Zeit, über die Grabfelder zu schlendern. Auf den Grabsteinen sah er immer wieder dieselben Familiennamen. Stone bemerkte die Grabstätte von Samuel Riker. Vor fünf Jahren war er gestorben, als Neunundvierzigjähriger.

Auch viele Tyrees ruhten auf dem Friedhof. Ein vom Alter verdusterter Grabstein markierte die letzte Ruhestätte eines Lincoln Q. Tyree, verstorben 1901. Stone überlegte, dass es

ein bisschen unheimlich sein müsste, einen Grabstein zu sehen, auf dem der eigene Nachname stand, aber vielleicht betrat der wackere Sheriff den Friedhof nicht allzu oft.

Auf zwei Gräbern lagen frische Blumen, und die Erdhügel sahen noch neu aus. Rory Peterson war vor einer Woche gestorben. Kaum hatte Stone den Namen auf dem anderen Grabstein gelesen, blickte er ein zweites Mal hin: Debby Randolph hatte sich nur einen Tag später als Peterson zu den Ahnen gesellt. Wahrscheinlich hatte die Ladeninhaberin deshalb ein wenig verlegen reagiert. Peterson war mit achtundvierzig, Debby Randolph schon mit dreiundzwanzig Jahren gestorben.

Stone kehrte auf den ursprünglichen Weg zurück und bog an einer mächtigen Eiche links ab. Seiner dicken, weit ausgebreiteten Äste wegen erinnerte der Baum an Atlas, die griechische Sagengestalt, die die Erdkugel stemmte. Von einem Ast hing ein Hinweisschild, auf dem *Mittsommerfarm* stand; ein Pfeil wies nach links. Stone ging fast hundert Meter weit über einen Kiesweg, bis er das Haus erreichte, wenngleich diese Bezeichnung dem Gebäude keineswegs gerecht wurde. Zwar hatte Stone nicht gewusst, was ihn erwartete, aber damit hatte er nicht gerechnet.

»Vorkriegsqualität« war das erste Wort, das ihm dazu einfiel. Das große Wohnhaus war aus weißen Steinmauern und Schindeln errichtet worden, hatte schwarze Türen und Fensterläden und nicht weniger als vier gemauerte Kaminaufbauten. An der Vorderseite schuf ein breites, von gerieften Säulen getragenes Vordach eine prächtige Veranda, auf der Stone Schaukelstühle, rustikale Tische, Hängepflanzen und eine gepolsterte Hollywoodschaukel erblickte. Das parkähnlich gestaltete Grundstück erstreckte sich bis zu einer weit entfernten Natursteinmauer. Auf einem mit Kopfsteinpflaster versehenen Parkplatz standen ein schlammbespritzter Truck und ein modischer grüner Mini Cooper mit weißem Dach.

All dieser Wohlstand soll aus einem heruntergekommenen Restaurant mit zehn Tischen, acht Barhockern, zwei Billardtischen und einer Musikbox stammen?

Stone hatte die anstehenden Arbeiten in den Stallungen zu erledigen, die sich vom Wohnhaus aus beinahe außer Sichtweite befanden. Er verbrachte die nächsten Stunden damit, Ställe auszumisten sowie Zaumzeug, Zügel und anderes Reitzubehör zu ordnen, während in den angrenzenden Boxen Pferde wieherten und mit den Hufen stampften.

Gerade rieb Stone sich den schmerzenden Rücken, als er sich nähernden Hufschlag vernahm. Ein knapp eins fünfzig hoher Nussbrauner kam in der Nähe zum Stehen, und Danny sprang aus dem Sattel, zog zwei Bierdosen aus der Jackentasche und reichte eine Stone. »Hab von Mom erfahren, dass du hier draußen bist.« Er riss die Dose auf, und Schaum sprühte heraus. »Reiten und Biertransport passen schlecht zusammen«, fügte er hinzu.

»Deinem Knie scheint es besser zu gehen«, bemerkte Stone.

»Ich hab gutes Heilfleisch. Was machst du hier?«

»Die Stallungen ausmisten, unter anderem.«

»Ich helfe dir.«

»Echt?«

»Hab sonst nichts zu tun.«

Sie betraten die Stallungen. Nachdem Danny sein Pferd an einen einbetonierten Eisenring gebunden hatte, schnappte er sich eine Schaufel.

Stone entdeckte eine Schwellung an Dannys Wange. »Der Schläger im Zug hatte dich doch auf die andere Seite gehauen«, bemerkte er.

»Ja. Das hier war Duke. Er hat mir heute Morgen im Stall seine schlechte Laune gezeigt, indem er mir ins Gesicht getreten hat, als ich ihm das Zaumzeug anlegen wollte. Scheißgaul.«

»Aber ein schönes Tier.«

»Kannst du reiten?«

»Nicht, wenn es sich vermeiden lässt. Sag mal, wieso hast du das hier die Hölle genannt? Wenn ich mir den Swimmingpool anschau, die großzügigen Wohnverhältnisse und den erlesenen Fahrzeugbestand, kommt es mir nicht gerade wie die Hölle vor.«

»Ich übertreibe schon mal gern.«

»Im Ernst, wieso willst du unbedingt weg?«

»Es gehört alles ihr, nicht mir.« Danny schaufelte Pferdemist in eine große Schubkarre.

»Du bist ihr Sohn. Eines Tages erbst du alles.«

Danny streifte das Oberhemd ab und enthüllte einen sehning-muskulösen Oberkörper. »Wer sagt, dass ich es haben möchte?«

»Das ist ein Argument. Bist du Einzelkind?«

»Ja.«

»Auf dem Weg zur Farm war ich am Grab deines Vaters.«

»Deshalb haben wir ja diesen ganzen Scheiß.«

»Wie meinst du das?«

»Dank einer Klage gegen das verfluchte Bergwerksunternehmen, wegen dem mein Alter krepirt ist. Fast immer gewinnen die Zechen solche Prozesse. Oder sie zahlen Peanuts, weil sie die besten Anwälte haben. Aber Mom hat nicht locker gelassen und ihre Ansprüche durchgesetzt. Das Bergwerk musste am Ende klein begeben. Mom hat denen gezeigt, was 'ne Harke ist. Sie hat ihr Blutgeld gekriegt. Hat uns nicht mehr gekostet als sie den Ehemann und mich den Vater.« Danny schleuderte eine weitere Schaufelladung Pferdemist in die Schubkarre und schlug das Werkzeug gegen die Blechseite der Karre, als wollte er seine Worte unterstreichen.

»Trotzdem führt deine Mutter noch das Restaurant?«

»Sie ist gerne beschäftigt, und die Leute müssen ja was futtern.«

»Der ganze Ort macht einen ziemlich wohlhabenden Eindruck.«

»Der Kohlepreis ist auf dem höchsten Stand seit Jahrzehnten, und es gibt zu wenig Bergleute. Wenn die Nachfrage höher ist als das Angebot, steigt das Einkommen. Und das hat sich in den letzten fünf Jahren fast verdoppelt. Hohe Gehälter und niedrige Lebenshaltungskosten bedeuten Wohlstand für den kleinen Mann. So einfach ist das.«

»Hört sich an, als hättest du Betriebswirtschaft studiert.«

»Nee, ich bin bloß ein dummer ehemaliger Highschool-Mädchenschwarm, aber ich hab Augen im Kopf und gute Ohren und ein bisschen gesunden Menschenverstand. Wo pennst du kommende Nacht?«

»Es muss in der Gegend doch ein Motel geben, oder?«

»In der Ortsmitte gibt's 'ne Pension, ein paar Häuserblocks von Moms Restaurant entfernt, am Gerichtsgebäude gleich um die Ecke. Billig, aber sauber. Der Besitzer heißt Bernie Sandusky.« Danny lachte. »Sag dem alten Bernie, dass Danny dich schickt.«

»Warum? Gibt er mir dann Rabatt?«

»Nee, wahrscheinlich tritt er dich noch auf der Schwelle in den Hintern.«

»Wieso?«

»Bernie hat eine niedliche Enkelin. Dottie heißt die Kleine. Vor ein paar Jahren hat er uns in einem seiner Zimmer ertappt, wie wir unsere Biologie-Hausaufgaben gemacht haben.« Danny lachte und schaufelte einen dicken Batzen Mist in die Schubkarre. »So, jetzt hab ich die Schnauze voll von der Schufterei. Den Rest musst du alleine übernehmen, altes Haus.«

Stone sah Danny nach, bis er auf seinem Reittier aus dem Blickfeld entschwand. Dann beendete er die Arbeiten und schlenderte gemächlich einen Feldweg entlang, der um einen mit kargen Pinien bewachsenen Hügel herumführte. Abbys Grundstück schien keine Grenzen zu haben. Stone gelangte auf einen zweiten Kiesweg, der in eine andere Richtung verlief und seiner Schätzung nach zurück auf die Hauptstraße

führen musste – jedoch nicht auf der Seite, von der er das Gelände betreten hatte, sondern auf der Gegenseite.

Ein paar Minuten später stapfte Stone über einen schwarz verfärbten Feldweg, der an einer alten Scheune endete, der allem Anschein nach der baldige Einsturz drohte. Im Innern standen eine Rostlaube von grauem Kleinlaster, nicht minder rostige Traktoren und sonstiges landwirtschaftliches Gerät. Außerdem entdeckte Stone vergammelte Heuballen.

Er hockte sich auf den Kotflügel des Kleinlasters und zählte seine knappe Barschaft. Die Danny erwiesene Hilfsbereitschaft war ihn teuer zu stehen gekommen. Schon die Zugfahrkarte war nicht billig gewesen, und die Busfahrt in die Umgebung Divines hatte ihn zusätzliche Dollars gekostet. Danny hatte angeboten, ihm die Ausgaben zu erstatten, doch Stone hatte abgelehnt. Wie sollte er sich im Ort ein Zimmer mieten? Er hoffte, dass Abby sich bei der Entlohnung der Hausmeisterarbeiten als großzügig erwies, sodass er weiterziehen konnte.

Aber warum sollte er sich eigentlich noch mit Gedanken an Flucht befassen? Vielleicht hätte er einen Schlusstrich ziehen sollen, als er von der verfluchten Klippe gesprungen war, und hinaus aufs Meer schwimmen sollen, um zu ertrinken. Weshalb sollte er noch leben?

Welchen Grund habe ich zum Weiterleben?

Draußen hörte er die Bremsen eines Fahrzeugs quietschen. Er sprang vom Kotflügel, ging hinaus und sah Abby aus der Fahrerkabine ihres Trucks steigen.

»Haben Sie einen längeren Spaziergang gemacht?«, fragte sie ohne die Spur eines Lächelns.

»Ich bin mit den Stallungen fertig. Ein schönes Anwesen haben Sie.«

»Ja«, sagte sie mit undeutbarer Miene.

»Dieser Schuppen hier macht allerdings den Eindruck, als wäre er seit langer Zeit unbenutzt.« Stone zeigte auf die heruntergekommene Scheune.

»Meine Eltern haben das alles hier fünfzig Jahre lang benutzt. Sie hatten hier eine Farm. Aber vor dreißig Jahren haben wir die landwirtschaftliche Tätigkeit eingestellt. Das Wohnhaus stand da drüben.« Abby zeigte nach links. »Es ist schon vor einer Ewigkeit abgebrannt. Nur der Kamin ist noch übrig. Er hätte längst abgebrochen werden müssen, aber ich bringe es nicht übers Herz. Er ist meine einzige handfeste Erinnerung an sie.«

»Ich kann Sie verstehen.«

»Wirklich?«

»Man kann sich nur schwer von der Vergangenheit trennen, besonders wenn die Zukunft unsicher ist.«

»Sie sollten keinen Mist mehr schaufeln, Ben, sondern Philosophie lehren.« Sie musterte ihn. »Und was jetzt?«

»Ich wollte mich gerade auf den Rückweg in den Ort machen.«

»Ich muss Sie noch bezahlen. Kommen Sie, fahren Sie mit mir zum Haus. Dann kriegen Sie das Geld und ein Abendessen.«

»Das ist wirklich nicht nötig ...«

»Ich weiß.« Abbys Tonfall ermunterte nicht eben zum Widerspruch.

Wenige Minuten später bogen sie in die Zufahrt ein.
»Schönes Haus.«

»Es hatte einen verdammt hohen Preis.«

»Danny hat es schon erwähnt.«

»Duschen Sie, und ziehen Sie sich um. Ställe ausmisten ist nicht gerade die reinlichste Beschäftigung der Welt.«

»Danke. Die Sache mit Ihrem Mann tut mir leid.«

»Hm, ja.« Abby knallte den Wagenschlag zu und erklimmte die Stufen zum Hauseingang.

Stone stieg aus dem Wagen und folgte ihr mit langsamen Schritten.

Er hätte in jedem Ort der Vereinigten Staaten stranden können. Hatte es ausgerechnet Divine in Virginia sein müssen?

Verdammt, ich habe wirklich ein Händchen dafür, mich in die Scheiße zu reiten.

Knox fing Annabelle Conroy ab, als sie das Hotel verließ. Er zeigte ihr seinen Dienstausweis und forderte sie auf, ihn zu begleiten.

»Kommt nicht in Frage«, sagte sie.

»Wie bitte?«

»Der Ausweis kann eine Fälschung sein, und Sie sind vielleicht ein Vergewaltiger. Holen Sie einen Polizisten. Falls er bestätigen kann, dass Sie der sind, für den Sie sich ausgeben, komme ich Ihrer Aufforderung nach. Anderenfalls halten Sie gefälligst Abstand von mir.«

»Wie wär's, wenn wir drüben in dem Restaurant eine Tasse Kaffee trinken? Wenn ich Ihnen unter den Rock fasse, können Sie ja Zeter und Mordio schreien und mich in die Eier treten.«

»Nur damit Sie Bescheid wissen – ich kann verdammt fest zutreten.«

»Das bezweifle ich keine Sekunde.«

»Dauert es denn lange? Ich bin ziemlich beschäftigt.«

»Es beansprucht so viel oder so wenig Zeit, wie es Ihnen gefällt.«

Bei zwei Tassen starkem Kaffee erklärte Knox, was er von ihr wollte.

»Ich habe keinen Schimmer, wo Oliver steckt«, lautete Annabelles ehrliche Auskunft. »Wir haben uns angefreundet, und ich habe eine Zeitlang in seinem Häuschen gewohnt, aber jetzt ist er weg. Und er hat keinem verraten, wohin er ist.«

»Wie sind Sie Freunde geworden, und warum haben Sie in seinem Haus gewohnt?«

»Ganz einfach. Er hat mir bei der Lösung eines Problems geholfen, und als er fort war, habe ich mich für den Fall, dass er zurückkommt, aus Dankbarkeit um sein Häuschen gekümmert.«

»Sie hatten ein Problem mit dem mittlerweile verstorbenen Jerry Bagger, stimmt's?«

»Wie ich sehe, haben Sie Ihre Hausaufgaben gemacht.«

»War nicht allzu schwierig. Was für ein Problem hatten Sie denn mit Bagger, Miss Hunter?« Knox glaubte keine Sekunde, dass sie wirklich so hieß, war aber vorerst bereit, es ihr durchgehen zu lassen.

»Wieso interessiert Sie das?«

»Tun Sie mir den Gefallen und beantworten Sie die Frage.«

»Warum sollte ich?«

Knox zeigte auf die Tasse, die sie in der Hand hielt. »Was käme dabei heraus, wenn ich von der Tasse die Fingerabdrücke nehmen und am Computer überprüfen ließe? Wäre das Suchergebnis der Name Susan Hunter?«

»Es ist nicht gesetzlich verboten, den Namen zu ändern.«

»Stimmt, aber der Grund für den Namenswechsel könnte gesetzeswidrig sein.«

»Bagger hatte jemandem etwas getan, der mir viel bedeutete. Das musste ich ihm heimzahlen, und das ist mir auch gelungen.«

»Mit Unterstützung Alex Fords und Oliver Stones?«

»Ja. Bagger war ein Drecksack und Soziopath. Das FBI und das Justizministerium hatten ihn schon lange im Visier. Er hat bekommen, was er verdiente. Was könnte verkehrt daran sein?«

»Jerry Bagger ist mir egal. Ich suche Oliver Stone. Beziehungsweise John Carr. Ich habe keine Ahnung, welcher Name der richtige ist.«

»Ich kenne ihn nur als Oliver Stone. Wer John Carr ist, weiß ich nicht.«

»Wann haben Sie ihn das letzte Mal gesehen?«

»Vor ungefähr sechs Monaten.«

»Sie haben von der Ermordung Carter Grays und Senator Simpsons gehört?«

»In den Nachrichten, ja.«

»Stone und Gray kannten sich.«
»Das ist mir neu.«
»Hat Alex Ford es Ihnen nie erzählt? Er hat alles gewusst.«
»Wir waren zwar befreundet, aber auch Freunde müssen sich nicht alles erzählen.«
»Warum sind Sie aus Stones Haus ausgezogen?«
»Ich wollte nicht mehr auf einem Friedhof leben.«
»Sie haben nicht zufällig von Stone gehört? Hat er Ihnen empfohlen, sich zu verziehen?«
»Wieso denn das?«
»Sagen Sie es mir.«
»Wie könnte ich Ihnen etwas erzählen, was sich gar nicht zugetragen hat?«
»Wie ich es sehe, hat Ihr Busenfreund das Weite gesucht.«
»Warum?«
Knox erhob sich vom Stuhl. »Na gut, lassen wir es dabei. Mein innerer Lügendetektor schlägt so stark aus, dass mir die Ohren klingeln. Ich sage Ihnen das Gleiche wie Ihrem Freund Ford – wir haben uns nicht zum letzten Mal gesprochen. Kommen Sie nicht auf die Idee, die Stadt zu verlassen. Ich wäre sonst sehr betrübt.« Er verließ das Lokal.

Macklin Hayes wirkte wenig zufrieden. Er und Knox saßen mitten im D. C. in einem luxuriösen Haus aus braunem Sandstein vor dem Kaminfeuer der Bibliothek. Das Haus stammte aus dem späten 19. Jahrhundert, und Hayes hatte an sieben Tagen die Woche rund um die Uhr Zutritt. Allem Anschein nach genossen Geheimdienstbonzen unbezahlbare Privilegien.

»Sie sind also den ganzen Tag herumgelaufen und haben die üblichen Verdächtigen vernommen, ohne Fortschritte zu erzielen.«

»Oh, es ist nicht so, dass ich die Ermittlungen nur pro forma führe, General. Ich habe mit allen, ausgenommen diesem Unikum Reuben Rhodes, meine Nummer abgezogen, und Rhodes kriege ich auch noch dran. Die ganze Bagage lügt. Sie

wissen mehr, als sie zugeben. Irgendwann kommt der Tag, an dem sie einen Fehler machen, und dann schlagen wir zu.«

»Ich bezweifle, dass der Mann einen Reiseplan hinterlegt hat.«

»Ich auch, aber Carr ist von der anhänglichen Sorte. Wenn wir seinen Freunden irgendwas an den Karren flicken, das sie ins Gefängnis bringen könnte, wird es Carr aus der Reserve locken.«

»Sie meinen, er kommt angesaust, um seine Freunde zu retten? Glauben Sie wirklich, ein solcher Plan hat Aussicht auf Erfolg, Knox?«

»Ich habe den Mann unter die Lupe genommen, habe mich über seinen Werdegang informiert und mit seinen Freunden gesprochen. Ja, ich halte es für möglich, dass wir auf diese Weise zum Erfolg kommen. Und falls nicht, was wäre der Nachteil?«

Hayes leerte sein Glas Wein und starrte ins Kaminfeuer. »Ich möchte Ihnen ein paar offene Worte sagen, Knox. Ich hoffe, es wird aufschlussreich für Sie sein und Sie nicht langweilen.«

»Ich bezweifle, dass irgendetwas, das Sie sagen, mich langweilen kann, Sir. Wie Sie wissen, bin ich regelrecht versessen auf wahrheitsgetreue Informationen.«

Hayes überhörte den Seitenhieb. »Carr ist ein Mörder. In der Nacht der Schießerei im Capitol-Besucherzentrum war er dabei. Wir wissen, dass er Gray und Simpson umgelegt hat. So weit ist alles ganz einfach, aber das Übrige ist es nicht.«

»Und darf ich das Übrige nun endlich erfahren?«

Hayes stand auf und schenkte sich ein weiteres Glas voll, diesmal mit Scotch. Er nippte an dem Drink, während er vor dem Kaminfeuer verharrte, eine beeindruckende Gestalt in einem schicken Dreiteiler. Knox musterte die große Patriziergestalt mit dem vollen weißen Haar, dem kantigen Kinn und den blitzenden Augen und fühlte sich in einen Hollywood-Spionagethriller versetzt.

Wie laufen die Drehbücher immer ab? Superschlaue, kultivierte, patriotische Supermänner, Abgänger von Eliteuniversitäten, setzen ihr Leben ein, um die Sicherheit ihres Heimatlandes zu gewährleisten, tragen dabei schicke Brooks-Brothers-Anzüge, vögeln sämtliche schönen Frauen, schmauchen ihr wohlriechendes Pfeifchen und stehen himmelhoch über ihren schäbigen Handlangern. Leuten wie mir. Und John Carr. Der Pöbel.

Schon früh hatte Knox entdeckt, dass es sich bei dieser Vorstellung um pure Phantasterei handelte. Die Geheimdienstszene war ein widerliches Gewerbe, in dem man genauso schmutzig und brutal wie die Gegenseite handeln musste. Die einzige Regel lautete: Es gibt keine Regeln. Leute wie Macklin Hayes waren über alles und jeden erhaben. Sie waren unantastbar. Doch es gab Ausnahmen. Man denke nur an Carter Gray. John Carr hatte ihn zu sich hinunter in die Scheiße gerissen.

Gut gemacht, John.

»Zu allem Unglück verfügt John Carr über gewisse Informationen«, sagte Hayes. »Möglicherweise hat er sogar Beweise für Aktionen, die unser Vaterland in schwierigen Zeiten unternommen hat und die uns – natürlich nur durch unverantwortliche Kurzsichtigkeit – in eine peinliche Lage bringen könnten. Nach meiner festen Überzeugung war auch Gray sich dessen bewusst. Ich glaube, er wollte Carr unschädlich machen, aber Carr ist ihm zuvorgekommen.«

»Mit anderen Worten, Carr hat so viel gegen uns in der Hand, dass er kein Fall für die Gerichte ist?«

Hayes lächelte. »Ich habe Ihre rasche Auffassungsgabe immer schon zu schätzen gewusst, Knox. Das erspart uns viel Zeit.«

»Ich bin kein Liquidator, Sir. Sie haben mir befohlen, ihn zu finden. Ich werde mein Bestes geben, aber dann wird meine Arbeit getan sein.«

»Mehr wird von Ihnen auch gar nicht verlangt. Danach übernehmen andere Spezialisten die Sache.«

»Falls Carr so gerissen ist, wie ich glaube, ist er sich über das alles im Klaren. Möglicherweise hat er Vorsichtsmaßnahmen getroffen und dafür gesorgt, dass im Fall seiner Liquidierung genau die Dinge ans Licht kommen, die Sie verborgen halten wollen. Vielleicht liegt für den Fall, dass er eine Kugel ins Hirn kriegt, Informationsmaterial für die *New York Times* bereit.«

»Spüren Sie ihn auf, Knox. Dann können wir ihn davon überzeugen, dass ein solches Verhalten nicht ratsam ist.«

»Welches Druckmittel würde ihn denn überzeugen?«

»Es ist so, wie Sie gesagt haben. Er ist einer von der anhänglichen Sorte.«

Knox überlegte einen Moment. »Dann sind seine Freunde seine Achillesferse? Er würde sich eine Kugel einfangen, damit seine Freunde am Leben bleiben?«

»Das ist sicherlich ein Szenario.«

»Eins oder das einzige?«

»Finden Sie ihn, Knox. Mehr brauchen Sie nicht zu tun. Haben Sie irgendwelche interessanten Spuren?«

»Seine Freunde haben mir eine Nase gedreht, und wenn wir die Nachforschungen außerhalb des gesetzlichen Rahmens durchführen wollen, läuft für mich alles darauf hinaus, den materiellen Indizien nachzugehen.«

»Also wieder am Tatort anzufangen?«

»Ja.«

»Die Zeit arbeitet gegen uns.«

»So wie immer. Offen gestanden, Sir – hätte ich diese Information früher erhalten, wäre sie mir nützlicher gewesen.«

»Wahrscheinlich. Aber jetzt sind Sie ja informiert.«

»Also konkurriere ich in diesem Fall auch mit der Polizei? Was, wenn sie ihn eher schnappt als wir?«

»Wir haben gewisse Vorkehrungen getroffen, die das verhindern sollen.«

»Und wenn irgendein Kripobeamter einen glücklichen Tag hat?«

»Damit ist kaum zu rechnen, weil die Polizei nichts über John Carr und seine Verbindung zu Gray und Simpson weiß. Also sind Sie sehr im Vorteil. Aber falls die Polizei ihn wider Erwarten erwischt, sorgen wir dafür, dass er ihrem Gewahrsam entzogen wird. Die nationale Sicherheit steht über allem, Knox.«

»Allerdings. Darf ich fragen, wie in dieser Sache die Befehlshierarchie aussieht, Sir?«

»Sie melden sich bei mir, bei sonst niemandem.«

»Und wem erstatten Sie Bericht, General?«

Hayes leerte das Glas und setzte es behutsam auf einem antiken Beistelltisch ab. »Das will ich nicht gehört haben. Viel Glück. Melden Sie sich regelmäßig.«

»Selbstverständlich, Sir.«

»Eines noch. John Carr ist wahrscheinlich der beste Attentäter, den dieses Land je hervorgebracht hat. Die Tatsache, dass er dreißig Jahre nach seinem Abgang aus der Drei-Sechser-Abteilung imstande war, ohne große Umstände ein Dutzend unserer besten paramilitärischen Feldagenten zu töten, spricht Bände. Du lieber Himmel, was für ein Mann muss er in seiner Glanzzeit gewesen sein! Was für eine Ehre, das Kommando über einen solchen Tötungsroboter zu haben! In dieser Hinsicht hatte Gray Glück. Seine kometenhafte Karriere war zu einem großen Teil Carrs Begabung zu verdanken, immer wieder ins Schwarze zu treffen.«

»Warum sagen Sie mir das?«

»Damit Sie einen Überblick über das Aktionsfeld haben. Wir brauchen ihn lebend, Knox. Wir müssen wissen, was er in der Hand hat, ehe er über die Klinge springt. Vergessen Sie das nie. Natürlich kann es sein, dass Opfer gebracht werden müssen.«

Als Hayes aus dem Zimmer ging, kannte Knox das Aktionsfeld. Man wollte Carr lebend.

Opfer? Das hieß nicht unbedingt, dass auch Joe Knox noch zu den Lebenden zählen musste, wenn sich der Staub verzog. Oder?

Knox verließ das Sandsteinhaus, stieg in seinen Rover und fuhr los, um die Verfolgung des vermutlich großartigsten Attentäters aufzunehmen, den die Nation »je hervorgebracht« hatte, während seine Rückendeckung aus einem gerissenen Ex-General bestand, dem es kein Problem bereitete, die Fußtruppen sterben zu lassen, um seine Ziele zu erreichen.

Hurra.

Am nächsten Tag machte Knox in aller Frühe den Anfang mit dem Fiedhofsgärtnerhäuschen auf dem Mount Zion Cemetery. Er suchte jeden Quadratzentimeter ab, hob lockere Dielen heraus, räumte jede Schublade aus, schaute sogar in den Kamin und saß grübelnd über den von Stone zurückgelassenen, in vielen Fällen fremdsprachigen Büchern.

Wenn der Knabe alle diese Sprachen beherrscht, kann er schon längst außer Landes sein, sagte sich Knox. Ansonsten erwies das Häuschen sich als Fehlschlag. Stone musste alles Verdächtige beseitigt haben, bevor er die Flucht ergriff.

Danach suchte Knox auf dem Friedhof nach Hinweisen. Dort hatte er ein bisschen mehr Glück, obwohl es ihm letzten Endes keinen Nutzen brachte. Sein scharfes Auge bemerkte, dass ein Grabstein kürzlich bewegt worden war. Er kippte ihn um und entdeckte darunter eine kleine Grube im Erdboden. Aber was immer sie enthalten hatte – es war nicht mehr da.

War es das »Material« gewesen, das Macklin Hayes andeutungsweise erwähnt hatte?

Zwei Stunden später stand Knox auf dem Grundstück hinter Carter Grays einstigem Wohnsitz. Knox hatte sich dagegen entschieden, den Tatort der Ermordung Simpsons ein zweites Mal aufzusuchen. Der Rohbau hatte bei der ersten Besichtigung nichts Ergiebiges zu bieten gehabt, und Knox hatte den

klugen Schluss gezogen, dass sich daran nichts ändern würde, nur weil er noch einmal dort aufkreuzte.

Er blickte hinaus auf die Bucht. Stone hatte zu den FBI-Beamten gesagt, dass die Person, die Grays Villa gesprengt hatte, durch einen Sprung vom Kliff entkommen sein könnte. Knox ging vorsichtig bis zum Rand des Kliffs und lugte in den Abgrund. Höllisch tief für einen Sprung, aber wahrscheinlich eine Kleinigkeit für jemanden wie Oliver Stone/John Carr.

Okay. Er wirft das Gewehr ins Wasser und springt hinterher. Wohin ist er dann verschwunden?

Knox verschwendete keine Sekunde an den Gedanken, Stone könnte den Freitod gewählt haben. Man plante nicht alles so akkurat, um die Sache mit einem Todessprung vom Felsen zu beenden. Stone hatte überlebt; davon war Knox fest überzeugt.

Einen Rucksack auf der Schulter, wanderte er am Rand des Kliffs entlang und folgte der Richtung, die Stone im Wasser genommen haben mochte. Er durchquerte Waldstücke, offene Felder und Unterholz, wobei er den Blick stets auf das Ufer gerichtet hielt. Schließlich blieb er stehen. Unter ihm erstreckte sich ein kleiner Strand. Stone hatte Gray vor sieben Uhr morgens erschossen. Um diese Stunde mussten die Gezeiten ähnlich wie jetzt gewesen sein. Knox betrachtete die Felsen, sah den Spalt im Gestein und entdeckte den Pfad, der von unten bis zur Höhe des Kliffs verlief. Er ging zu der Stelle, wo der Weg den oberen Rand des Kliffs erreichte. Dort stieß er auf einen Trampelpfad und folgte dessen Verlauf. Nach einer halben Stunde gelangte er zu einer Ansammlung windschiefer Hütten.

»Kann ich irgendwie helfen?«

Knox schaute hinüber zu dem kleinen, dicklichen, in einen schmuddeligen Mantel gehüllten Mann, der neben einem alten, nur noch einrädriigen Traktor stand, auf dem Kopf eine Strickmütze, und ihn anstarrte.

Knox trat näher. »Ich war drüben bei Carter Grays Haus.«
Er zückte den Dienstausweis. »Ich bin Agent Knox.«

»Freut mich für Sie. Mich ruft man Leroy, das ist nämlich mein Name. Gray, sagten Sie? Ist das dieser hochwichtige Bonze, der erschossen wurde?«

»So ungefähr. Ich nehme an, es ist schon jemand bei Ihnen gewesen, um Sie zu befragen.«

»Klar. Aber wie ich auch denen schon gesagt habe: Ich weiß von nichts.«

»Sie leben hier ganz allein?«

»Ja. Seit meine Lottie vor vier Jahren zum Herrn gegangen ist.«

»Tut mir leid, das zu hören. Haben Sie denn niemanden, der Ihnen aushilft? Was tun Sie eigentlich?«

»Alles, was mir ein paar Kröten einbringt. Ich hatte mal 'nen Helfer, aber der ist weitergezogen.«

»Wann war das?«

»Am selben Tag, als jemand diesen Bonzen umgenietet hat.« Knox horchte auf, doch Leroy hob die Hand. »Kein Grund zur Aufregung. Mein Helfer war da, als die FBI-Leute kamen. Fragen Sie die. Er ist alt, hat 'n kaputtes Bein und schlechte Augen. Er konnte nicht mal sprechen, bloß knurren.«

»Groß, klein? Dick, dünn?«

»Mager. Wegen dem kaputten Bein lässt sich über die Größe schwer was sagen. Aber er war größer als ich, so viel steht fest. Hatte 'nen Rauschbart und dicke Brillengläser.«

»Warum ist er weggegangen?«

»Was weiß ich? Er hat's vier Monate lang bei mir ausgehalten. Es war ja nicht so, dass ich 'nen langfristigen Millionenvertrag mit ihm abgeschlossen hätte.« Leroy lachte und spie einen Klumpen Rotz auf den Boden.

Knox blickte sich um. »Hat er in einem dieser Gebäude gewohnt?«

Leroy nickte und zeigte auf eine Tür.

»Darf ich mich drinnen mal umsehen?«

»Von welcher Behörde waren Sie noch mal?«

»Von einer Regierungsbehörde.«

»Weiß ich. Aber von welcher?«

Knox hielt ihm seinen offiziellen Dienstausweis vor das Gesicht. »Von der hier.«

Leroy tat einen Schritt zurück. »Gehen Sie rein.«

Knox amüsierte sich klammheimlich. Wenigstens dieser Zeitgenosse machte mit, wenn man etwas von ihm wollte. Solche Bürger gab es kaum noch.

Die Durchsuchung des elenden Verschlags erbrachte eine bedeutsame Erkenntnis: Knox hatte die erforderliche Ausstattung dabei, um Fingerabdrücke festzustellen, konnte aber keinen einzigen entdecken. Allein schon diese Tatsache sprach dafür, dass er der richtigen Fährte folgte. Die wenigsten Leute – von hinkenden, halb blinden Taubstummen ganz zu schweigen – betrieben einen solchen Aufwand, um ihre Fingerabdrücke zu verwischen.

Als Knox die Bretterbude verließ, bastelte Leroy noch an dem schrottreifen Trecker herum.

»Ich schicke Ihnen einen Zeichner vorbei«, sagte Knox, »der nach Ihrer Beschreibung ein Phantombild des Mannes anfertigen soll.«

»Ich werde mein Bestes tun.«

»Ich weiß.

Das Essen – Braten mit Füllung und Beilagen – schmeckte köstlich. Abby hatte selbst gekocht, und Stone hatte ihr beim Tischdecken geholfen. Sie aßen nur zu zweit. Zuvor hatte Stone im Obergeschoss geduscht – in einem Bad, dessen Interieur aus einem Design-Magazin zu stammen schien. Das Bergwerksunternehmen war offenbar schwer zur Kasse gebeten worden.

»Sie sind also Shakespeare-Fan?«, fragte Stone.

»Wir haben seine Stücke an der Highschool durchgenommen. Vorher konnte ich nie was damit anfangen.«

»Aber heute schon.«

»Könnte man so sagen. Seine Werke umfassen alles, was das Leben zu bieten hat, vor allem das Negative. Nur habe ich in der Wirklichkeit schon zu viel davon erlebt, als dass eine fiktive Darstellung mich noch beeindrucken könnte.«

Etwa nach der Hälfte der Mahlzeit erschien Danny, warf einen Blick auf seine Mutter und auf Stone, die mit teurem Geschirr und Leinenservietten im Esszimmer saßen, und wandte sich wortlos um. Dann knallte eine Tür. Laut.

Stone blickte Abby an. »Sie haben bestimmt reichlich Mühe mit ihm.«

»Kann man so sagen. Haben Sie Kinder?«

»Ich hatte eine Tochter. Sie lebt nicht mehr.«

»Tut mir leid. Danny hat von seinen neun Leben bestimmt schon sieben aufgebraucht, und ich habe das Gefühl, er verschleißt mein Leben gleich mit.«

»Wollten Sie nicht, dass er Divine verlässt? Sie sagten, Sie hätten viel geweint.«

»Welche Mutter würde nicht weinen, wenn ihr einziges Kind Lebewohl sagt?«

»Dann sind Sie froh, dass er zurück ist?«

»So weit würde ich nicht gehen. Außerdem wird er schnell wieder verschwunden sein, oder ich müsste mich sehr täuschen. Und er soll mir nicht noch einmal das Herz brechen.«

»War er denn schon mal weg?«

»Geredet hat er häufig darüber, aber nie Ernst gemacht. Ich glaube, ich hatte mich darauf verlegt, dass es bei dem Geplapper bleibt. Aber dann hat er mich eines Besseren belehrt.« Beim letzten Satz zitterte Abbys Stimme leicht.

»Gab es einen besonderen Grund, weshalb er seinen Worten dieses Mal Taten folgen ließ?«

»Es ist immer schwer zu sagen, warum Danny dies oder jenes tut. Er ist so starrköpfig wie sein Vater.«

»Danny sagte, er sei im Bergwerk ums Leben gekommen.«

Abby ließ sich Zeit, die letzte Gabel Füllung in den Mund zu stecken. »Ja. Sie haben ein Kind verloren, sagten Sie eben. Was ist mit Ihrer Frau?«

»Sie ist ebenfalls tot. Schon seit langem.«

»Was haben Sie seitdem getan?«

»Dies und das. Ich bin nie lange an einem Ort geblieben.«

»Sind Sie gleich nach Vietnam aus der Army ausgeschieden?«

»Eine Zeitlang war ich noch dabei. Aber es hat sich nichts Aufregendes mehr ereignet.«

»Keine Pension von Onkel Sam?«

»Ich war nicht lange genug Soldat.«

Die Konversation geriet ins Stocken, und kurz darauf verabschiedete sich Stone und widerstand Abbys Angebot, ihn in den Ort zu fahren. Trotz des Luxus und aller Design-Schnörkel beherrschte Kummer dieses Haus, und dafür gab es einen einfachen Grund: Hier war der Tod die Quelle des Wohlstands.

»Vermutlich ziehen Sie bald weiter«, sagte Abby, als sie an der Haustür standen.

»Ich bin wesentlich älter als Danny, aber selbst ich weiß bis heute nicht genau, was ich mit meinem restlichen Leben anstellen soll. Also kümmerge ich mich lieber mal darum.«

»Vielen Dank, dass Sie meinem Sohn geholfen haben.«

»Ich glaube, er ist ein anständiger Kerl, Abby. Er muss nur noch seine Richtung finden.«

»Ich hoffe nur, dass die Richtung ihn aus diesem Ort hinausführt, und zwar für immer.«

Sie schloss die Tür. Stone war ratlos, sagte sich dann aber, dass ihn das alles im Grunde nichts anging, als er zur Straße schlenderte und den Rückweg zur Ortschaft antrat. Der Himmel war mit Sternen übersät, die so ziemlich das einzige Licht spendeten. Während er sich dem Ort näherte, drang irgendetwas an sein Ohr. Anfangs klang es wie das Jammern eines

Tieres. Stone schauderte, als ihm einfiel, dass man in diesem Landstrich angeblich einem Schwarzbären oder einem Berglöwen in die Arme laufen konnte. Doch als er den Weg fortsetzte, wurde ihm klar, worum es sich bei dem Stöhnen handelte.

Stone beschleunigte seine Schritte. Vor ihm lagen die Kirche und der Friedhof.

Er überquerte die Straße, betrat den Kirchhof, nahm eine Abkürzung zum Friedhof und blieb abrupt stehen, als er die Ursache der Klagelaute sah – oder vielmehr deren Urheber.

Von Schluchzern geschüttelt, lag Danny auf dem frischen Grab von Debby Randolph.

Der große Mann huschte in ein Gebäude, wandte sich nach links, wartete auf einen Lift, fuhr nach unten, betrat einen Stollen, unterquerte darin die Straßen Washingtons, gelangte in ein anderes Gebäude und bog in einen langen Korridor ein. Als er eine Tür passierte, flog sie auf. Eine Riesenpranke packte ihn, zerrte ihn über die Schwelle, und die Tür schlug hinter ihm zu.

Reuben Rhodes ließ Alex Ford los. Der Agent strich seinen Jackenkragen glatt und drehte sich mit mürrischem Gesicht den anderen Anwesenden zu, die auf ausrangierten regierungseigenen Möbeln und Transportkisten saßen.

»Du hast doch gesagt, die zweite Tür links«, maulte Alex.

»Bruder Caleb hat sich geirrt«, antwortete Reuben. »Er meinte die erste Tür rechts, aber wegen der Befürchtung, dass dein Handy überwacht wird, wollten wir dich nicht anrufen.«

»Dafür braucht man einen Gerichtsbeschluss«, sagte Annabelle.

»Einen Scheiß brauchen sie«, entgegnete Reuben unwirsch.

Alex sah Annabelle an. »Da muss ich ihm Recht geben. Als Agent der Bundesregierung gehören mein Leben und mein Handy nicht mir.«

»Die Verwechslung tut mir leid, Alex«, sagte Caleb beschämt. »Ich war ein bisschen nervös. Aber ich weiß nicht mehr genau, warum eigentlich.« Er warf Reuben einen zornigen Blick zu. »Ach ja, jetzt fällt's mir wieder ein. Weil Reuben angerufen und mich angebrüllt hat, ich müsse so schnell wie möglich ein Treffen zwischen uns organisieren, oder wir alle wären dem Tod geweiht, und ich wäre schuld daran.«

Reuben zuckte mit den Achseln. »Von Tod habe ich nichts gesagt. Ich habe gesagt, es sei gut denkbar, dass wir alle den Rest unseres Lebens hinter Schwedischen Gardinen absitzen müssen und dass es dann vor allem deine Schuld sei.«

»Wie kommst du darauf?«, fragte Annabelle.

»Dieser Schnüffler, dieser Joe Knox, hat sich Caleb schon vorgeknöpft.«

»Na und? Wie kommst du darauf, ich hätte irgendetwas ausgeplaudert?«

»Caleb, du verlierst doch schon die Nerven, wenn eine Pfadfinderin dich schräg ansieht.«

Annabelle stand auf. »Okay, Leute. Die Zeit ist knapp. Knox hat inzwischen Alex, Caleb und mich auszuquetschen versucht.«

»Ich weiß, dass er im Hafen nach mir gefragt hat«, erklärte Reuben, »aber zum Glück habe ich gerade ein paar Tage frei.«

»Wenn ich alles richtig gerafft habe, Reuben, hat Oliver dich angerufen«, sagte Alex. »Hat er dir gesagt, wo er steckt?«

»Er wollte mir nicht mal verraten, von wo er anruft.« Reuben berichtete von den Einzelheiten seines Telefonats mit Stone. »Ich soll dir unbedingt ausrichten, Alex, wie dankbar er dir ist, dass du darauf bestanden hast, den Brief zu verbrennen.«

Alex nickte, schwieg aber.

»Gibt es eine Möglichkeit, den Anruf bei Reuben zurückzuverfolgen?«, fragte Caleb.

Reuben schüttelte den Kopf. »Ich habe ein ungewöhnliches Handy-Arrangement. Es geht ziemlich verschlungene Wege.«

»Du meinst, du stiehlt die Sprechzeit anderer Leute«, konkretisierte Caleb Reubens Äußerung.

»Trotzdem habe ich einen vertrauenswürdigen Kumpel gebeten, es für mich zu versuchen. Er ist ein Profi, was solche Dinge angeht, aber er hat es nicht geschafft.«

»Okay. Ich schlage vor, wir hören uns an, was Knox zu jedem von uns gesagt hat«, meinte Annabelle. »Dann können wir daraus ableiten, wo wir stehen.«

Alex berichtete zuerst, dann Annabelle, und zuletzt kam Caleb an die Reihe.

»Ich muss dich um Entschuldigung bitten, Caleb«, sagte Reuben, als alle fertig waren. »Offenbar hast du den Kerl gründlich abblitzen lassen.«

»Entschuldigung angenommen«, grummelte der Regierungsbibliothekar.

»Also gut, fassen wir zusammen«, sagte Alex. »Knox weiß, dass Oliver niemand anders ist als John Carr. Er weiß auch, was Oliver bei der CIA getan hat. Ebenso weiß er, dass Simpson und Gray von Oliver umgelegt wurden. Und er will ihn dringend zu fassen kriegen.«

»Und er hofft, dass wir ihn direkt zu Oliver führen«, sagte Caleb. »Aber das können wir gar nicht. Gott sei Dank.«

»Danke Gott nicht zu früh, Caleb. Der Kerl weiß, wo wir sind, und kennt unsere Verbindung zu Oliver. Das wird man ausnutzen.«

»Wie denn?«

»Indem man Druck aufbaut«, warf Annabelle ein. »Damit Oliver aufgibt.«

»Was soll das heißen?«, wollte Caleb wissen. »Dass sie uns als Köder missbrauchen? Das ist doch lächerlich! Wir sind Bürger der Vereinigten Staaten, und Knox ist ein Mann der Regierung.«

»Solche Sprüche waren schon in den Fünfigern ohne Bedeutung«, sagte Alex. »Knox ist Regierungsdienstler mit einem klaren Auftrag. Er soll Oliver schnappen. Und während Oliver auf der Flucht ist, geben wir ungeschützte Ziele ab.«

»Sollen wir alle untertauchen?«, fragte Annabelle.

»Für mich ist das unmöglich«, sagte Alex. »Aber du, Annabelle, solltest dir schleunigst einen sicheren Unterschlupf suchen und in Deckung bleiben. Du ebenfalls, Reuben. Wie sieht es bei dir aus, Caleb?«

»Warum sollte Oliver uns in eine solch unerquickliche Situation gebracht haben?«, quengelte Caleb.

»Er hatte keine Wahl«, gab Reuben zur Antwort. »Er hat an einem Tag zwei VIPs weggeputzt. Danach geht man nicht einfach Kaffee trinken und wartet, bis das SWAT-Team mit dem Rammbock an die Tür klopft.«

Caleb schüttelte den Kopf. »Selbst wenn die beiden Männer von Oliver getötet wurden ... Trotz des Briefes, den er hinterlegt hat, hat er garantiert darauf geachtet, keine Beweise zurückzulassen.«

»Worauf willst du hinaus, Caleb?«, fragte Reuben. »Diese Kerle denken doch gar nicht daran, ihn zu verklagen. Sie wollen ihn in ihre Gewalt bekommen. Dann quetschen sie jede Information aus ihm heraus und jagen ihm eine Kugel in den Kopf. Oliver ist ein ehemaliger Regierungskiller, der in den Untergrund abtauchen musste, weil Gray und Simpson ihm in den Rücken gefallen sind und versucht haben, ihn umzubringen.« Bei den letzten Worten richtete Reuben den Blick auf Alex. »Im Grunde ist Oliver schon seit dreißig Jahren auf der Flucht. Außerdem geht auch Miltons Tod auf das Konto dieser Schweine. Und vergesst nicht – dank Harry Finn wissen wir, dass Simpson damals den Anschlag auf Oliver und dessen Familie angeordnet hat. Wenn es je einen Menschen gab, der einen guten Grund zum Töten hatte, dann ist es Oliver – schieß drauf, was im Gesetz steht.«

»Also könnte es sein, dass sie Bammel haben, weil Oliver Insiderwissen über Machenschaften der Regierung hat?«, sagte Caleb. »Deshalb wollen sie ihn zum Schweigen bringen?«

»Jetzt denkst du endlich wie ein Bibliothekar«, merkte Reuben mit trockenem Humor an.

»Aber statt im Untergrund zu verschwinden, könnten wir einen anderen Weg einschlagen«, sagte Annabelle.

»Und welchen?«, fragte Alex.

»Wir stoßen zu Oliver und helfen ihm, ein für alle Mal Sicherheit zu finden.«

»Hör auf, Annabelle, wir würden die Ermittler geradewegs zu ihm führen«, wandte Alex ein.

»Außerdem bin ich der Ansicht«, sagte Reuben, »dass Oliver einem raffinierten Fluchtplan folgt.«

»Ach ja? Er hat keine Papiere und kein Geld. Ich habe ihm eine Kreditkarte gegeben. Bei der Überprüfung hat sich gezeigt, dass sie monatelang nicht benutzt worden ist. Er kann nicht mal in ein Flugzeug steigen. Er kann nicht weit weg.«

»Bis sie ihn erwischen«, sagte Reuben leise.

»Vielleicht *will* er das«, mutmaßte Alex.

Die übrigen Anwesenden starrten ihn an.

»Er hat Simpson und Gray liquidiert und hält sich für schuldig an Miltons Tod. Vielleicht hat er das Gefühl, dass es nichts mehr gibt, wofür es sich zu leben lohnt. Zwar flieht er, aber nicht mit aller Entschlossenheit. Er weiß, dass man ihn fassen wird, und er hat sich mit den Konsequenzen abgefunden.«

»Ich werde nicht hinnehmen, dass sein Leben so zu Ende geht«, sagte Annabelle.

»Die CIA zu behindern ist eine Sache, Annabelle«, sagte Alex, »aber wenn du dich aktiv daran beteiligst, Oliver dem Zugriff der Behörden zu entziehen, handelst du dir selbst eine Haftstrafe ein. Und die wird happig ausfallen.«

»Das ist mir egal. Überleg doch, wie er sich für mich eingesetzt hat. Er hat alles gewagt, um mir zu helfen.«

»Das hat er für uns alle getan«, bekräftigte Reuben.

»Auch du würdest nicht mehr unter uns weilen, Alex«, sagte Annabelle und musterte ihn streng, »wäre Oliver nicht gewesen.«

Alex setzte sich an einen alten Schreibtisch. »Ich kann euch ja verstehen, aber ich bin Geheimdienstagent. Ich kann mir nicht alles erlauben.«

»Wir möchten dich ungern in Schwierigkeiten bringen, du brauchst also nichts zu tun«, entgegnete Annabelle, doch ihr Tonfall klang weniger nachsichtig als die Antwort.

»Außer dass du ein Auge zudrückst«, sagte Reuben.

»Wie wollt ihr ihn denn überhaupt finden?«, fragte Alex.

»Das ist unsere Aufgabe«, erklärte Reuben kühl und blickte Caleb an. »Du bist ebenfalls Regierungsdienstler. Machst du mit oder nicht?«

Caleb nickte. »Ich bin dabei.«

Mit düsterer Miene erhob sich Alex. »Nun, ich glaube, das ist endgültig der Zeitpunkt, an dem wir getrennte Wege gehen müssen.«

»Alex ...«, begann Annabelle, doch die Tür hatte sich bereits hinter ihm geschlossen.

Die drei verbliebenen Mitglieder des Camel Club sahen einander stumm an.

»Scheißen wir auf ihn«, rief Reuben schließlich. »Also, wie finden wir Oliver?«

Annabelle blickte ihn an. »Der Fuchs ist auf der Jagd, stimmt's?«

»Stimmt. Und?«

»Dann folgen wir dem Fuchs.«

»Du hast einen Plan?«

»Ich habe immer einen Plan.«

»Annabelle, altes Mädchen, ich kann dich wirklich gut leiden.«

Stone machte Anstalten, zu Danny Riker zu eilen, als sich ihm von der anderen Seite des Friedhofs jemand näherte. Stone duckte sich hinter eine kleine steinerne Mauer, als der Mann aus den Schatten ins Mondlicht trat. Zunächst befürchtete Stone, der hochgewachsene Fremde wollte Danny überfallen, so lautlos näherte er sich. Er spannte bereits die Muskeln zum Sprung, als der Mann Danny behutsam an der Schulter fasste.

»Komm, Junge, es bringt nichts, nachts lebendig auf dem Friedhof zu liegen.«

Danny hob den Blick und schaute ins Gesicht von Sheriff Tyree, der sich über ihn beugte, um ihm beim Aufstehen zu helfen.

»Das ist doch nicht richtig«, schluchzte Danny und stützte sich gegen die muskulöse Gestalt des Gesetzeshüters. »Es kann doch unmöglich richtig sein.«

»Vieles im Leben ist ungerecht, Danny. Du darfst dich davon nicht zerfressen lassen.«

»Ich möchte sterben!«

Tyree verpasste Danny eine Ohrfeige. »So was will ich kein zweites Mal von dir hören, Danny! Das Mädchen ist tot. Du kannst sie nicht zurückholen.«

Danny wies auf den Erdhügel. »Das soll *gerecht* sein?«

»Nun komm mal zur Vernunft, Junge. Sie hatte die Wahl. Sie hat sich für den Freitod entschieden. Deine Selbstzerfleischung führt zu gar nichts. Also, soll ich dich nun nach Hause fahren?«

Danny wischte sich das Gesicht ab und schüttelte den Kopf. »Wenn Sie das glauben«, schnauzte er, »sind Sie ein Dummkopf.«

Tyree betrachtete ihn. »Weißt du etwas, das ich nicht weiß?«

»Ich weiß allerhand, das Sie nicht wissen. Na und? Was ich weiß, ist 'n Scheiß wert.«

»Ich meine, über Debby?«

Danny senkte den Kopf, und sein Trotz verflog. »Nein. Ich weiß nichts. Bloß Gefasel, das nichts zu bedeuten hat.«

»Du hast gesagt, ich sei ein Dummkopf, wenn ich ›das‹ glaube. Was? Dass sie Selbstmord begangen hat?«

»Jetzt legen Sie mir Worte in den Mund, Sheriff«, entgegnete Danny, doch seine Wangen erbleichten.

»Ich möchte nur hören, was du zu sagen hast.«

Ohne zu antworten, drehte Danny sich auf dem Absatz um und ließ Tyree stehen.

»Danny, komm zurück!«

»Schreien Sie nicht so, Sheriff, sonst wecken Sie die Toten.«

»Komm sofort her, Junge!«

»Ich bin kein Junge mehr, Tyree, falls es Ihnen noch nicht aufgefallen ist.« Danny wandte sich um und musterte den Sheriff. »Ich gehe nach Hause. Wenn Sie das verhindern wollen, müssen Sie mir schon 'ne Kugel in den Rücken schießen.«

Tatsächlich legte Tyree die Hand auf den Pistolengriff; aber dabei blieb es. Stone zog hinter seiner Deckung den Kopf so tief ein, wie die Umstände es erlaubten. Keiner der beiden Männer sollte ihn sehen.

Er wartete, bis Danny auf der Straße außer Sicht war. Dann beobachtete er, wie Tyree zu seinem in der Nähe geparkten Streifenwagen stapfte und in Richtung Divine fuhr.

Ob es am besten wäre, jetzt sofort abzuhausen? Warum bis zum Morgen warten?

Doch Stone entschied sich anders, kehrte in den Ort zurück und mietete in der bescheidenen Absteige, die Danny ihm empfohlen hatte, ein Zimmer. Er verstaute seinen Kleidersack, setzte sich auf das weiche Bett und blickte durchs Fenster auf Divines Hauptstraße.

Was er an dem Grab erlebt hatte, gab ihm Rätsel auf. War Danny in Debby Randolph verliebt gewesen? Hatte sie wirk-

lich Selbstmord begangen? Warum hatte Danny dieses Kaff verlassen, war dann aber wieder umgekehrt?

»Ach, das alles geht mich gar nichts an«, sagte Stone so laut zu sich selbst, dass der Nachdruck in seiner Stimme ihn überraschte. Er schaute auf die Armbanduhr: fast zehn. Er hatte ein kleines Kofferradio im Kleidersack, das er nun herausholte und einschaltete. Für ein Weilchen musste er am Tunerknopf drehen, doch er fand rechtzeitig einen Sender, der um jede volle Stunde ein Nachrichtenprogramm mit Meldungen aus den gesamten USA brachte. Auf dem Bett lehnte er sich zurück. Die Berichterstattung über die Morde kam zwar nicht an erster Stelle, aber gleich nach einer Reportage über das erneute Auftreten von Salmonellen in einem Seniorenheim.

Die Stimme des Sprechers klang beinahe atemlos, als er seine Zuhörer auf den neuesten Stand der Dinge brachte, was die Morde an den beiden Politfunktionären betraf.

»Ab sofort werden das FBI und das Heimatschutzministerium die Ermittlungen gemeinsam führen. Die Morde an Senator Roger Simpson und Geheimdienstchef Carter Gray stehen fraglos in Zusammenhang mit Ereignissen, die vor Jahrzehnten stattfanden, als beide Männer noch Funktionen bei der CIA ausübten. Angeblich soll der Mörder ein ehemaliger Kollege sein, der zwischenzeitlich jahrelang für tot gehalten wurde. Die Behörden überwachen sämtliche Flugplätze, Eisenbahn- und Busbahnhöfe sowie Grenzübergänge. Wir informieren Sie unverzüglich über weitere Neuigkeiten zu dieser aufwändigsten Fahndungsaktion des Jahrzehnts, wie sich jetzt schon abzeichnet.«

Stone schaltete das Radio aus, stand auf und blickte erneut zum Fenster hinaus. Man hatte den Namen des Täters nicht erwähnt, obwohl man ihn hätte nennen können.

Sie wissen, dass es John Carr war, und sie wissen, wie ich aussehe. Sie haben mir jeden Fluchtweg versperrt.

Er hatte nie ernsthaft daran gedacht, dass man ihn fassen könnte. Stattdessen hatte er sich eingebildet, er könne sich nach New Orleans absetzen, ein neues Leben beginnen und den Rest seiner Erdenjahre in friedlicher Anonymität verbringen. Aber diese Hoffnung hatte sich offensichtlich zerschlagen. Am meisten machte ihm die Aussicht zu schaffen, dass alle Welt ihn nun für einen Verbrecher halten würde. War Vergeltung denn immer ein Fehler? War es in jedem Fall unzulässig, Unrecht außerhalb des Gesetzes zu ahnden?

Stone kannte die Antwort auf diese Fragen.

Man würde ihm niemals das Recht zugestehen, sich vor einem Richter und vor Geschworenen zu verantworten. So weit durfte es nicht kommen, weil es ihm die Gelegenheit bieten würde, die gesamte Vorgeschichte aus seiner Sicht darzustellen.

Nein, das konnte man unmöglich dulden.

Stone zog seine Jacke an. Er brauchte frische Luft. Er musste nachdenken. Konnte er es momentan überhaupt wagen, Divine zu verlassen? Wahrscheinlich empfahl es sich, noch einmal Reuben anzurufen, aber damit musste er bis morgen warten.

Er würde in der Dunkelheit und Friedlichkeit Divines bloß einen nächtlichen Spaziergang machen und sich ein paar Dinge durch den Kopf gehen lassen.

Er erreichte die Hauptstraße, wandte sich nach rechts und schritt forsch aus. Rasch ließ er den kleinen Ortskern hinter sich. Hier standen die Bäume dichter, und bald verschwanden auch die Lichter der Häuschen, die Divines Ortsrand säumten.

Als Stone sich fünf Minuten später entschloss, wieder umzukehren, hörte er einen Schrei ein Stück voraus. Es war der Schrei eines Menschen – ein Laut, in dem Entsetzen mitgeschwang.

Stone rannte los.

Nachdem er von Leroy's Wohnsitz in Maryland abgefahren war, kehrte Knox nicht nach Hause zurück. Eine bestimmte Frage beschäftigte ihn so sehr, dass er unbedingt eine Antwort darauf haben musste. Er fuhr nicht nach Langley, sondern zu einem unauffälligen Gebäude im Herzen Washingtons. Er hatte sich telefonisch angemeldet, sodass man ihm – auch dank seiner militärischen Vergangenheit – nach Vorlage des Dienstausweises ohne Umschweife Einlass gewährte.

Er betrat einen großen Raum voller langer, verkratzter Tische, an denen grauhaarige Männer – wahrscheinlich Veteranen vergangener Kriege – und Krawatten tragende Historiker saßen und in Stößen vergilbter Dokumente lasen. Der Raum hatte keine Fenster, und man hätte meinen können, auch keine Luftzufuhr. Bedrückt ließ Knox den Blick schweifen. Diese Institution sammelte die Aufzeichnungen über das viel zu kurze Leben und den gewaltsamen Tod von weitaus mehr Menschen, als Knox sich ausmalen mochte.

Das zentrale Hauptarchiv der US Army befand sich in St. Louis. Wenn man kein Verwandter war, benötigte man entweder das Einverständnis des Betroffenen oder einen Gerichtsbeschluss, um in die vollständige Personalakte eines Militärangehörigen Einblick zu nehmen.

Knox jedoch wusste etwas, das den wenigsten Menschen geläufig war: Das Archiv in St. Louis besaß nicht sämtliche Akten. Manche lagerten im D. C. – und dazu zahlreiche Kopien der in St. Louis archivierten Unterlagen. Diese Akten enthielten mehr als nur den dienstlichen Werdegang eines Soldaten. In ihrer Gesamtheit ergaben diese Dokumente eine Chronik der Kriege Amerikas. Deshalb betrieben zahlreiche Historiker auf dieser Grundlage ihre Forschungen, nicht wenige unter Berufung auf das US-Akteneinsichtsrecht, weil das Militär nur widerwillig etwas über sich selbst enthüllte.

Viele der Unterlagen, die Knox einzusehen wünschte, waren noch nicht elektronisch erfasst worden, andere hingegen hatte man bereits im Computer gespeichert. Nachdem der

zuständige Archivmitarbeiter Knox' Dienstausweis gesehen hatte, kramte er zügig die entsprechenden Kartons hervor und zeigte ihm, wie er auf die digitalisierten Daten zugreifen konnte. Knox setzte sich vor einen PC und begann mit den Dateien, rollte Seite um Seite ab.

Ihn beschäftigte ein Verdacht; er wollte wissen, ob er stimmte. Ihm ließ die Frage keine Ruhe, weshalb Macklin Hayes so versessen darauf war, dass John Carr gefasst wurde. Falls Carr tatsächlich Simpson und Gray getötet hatte, war er jetzt auf der Flucht. Er durfte auf keinen Fall irgendwo eine Pressekonferenz veranstalten und Geheimnisse der Vergangenheit ausplaudern. Knox konnte nachvollziehen, dass Hayes ihn in Gewahrsam haben wollte, bevor die Polizei ihn festnahm. Sollte die Polizei Carr schnappen, erschacherte er vielleicht mit dem Angebot, ein Geständnis abzulegen, einen Deal. Andererseits hatte Hayes selbst klargestellt, er hätte der Polizei bei ihren Ermittlungen vorsichtshalber einen Riegel vorgeschoben, im Wesentlichen um ihm, Knox, ein ungestörtes Aktionsfeld zu bieten. Und falls es der Polizei doch gelang, Carr zuerst dingfest zu machen, konnte die CIA eingreifen und ihn im Interesse der nationalen Sicherheit in die eigene Obhut überführen. Carr könnte niemals auch nur einen Anwalt anrufen, geschweige denn sich jemals an die Mikrofone einer Pressekonferenz setzen.

Woher rührte also die überragende Wichtigkeit, den Mann zu fassen? Abgesehen von der ethischen Fragwürdigkeit der Erwägung, einem Mörder den Lauf der Gerechtigkeit zu ersparen, konnte es auf gewisse Weise als am strategisch sinnvollsten erachtet werden, Stone einfach ziehen und in Frieden sterben zu lassen. Unter dem Strich lautete die Erkenntnis: Hayes benahm sich ziemlich irrational, war aber nicht als unvernünftiger Mann bekannt. Es musste einen anderen Beweggrund geben.

Knox starrte auf den Bildschirm und las die militärischen Unterlagen vieler Männer und Frauen, die in Vietnam gedient

hatten. Irgendwann erschöpften sich die einschlägigen digitalen Aufzeichnungen, und nachdem er sich mit einem anderen Archivar besprochen hatte, der ihn dabei unterstützte, die Suche genauer einzugrenzen, nahm er sich die Kartons vor. Ohne Erfolg durchsuchte er dreißig Stück. Gerade verfestigte sich bei ihm die Überlegung, Feierabend zu machen, da ergriff seine Hand einen Stapel Papier, dessen erste Seite auf Anhieb seine Aufmerksamkeit erregte.

Knox beugte sich vor – und langsam schien die Räumlichkeit rings um ihn her aus seiner Wahrnehmung zu verschwinden. Er las die Einsatzgeschichte eines Soldaten namens John Carr, eines Rekruten, den man rasch zum Sergeant befördert hatte. Die Schilderungen, die Knox so in den Bann zogen, waren prall gefüllt mit Carrs heroischen Taten, die er vor fast vierzig Jahren innerhalb von nur fünf Stunden vollbracht hatte.

Bei einer zahlenmäßigen Überlegenheit des Gegners von zehn zu eins hatte Carr eigenverantwortlich einen feindlichen Angriff abgewehrt, seine Kompanie gerettet und mehrere verletzte Kameraden in Sicherheit geschleppt. Dabei hatte er mindestens zehn gegnerische Soldaten getötet, einige davon im Nahkampf. Dann hatte er sich in einem Maschinengewehrnest festgesetzt, um die Nordvietnamesen in Schach zu halten, während um ihn herum Geschossgarben pfffen und es Mörsergranaten hagelte. Er gab die Stellung erst auf, als Luftunterstützung angefordert werden musste, um der Kompanie den ungefährdeten Rückzug zu ermöglichen. Als Carr das Gefechtsfeld verließ, triff er vom eigenen Blut. Kugeln und Macheten hatten ihm Wunden zugefügt, die zu bleibenden Narben werden sollten.

Knox hatte selbst an Dschungelkämpfen teilgenommen. Er kannte das Chaos und das Grauen, die solche Auseinandersetzungen prägten. Auch er war verwundet worden und hatte Narben zurückbehalten. Während mancher Gefechte, in die er verwickelt worden war, war er fest davon überzeugt gewesen,

sein letzter Tag auf Erden sei angebrochen. Noch in den letzten Tagen des Krieges in Südostasien war er an erfolgreichen amerikanischen Vorstößen beteiligt gewesen, doch zu der Zeit hatten Erfolge im Feld schon keine Bedeutung mehr gehabt. Falls sie überhaupt je eine Bedeutung gehabt hatten.

Aber Knox hatte noch nie von einem Soldaten gehört oder gelesen, der Dinge vollbracht hatte wie Carr an jenem denkwürdigen Tag. Es übertraf jedes Wunder. Es musste ohne Einschränkung als übermenschliche Leistung bewertet werden, so abgedroschen das klingen mochte. Knox' Respekt vor dem Mann wurde immer größer.

Solchem Heldenmut *musste* der verdiente Lohn gefolgt sein. Die Mühlen des Militärs malten in vieler Hinsicht langsam, aber Tapferkeit im Feld wurde schnell belohnt – und sei es aus keinem anderen Grund, als andere Soldaten zum Nach-eifern zu motivieren. Außerdem lieferten solche Vorkommnisse Material für Propagandaaktionen. Der Heldenmut und die außergewöhnliche Kampftüchtigkeit, die Carr bewiesen hatte, hätten ihm ohne Weiteres den höchsten Orden für Tapferkeit einbringen können, den die USA zu vergeben hatte, die Medal of Honor. In seinen Auslassungen hatte Hayes aber nichts Dahingehendes erwähnt. Ebenso wenig war seitens der Presse etwas verlautbart worden, als man auf dem Nationalfriedhof Arlington Carrs vorgebliches Grab geöffnet hatte.

Knox musste noch mehrere Kartons auspacken und sehr viele Seiten umblättern, bis sich die Angelegenheit schließlich in neuem Licht zeigte.

Man hatte Carr mehrere Orden unmöglich verweigern können, da die erlittenen Verwundungen einen ausreichenden Beweis darstellten. Insgesamt hatte er – auch für in anderen Gefechten davongetragene Verletzungen – vier Purple Hearts erhalten. Dann war erwogen worden, ihn mit dem Bronze Star auszuzeichnen, doch das Datum des Dokuments lag lange nach den wundersamen Taten John Carrs im Felde. Und nach Knox' Empfinden wäre der Bronze Star, obwohl durchaus

prestigeträchtig, nicht im Entferntesten eine gerechte Anerkennung dessen gewesen, was Carr geleistet hatte. Für Knox' Begriffe war der Bronze Star eine Art Zwitter. Er konnte für Heldenmut im Krieg verliehen werden, aber auch für überragende Dienste an der Allgemeinheit. Der Silver Star, das Distinguished Service Cross und die Medal of Honor, das höchste Dreigestirn aller Orden, die ein Soldat erringen konnte, wurden dagegen ausschließlich für herausragende Leistungen im Kriegseinsatz vergeben.

Endlich entdeckte Knox mehrere Dokumente, die darauf verwiesen, dass Carrs direkter Vorgesetzter ihn tatsächlich für die Medal of Honor vorgeschlagen hatte. Der Mann hatte die erforderlichen Formulare eingereicht und sämtliche Beweise und Zeugenaussagen beigelegt. Dann hatte er den Antrag an die militärische Führung weitergegeben. Die Datierung der Unterlagen ließ zweifelsfrei erkennen, dass die Empfehlung kurz nach Carrs Leistungen auf dem Gefechtsfeld ergangen war, also lange vor den Dokumenten, die eine mögliche Verleihung des Bronze Star betrafen.

Was zum Teufel war da geschehen?

Nichts war geschehen. Der Antrag war im Sande verlaufen. Knox fand keine weiteren Dokumente, die sich mit dieser Sache befassten.

Warum nicht? Der Mann war ein Held gewesen. Eine Aufsehen erregende Story hatte sich zugetragen. Aber nichts war geschehen. Stattdessen war Carr kurze Zeit später aus dem Dienst ausgeschieden. Knox glaubte den Grund zu durchschauen: Carr war von der CIA für die Abteilung 666 angeworben worden. Die Geheimdienstler, so wusste Knox, suchten sich ihre Killer oft unter den fähigsten Angehörigen des Militärs aus.

Er verstaute die Dokumente wieder im Karton, als ihm plötzlich etwas auffiel, das er bisher übersehen hatte. Zwei zusammengeheftete Blätter Papier klemmten zwischen einer Innenklappe und der Außenseite des Kartons. Beinahe hätte

Knox sie nicht gelesen, so sehr widerte ihn die Ungerechtigkeit des Militärs gegenüber einem Soldaten an, der sich die höchste militärische Auszeichnung mehr als verdient hatte.

Trotzdem nahm Knox die Blätter zur Hand.

Der Text enthielt eine klare Anweisung. Sie untersagte jede weitere Erwägung, John Carr könne die Medal of Honor oder irgendeine andere hohe Auszeichnung verliehen werden. Knox las lange, in offiziellem Kauderwelsch abgefasste Passagen, die besagten, die Beweise seien unzuverlässig, die Aussagen der Augenzeugen uneinheitlich und die Darstellung der Umstände widersprüchlich.

Knox konnte das alles nicht begreifen – bis sein Blick die Unterschriftenzeile erreichte, wo der Name des unterzeichnenden Offiziers stand.

Major Macklin D. Hayes.

Langsam lenkte Knox den Range Rover in die Garage seines Stadthauses. Ehe er die Taste der Fernbedienung drückte, um das Garagentor zu schließen, beobachtete er im Rückspiegel die Straße. Knox war ziemlich sicher, dass in der Nähe Schnüffler lauerten und ihn beschatteten, denn für Hayes war es typisch, dass er buchstäblich alles im Auge behielt.

Der gute Ex-General traut mir so wenig, wie ich ihm traue.

Knox konnte durchaus in die Situation kommen, diese Bur-schen abhängen zu müssen. Er hoffte, der Herausforderung gewachsen zu sein, falls es sich nicht umgehen ließ.

Der Durchschnittsbürger hätte es wohl als abwegig angesehen, dass ein Regierungsagent sich vor seinem Vorgesetzten fast so sehr fürchtete wie vor seinem Widersacher. Doch man zog Knox nur dann heran, wenn das Kind längst im Brunnen lag, die Funktionäre mit dem Finger aufeinander zeigten und sich darauf konzentrierten, Schuldtheorien auszuhecken. Manchmal verglich Knox seine Aufgabe mit der Tätigkeit des Innenrevisors in einem Polizeipräsidium. Egal, was man tat, nachher war irgendjemand sauer. Und vom Groll bis zu dem

Plan, den vermeintlich Verantwortlichen mit dem Leben büßen zu lassen, war es manchmal kein großer Sprung. Bisweilen waren dazu nur das Überqueren der Straße, ein treffsicherer Schuss und eine überzeugende Ausrede nötig.

Und aus John Carrs militärischer Vergangenheit hatte Knox schlussfolgern können, dass Hayes im Fall Carr ganz eindeutig private Motive hatte. Fraglos hatte er Knox schon belogen. Was für eine Ehre es sei, hatte er geschwätzt, einen solchen »Tötungsroboter« wie Carr unter seinem Kommando zu haben. Dabei hatte Carr bereits während seiner mörderischen Bestzeit seinem Befehl unterstanden, und die ihm zustehende Ehre hatte Hayes ihm verweigert.

Was mochte Carr verbrochen haben, um den Mann so sehr gegen sich aufzubringen? Hayes war dafür bekannt, sehr nachtragend zu sein; allem Anschein nach sollte seine Reputation sich in diesem Fall bewahrheiten.

Knox hatte noch mehrere Stunden im Archiv gehockt, um auch auf diese Frage eine Antwort zu finden, hatte sich schließlich aber mit Spekulationen zufriedengeben müssen.

Die düsteren Gedanken, die er gegenwärtig wälzte, bedrückten ihn fast so sehr wie seine Erlebnisse während der letzten Nächte im vietnamesischen Dschungel, kurz bevor die USA den Krieg als unergiebig eingeschätzt und ihre Truppen nach Hause geholt hatten. Knox' Bataillon war eines der letzten gewesen, die in Südostasien eintrafen. Elf Monate war er dort geblieben, doch für ihn waren es gefühlte elf Jahre gewesen. Als er mit einem Granatsplitter im linken Oberschenkel und einem Horrorkabinett wiederkehrender Alpträume als Andenken in die Heimat zurückkehrte, war in ihm die Einsicht gereift, dass Krieg keine sonderlich kluge Methode war, um globale Konflikte zu lösen, zumal wenn kein Politiker-, sondern Schütze-Arsch sich im Dreck Stahl und Blei einfind. Anschließend hatte er sich bei der DIA eingearbeitet, dem Verteidigungsnachrichtendienst, und war von dort in die au-

bermilitärische Geheimdiensttätigkeit und zur CIA gewechselt.

Heute war Knox bei einer Spezialabteilung der CIA beschäftigt, von der Otto Normalverbraucher nichts wusste und auch nie erfahren würde. Er verfügte über zwei Dienstausweise: einen für die Öffentlichkeit, der ihn als Mitarbeiter des Heimatschutzministeriums auswies und im Normalfall eine hinlängliche einschüchternde Wirkung hatte, sowie einen zweiten Ausweis der Spezialabteilung, den er nur bestimmten Kollegen aus Geheimdienstkreisen zeigte. Letzterer wies ihn als Agenten des OSM aus, des Office of Special Matters. Diese Abteilung setzte sich aus Mitgliedern fünf großer Nachrichtendienste zusammen, während die Leitung einigen wenigen Personen in Langley oblag. »Office of Special Matters« klang ein bisschen steif, fand Knox, aber die Tätigkeit der Abteilung hatte einen todernten Charakter. Jahrelang war Knox bis zum Hals in »Sonderangelegenheiten« verwickelt gewesen, hatte manchmal bis zu sechs Krisen mit internationaler Sprengkraft zur gleichen Zeit bewältigen müssen.

Tatsächlich hatte er an jeder größeren OSM-Operation des letzten Jahrzehnts teilgenommen, darunter an einigen paramilitärischen Einsätzen, bei denen er wieder bewaffnet im Feld gestanden und für das Leben von Menschen gekämpft hatte, indem er das Leben anderer Menschen auslöschte. Nur um Haaresbreite entging er dem Fiasko, auf den Status eines Mitarbeiters der Kategorie *Kennen wir nicht* abzurutschen. Anschließend hatte er sechs Jahre im Nahen Osten verbracht und Dinge getan, die er niemals schriftlich festzuhalten gedachte und die zu vergessen er sich seither alle Mühe gab.

Als seine Frau an Hirnblutung starb, war er wieder einmal Tausende von Kilometern fern der Heimat gewesen. Gerade noch rechtzeitig war er zur Beisetzung eingetroffen, um der einzigen Frau, die er je geliebt hatte, ein hastiges Lebwohl zu sagen. Er hatte bis zum heutigen Tag das Gefühl, sie betrogen zu haben.

Vierundzwanzig Stunden nach dem Begräbnis war er wieder im Irak gewesen, um weiter zu erraten, wo der nächste Selbstmordanschlag stattfand, und um die Feinde von gestern mit gutem amerikanischem Bargeld zu bestechen, damit sie Extremisten töteten statt US-Soldaten.

Als schließlich das Geld zerrann, wusste Knox, dass es an der Zeit war, sich aus dieser Weltgegend zu verabschieden. Er hatte sich in sein sicheres Quartier in der Grünen Zone zurückgezogen und in der Privatsphäre seiner Albträume nachträglich die Liebe seines Lebens beweint.

Bereits während des letzten Jahres hatte Knox erwogen, sich zur Ruhe zu setzen, sobald es ihm gelungen war, sich auf dem Dienstweg aus dem Nahen Osten freizuquatschen, wo kein Moslem einem Mann über den Weg traute, der helle Haut besaß und an die höchste Heiligkeit Jesu Christi glaubte. Er hatte, sagte er sich damals, lange genug Dienst getan, sodass er zu *seinen* Bedingungen ausscheiden könne. Und tatsächlich hatte er sich im Kurzurlaub befunden, als Hayes anrief.

Und nun sehe sich einer das mal an. Dieselbe alte Frage erhob abermals ihr hässliches Haupt: Werde ich noch den morgigen Sonnenaufgang erleben?

Knox ging in die Küche, warf den Schlüssel auf die Arbeitsfläche, öffnete den Kühlschrank und riss eine Dose Bier auf. Dann setzte er sich in sein kleines Arbeitszimmer und stellte Überlegungen zu allem an, was er wusste und nicht wusste; leider waren seine Erkenntnislücken beträchtlich größer als sein Wissen. Er zog die beiden Blätter aus der Tasche, denn er hatte den zweiseitigen Befehl mit Macklin Hayes' Unterschrift klammheimlich eingesteckt. Wahrscheinlich war es ein Vergehen, ein regierungseigenes Dokument zu stehlen, aber das kümmerte Knox nicht mehr.

Er betrachtete Hayes' säuberliche Unterschrift.

Was haben Sie sich dabei gedacht, General, als Sie diesen Befehl unterzeichneten?

Jetzt hatte er eine Verbindung zwischen Hayes und Carr entdeckt. Sie veränderte die Dynamik seines Auftrags, nur durchschaute Knox noch nicht, in welcher Hinsicht. Eines jedoch war klar geworden: Die Begründung des Auftrags, Carr aufzuspüren, hatte gelautet, der einstige Drei-Sechser wüsste Geheimnisse, durch die die US-Regierung in Verlegenheit geraten könne – oder wenigstens die CIA. Hayes zufolge sollte auch Carter Gray sich deswegen Sorgen gemacht haben. Und deshalb hätte er es auf Carr abgesehen gehabt, doch offenbar sei Carr ihm zuvorgekommen.

Diese Behauptungen stuft Knox als widersinnig ein. Carr hatte sich in Grays Villa aufgehalten, und zwar an dem Abend, als sie in die Luft flog. Deshalb hatte er ohne Zweifel gewusst, wo Gray wohnte. Obendrein hatte Carr in den letzten dreißig Jahren Stillschweigen gewahrt. Warum also hätten Gray, Hayes und die CIA sich sorgen sollen, dass der Mann plötzlich doch den Mund aufmachte?

Es mochte sein, dass Gray sich aus irgendeinem Grund mit Carr angelegt hatte, jedoch nicht in der Absicht, ihn zu töten. Weshalb die Anordnung, das Grab zu öffnen? Hatte er damit bezweckt, Carr aufzuscheuchen? Ihn in die Flucht zu jagen? Aber weshalb? Knox hegte den Verdacht, dass die Antwort in der Tabuzone verborgen lag, in die seinen Blick zu lenken man ihm untersagt hatte. Doch untersagt hatte man ihm schon manches. Dennoch war er seinen Weg gegangen.

Und Hayes hatte ebenso einen starken Beweggrund, Carr abservieren zu wollen. All die Jahre lang musste er geglaubt haben, Carr sei tot. Als man das Grab öffnete, hatte er sich noch auf der sicheren Seite gewöhnt. Und dann lag keine Leiche im Sarg! In all den Jahren war Hayes sich keiner Gefahr bewusst gewesen. Jetzt sah er eine Gefahr, und er benutzte Knox, um das Problem beseitigen zu lassen.

Und was genau mochte sich im Capitol-Besucherzentrum abgespielt haben? Hatte Carr wirklich so viele Menschen getötet? Wenn ja, warum? Hatten sie ihn umzubringen versucht?

Knox erinnerte sich, in den Akten etwas darüber gelesen zu haben, dass jemand ehemalige Drei-Sechser liquidiert hatte. Konnte auch Carr auf der Todesliste gestanden haben? Waren die Männer aus irgendeinem Grund mit seiner Beseitigung betraut worden?

Das war ein Teil des Rätsels, mit dessen Lösung zu befassen man Knox verboten hatte. Es würde sich zeigen, ob er sich daran hielt.

Und wenn Carr irgendetwas gegen Hayes in der Hand hatte? Private Geheimnisse? Das war zu überprüfen und konnte von Interesse sein – und sei es nur zu dem Zweck, sich notfalls den Rücken zu decken. Aber er durfte sich nicht zu weit aus dem Fenster lehnen. Falls Hayes es merkte ...

Während Knox nachdachte, hatte er das Radio in seinem Arbeitszimmer eingeschaltet; nun erregten die Nachrichten seine Aufmerksamkeit. Die Behörden wussten, wer der Mörder sei, hieß es, und man stünde kurz vor seiner Festnahme. Sämtliche Fluchtwege seien dem Killer versperrt.

Zum Teufel, was soll denn das?

Knox rief Hayes an. Nach dem zweiten Klingeln meldete sich der General.

»Ich habe gerade die Nachrichten gehört«, sagte Knox. »Ich dachte, die anderen Dienste würden aus der Sache herausgehalten. Wenn mir eine FBI-Meute im Nacken sitzt, wüsste ich gern darüber Bescheid.«

»Keine Sorge, Knox, ich habe diese Meldung lanciert. Ein Mann wie Carr wird vermutlich die Nachrichten verfolgen. Ich möchte, dass er glaubt, in der Falle zu sitzen. Wer sich in die Enge getrieben glaubt, macht Dummheiten. Dann schlagen wir zu. Ich will Ihnen bloß die Arbeit erleichtern.« Hayes beendete das Telefonat.

»Einen Scheiß willst du«, sagte Knox in den Apparat. Das Schnarren des Telefons lenkte seine Gedanken von dem ab, was Hayes eben gesagt hatte. Die Nummer des Anrufers kannte Knox nicht. »Hallo?«

»Mr. Knox, hier ist Susan Hunter. Ich würde gern mit Ihnen sprechen. Über Oliver.«

Knox straffte sich. »Können wir das am Telefon erledigen?«

»Nein. Man weiß nie, wer zuhört.«

Dem konnte Knox nicht widersprechen. Wahrscheinlich lauschte tatsächlich jemand.

»Ich verstehe. Wann sollen wir uns treffen?«

»Sofort.«

Annabelle stand bereits an der vereinbarten Straßenecke in Georgetown, als Knox dreißig Minuten später dort vorfuhr. Er stieß die Beifahrertür auf, und sie stieg ins Auto. Er fuhr los und steuerte den Wagen zur östlich gelegenen Ortsmitte.

Annabelles Gesicht war rot angelaufen, die Augen gerötet. Knox konnte nicht ahnen, dass es dafür nur ein wenig Rouge und vorsätzlich in die Augen geriebenen Zwiebelsaft gebraucht hatte.

»Geht es Ihnen nicht gut?«, erkundigte er sich.

Sie wischte sich die Augen. »Nein, nicht besonders.«

»Dann reden wir darüber.«

»Ich will keinen Ärger.«

»Und ich will Ihnen keinen Ärger machen.«

»Können Sie das garantieren?«

»Wenn Sie nichts Schlimmes angestellt haben, ja. Und selbst wenn, könnte es sein, dass Sie mit einem blauen Auge davonkommen – je nachdem, was Sie mir mitteilen.«

Annabelle rang die Hände. »Es ist sehr kompliziert.«

»In meinem Beruf sind die Dinge immer kompliziert.«

»Was ist eigentlich Ihr Beruf?«

Knox lenkte den Geländewagen an den Straßenrand, hielt und stellte den Motor ab. »Lassen Sie uns eines klarstellen. Wir treten nicht in einen Informationsaustausch ein. Sie reden, ich höre zu. Taugen Ihre Angaben etwas, helfe ich Ihnen.

Falls Sie mich verarschen wollen ... nun, davon rate ich Ihnen dringend ab.«

Annabelle atmete tief durch. »Also gut. Oliver war immer ein Geheimniskrämer. Niemand hat etwas Genaues über seine Vergangenheit gewusst. Aber wir alle haben gemerkt, dass er etwas Besonderes ist. Wahrscheinlich haben Sie die Bücher in seinem Haus gesehen. Er spricht mehrere Fremdsprachen. Er hat sich ganz einfach ... anders benommen als normale Menschen.«

»Über seine Vergangenheit bin ich relativ gut informiert. Mich interessiert vor allem sein jetziger Aufenthaltsort.«

»Den kenne ich nicht.«

»Warum haben Sie mich dann angerufen?«

»Oliver hatte Informationen über Carter Gray. Deshalb ist Gray damals zurückgetreten.«

»Was für Informationen?«

Annabelle schüttelte den Kopf. »Er hat es uns nicht erzählt, aber er hat Gray besucht, und am nächsten Tag legte er seine Ämter nieder. Also müssen die Informationen bedeutsam gewesen sein.«

»Aber danach ist Gray in seine alte Funktion zurückgekehrt.«

»Das lag daran, dass er die Beweise aus Olivers Besitz an sich gebracht hat.«

»Im Capitol-Besucherzentrum?«, fragte Knox.

»Ich glaube ja. Ich war nicht dabei. Allerdings hat Oliver sich dahingehend geäußert, ehe er verschwand.«

»Was hat er sonst noch gesagt?«

»Dass es besser sei, wenn niemand die Wahrheit erfährt. Sonst könne dem Heimatland Schaden entstehen, und das wolle er auf keinen Fall.«

Knox lächelte. »Sie könnten eine glänzende Zeugin der Verteidigung abgeben.«

»Sind Sie über seinen Militärdienst im Bilde?«

»Ja. Er war ein überragender Soldat. Was ist mit Senator Simpson? Welche Verbindung gibt es da?«

»Oliver sagte, Simpson wäre bei der CIA gewesen, bevor er in die Politik ging.«

»Das stimmt. Also kannte Oliver ihn damals?«

»Ich vermute es. Falls er auch für die CIA gearbeitet hat. Aber ich habe keine Beweise, dass Oliver jemals dabei war.«

»Lassen Sie die Beweise meine Sache sein. Sagt Ihnen der Begriff ›Drei-Sechser‹ etwas?«

»Oliver hat ihn mal erwähnt. Aber er hat nicht gesagt, was es bedeutet.«

»Kann ich mir denken.«

»Er war ein guter Mensch. Sogar bei der Zerschlagung eines Spionagerings hat er geholfen. Dafür wurde ihm vom FBI-Direktor eine Belobigung ausgestellt.«

»Schön für ihn. Warum hat er Gray und Simpson umgebracht? Was glauben Sie?«

»Vielleicht war er es gar nicht.«

»Kommen Sie, Susan, oder wie Sie wirklich heißen, Sie sind doch keine trübe Tasse. Sie wissen, dass Carr und Stone ein und dieselbe Person sind. Carr hat sich dreißig Jahre lang versteckt gehalten.«

»Warum ist er so lange im Verborgenen geblieben?«

»Sagen Sie es mir.«

»Vielleicht war jemand hinter ihm her.«

»Wer?«

»Leute, die ihn beseitigen wollten.«

»Hat er so etwas gesagt?«

»Einmal sagte er mir, dass manche regierungsamtlichen Agenturen Mitarbeiter, die gehen möchten, nicht gehen lassen. Sie sähen sie lieber tot.«

Knox empfand diese Bemerkung wie eine schallende Ohrfeige, ließ sich aber nichts anmerken. *Das glaube ich ihr aufs Wort.*

»Unterstellen wir also mal für den Moment, er war ein Drei-Sechser und hätte gern einen Schlusstrich gezogen. Wollte man ihn nicht aussteigen lassen?«

»Ich weiß, dass er verheiratet war und eine Tochter hatte. Aber er hat immer gesagt, die beiden seien längst tot.«

Knox lehnte sich in den Fahrersitz, die Finger noch am Lenkrad. »Das könnte heißen, dass die Leute, die Stone im Visier hatten, seine Frau und seine Tochter umgebracht haben?«

»Keine Ahnung. Schon möglich.«

Knox nahm die Hände vom Lenkrad und blickte auf den Verkehr, der über die Pennsylvania Avenue strömte. Kurz schweiften seine Gedanken zu seinem Sohn und seiner Tochter. Vielleicht war sein Sohn im Irak sicherer als seine Tochter in Washington. Das war eine niederschmetternde Vorstellung.

»Haben Sie Familie?«, fragte Annabelle.

»Was können Sie mir noch über Stone erzählen?«, fragte Knox barsch. »Was hat sich an den letzten Tagen ereignet, die Sie mit ihm zusammen waren? Gibt es etwas, das auf seinen Verbleib hindeutet?«

»Falls er Gray und Simpson tatsächlich getötet hat, hatten sie es wahrscheinlich verdient.«

»Danach habe ich nicht gefragt. Außerdem können solche Bemerkungen Sie ins Gefängnis bringen.«

»Ich verdanke Oliver mein Leben.«

»Sie vielleicht, aber ich nicht.«

»Dann werden Sie ihn töten, wenn Sie ihn finden?«

»Ich arbeite für die Regierung. Ich bin kein bezahlter Mörder.«

»Also bekommt Oliver ein ordentliches Gerichtsverfahren, wenn Sie ihn schnappen?«

Knox zögerte. »Solche Entscheidungen fallen nicht in meine Zuständigkeit. Vieles hängt von ihm selbst ab.«

»Ich dachte mir, dass Sie das sagen.«

»Wir reden hier über einen Mörder, Miss Hunter.«

»Nein, wir reden über meinen Freund, der über jedes erträgliche Maß hinaus provoziert wurde.«

»Sind Sie sicher?«

»Ich kenne Stone. Ich weiß, wie er ist. War er zur Gewalt imstande? Zum Töten? Sicher. War er ein kaltschnäuziger Mörder? Nein.«

»Ich habe Informationen, die auf etwas anderes hindeuten.«

»Dann sind Ihre Informationen falsch.«

»Wie kommen Sie darauf?«

»Das sagt mir mein Gefühl.«

»Ihr Gefühl?«

»Ja. Das gleiche Gefühl, das mir sagt, dass Sie mit dieser Sache besser nichts zu tun hätten. Ich wette, Sie haben Familie und träumen schon von Ihrer Pensionierung. Aber Sie sind in diese Geschichte hineingezogen worden. Und mittlerweile wissen Sie nicht mehr, welche Seite Sie zum Narren hält.«

Es sprach für Knox' stählerne Nerven, dass er ungeachtet dieser plötzlichen Entlarvung nicht mit der Wimper zuckte.

»Wenn Sie nichts mehr hinzuzufügen haben, setze ich Sie an derselben Ecke ab.«

»Bin ich jetzt in Schwierigkeiten?«

»Das dürften Sie als Erste merken.«

In Georgetown stieg Annabelle aus dem Rover. »In einer derartigen Angelegenheit, Miss Hunter«, sagte Knox, ehe sie die Tür schloss, »muss jeder Beteiligte auf der Hut sein.«

Er fuhr ab.

Annabelle hüllte sich enger in den Mantel und beobachtete mit ausdrucksloser Miene, wie Reubens Lieferwagen um die Ecke bog und Knox' Verfolgung aufnahm.

Der Fuchs war zum Gejagten geworden.

Eine Minute später hielt ein uralter Chevy mit knatterndem Auspuff an der Bordsteinkante. Am Steuer saß Caleb. Annabelle stieg ein, und sie fuhren in Gegenrichtung davon.

Annabelle sah Caleb an.

»Weißt du was?«, sagte sie. »Wir werden auch beschattet.«

»Ist wohl mein Schicksal«, antwortete Caleb ohne jeden Beiklang von Jammer.

Stone orientierte sich an den Schreien und eilte über einen schmalen Lehmpfad. Vor ihm erhoben sich längliche Umrisse in der Dunkelheit. Das Großraum-Wohnmobil konnte streng genommen nicht mehr als solches bezeichnet werden, weil es auf Löschbetonblöcken aufgebockt stand. Die Wracks alter Personenwagen und LKWs blieben zu beiden Seiten des Pfades wie die Trümmer eines vergessenen Schlachtfelds hinter Stone zurück, als er zu dem »Fahrzeug« rannte. Vom Rumpf baumelten lange Streifen der Vinylbeschichtung, und die Stufen zum Eingang bestanden aus zusammengeagelten Eisenbahnschwellen. Da die Schreie immer lauter wurden, sprang Stone mit einem Satz die behelfsmäßige Treppe hinauf.

Die Tür war abgeschlossen. Er hämmerte mit der Faust dagegen.

»He, was ist los? Brauchen Sie Hilfe?« Unvermittelt fragte er sich, ob die wahnsinnigen Schreie aus einem überlaut eingestellten Fernseher drangen. Doch im nächsten Moment wurde die Tür aufgerissen. Ein alter Mann erschien, der am ganzen Leib schlotterte, als hätte das Parkinson-Syndrom ihn voll erwischt.

»Was ist los?«, rief Stone.

Einen Augenblick später wurde Stone von einem jungen Mann beiseitegestoßen, der an dem Alten vorbei ins Freie stürzte, einen Luftsprung vollführte und schwer auf den Erdboden prallte.

Stone gewann das Gleichgewicht wieder und blickte sich um. Außer einer offenkundigen extremen Übererregtheit fiel an dem jungen Mann auf, dass er keine Kleidung trug. Er fing sich an einem der rostigen Autowracks ab, die auf dem Gelände standen, stöhnte laut, sackte zusammen und zappelte im Lehm, als würde er mit einem Taser malträtirt.

Der Alte packte Stones Arm. »Bitte helfen Sie ihm!«

»Was hat er denn?«

»Ein Delirium! Kommt von den Pillen runter oder so was. Ist durchgedreht. Hat sich die Klamotten vom Leib gerissen und die Einrichtung in Stücke gehauen.«

Stone eilte an die Seite des Hingestreckten. Sein Atem ging flach, die Augen stierten glasig, und die Haut fühlte sich kalt und klamm an.

»Alarmieren Sie den Rettungswagen«, rief Stone über die Schulter.

»Gibt's hier nicht.«

»Wo ist das nächste Krankenhaus?«

»Eine Stunde Fahrt.«

»Ist ein Arzt in der Nähe?« Stone hatte den Beenden in die Arme genommen und versuchte ihn zu beruhigen.

»Doc Warner. Er wohnt im Ort, aber am anderen Ende.«

»Haben Sie ein Auto?«

»Die Karre da.« Der Alte deutete auf einen verbeulten Dodge. »Ihm wird doch wieder besser?«

»Weiß ich nicht. Wer sind Sie?«

»Sein Opa. Ich hab bloß mal bei ihm reingeschaut, und plötzlich dreht er durch.«

»Können Sie mir helfen, ihn ins Auto zu heben?«

Gemeinsam stemmten sie den jungen Mann in die Fahrzeugkabine, und Stone breitete eine Decke über ihn. Der Großvater zitterte noch so heftig, dass er unmöglich einen Wagen steuern konnte. Stone setzte sich ans Lenkrad und fuhr zum nächsten Arzt, wobei der Alte ihm die Richtung vorgab.

»Wie heißt Ihr Enkel?«

»Willie Coombs. Ich bin Bob Coombs.«

»Wo sind seine Eltern?«

»Sein Vater – also mein Sohn – ist tot. Und seine Mutter taugt nichts.«

Stone warf einen Seitenblick auf Willie. Er hatte mit dem Zappeln aufgehört und lag ganz still da. Stone fasste nach seinem Puls, trat auf die Bremse und griff sich vom Armatu-

renbrett eine Taschenlampe, um ihm in die Augen zu leuchten. Die Pupillen hatten nur noch die Größe eines Stecknadelskopfs.

»Scheiße!«

»Was ist?«

»Das sind keine Entzugssymptome. Er hat eine Überdosis. Sein Herz ist stehen geblieben.«

Stone zerrte Willie aus dem Fahrzeug, legte ihn der Länge nach auf den Boden und begann mit der Herzmassage. Nochmals prüfte er den Puls und blickte verzweifelt in die Runde, während er immer wieder kräftige Stöße auf den Brustkorb des Besinnungslosen ausübte. Ringsum gab es nichts als Wald; nicht einmal in der Ferne glomm das Licht eines Hauses.

»Komm, Willie, komm schon! Mach bloß nicht schlapp! Atme!« Wieder fühlte Stone nach dem Puls.

Bob Coombs linste ihm ins Gesicht. »Ist er okay?«

»Nein, ist er nicht. Er ist klinisch tot. Und uns bleiben vielleicht noch sechzig Sekunden, bis sein Gehirn Schaden nimmt.«

Stone lief zum Dodge und riss die Motorhaube auf. Die Batterie gab für den beabsichtigten Zweck zu wenig Strom ab, doch ein anderer Teil des Motors eignete sich. Stone umrundete das Auto und wühlte in dem Krempel, der auf der Ladefläche verteilt lag. Er schnappte sich ein Zündkabel, Klebeband und einen Nagel.

Als er sich umdrehte, sah er, dass Bob ihn ängstlich anstarrte. »Was haben Sie vor?«

»Ich will versuchen, sein Herz wieder in Gang zu bringen.«

Stone rupfte eine Zündkerzenleitung aus dem Verteiler, schob den Nagel hinein und umwickelte die so geschaffene Verbindung mit Klebeband. Er befestigte das positive Ende des Zündkabels am Nagel und erdete das negative Ende an einem Metallteil des Motors. Dann kniete er sich neben Willie und ergriff mit der rechten und linken Hand die anderen En-

den des Zündkabels. »Bob«, rief er dem Alten zu, »lassen Sie den Motor an!«

Bob starrte auf das Kabel, das vom Fahrzeug zu seinem Enkel verlief. »Damit versengen Sie ihn doch.«

»Wir haben keine Zeit. Das ist die einzige Chance. Tun Sie's, und zwar sofort. Sonst ist er gleich tot.«

Bob sprang ins Fahrzeug.

Stone betrachtete Willie und überzeugte sich davon, dass Kontakt bestand. Schon verfärbte der junge Mann sich bläulich. Es ging um Sekunden.

Was Stone vorhatte, hatte er vor langer Zeit in Vietnam bei einem Kameraden praktiziert, der einen Herzstillstand erlitten hatte, nachdem ein größeres Geschoss ihm ein beträchtliches Stück Fleisch aus dem Oberkörper gerissen hatte. Zwar hatte Stone das Herz des Verwundeten wieder zum Schlagen gebracht, doch auf dem Transport zum Verbandsplatz war der Mann verblutet.

Der Motor des Dodge rumpelte im Leerlauf. »Geben Sie Gas!«, brüllte Stone.

Bob trat das Pedal bis auf das Bodenblech durch, und der Motor röhnte auf.

Obwohl Stone von Willie Abstand hielt, spürte er den Strom durch das Kabel fließen. Auf den jungen Mann allerdings hatte es eine durchschlagende Wirkung.

Seine Arme und Beine zuckten von der Erde hoch, und gierig schnappte er nach Luft. Er setzte sich auf, sank aber gleich wieder auf den Rücken, würgte und hustete.

»Motor abstellen!«, brüllte Stone.

Bob kam der Aufforderung augenblicklich nach. Jetzt war nur noch ein Geräusch zu hören, ein beinahe wundersamer Laut: Ein Todgeweihter atmete wieder.

Stone entfernte das Kabel und prüfte abermals Willies Puls. Er schlug kräftig und regelmäßig.

Bob und Stone hoben Willie erneut in den Wagen. Stone entfernte den Nagel von der Zündkerzenleitung, warf das Zündkabel auf die Ladefläche und fuhr weiter.

Fünf Minuten später erreichten sie die Arztpraxis von Dr. Warner und trugen Willie hinein. Als Stone dem Arzt erklärt hatte, was geschehen war, widmete dieser sich unverzüglich Willies Behandlung.

Für Stones Begriffe hatte Warner keine Ähnlichkeit mit einem derben Landarzt, wie mancher ihn vielleicht erwartet hätte. Um die vierzig Jahre alt und von sportlicher Statur, hatte Warner ein glattrasiertes Gesicht und große, intelligente Augen hinter einer Drahtgestellbrille. Er gab Willie eine Injektion und führte dann ein Telefongespräch.

»Die Spritze wird ihn fürs Erste stabilisieren«, sagte er dann zu Stone. »Könnten Sie ihn so schnell wie möglich zur Klinik fahren? Ich kündige uns telefonisch an und fahre Ihnen hinterher.«

Stone nickte. »Und wenn sein Herz unterwegs noch einmal stehen bleibt? Ich möchte mich ungern ein zweites Mal auf den Fahrzeugstrom verlassen.«

Warner öffnete einen Schrank und händigte Stone einen tragbaren Defibrillator aus. »Fahren Sie im Wiederholungsfall an den Straßenrand, und verwenden Sie dieses Gerät.« Sie luden Willie wieder in den Wagen. »Sie haben ihm das Leben gerettet«, sagte der Arzt.

Bob legte Stone eine Hand auf die Schulter. »Ich kann Ihnen gar nicht genug danken, Mister ...?«

»Nennen Sie mich einfach Ben. Und noch ist er nicht über den Berg. Fahren wir.«

Es dauerte keine Stunde, bis sie die Klinik erreichten. Stone ging mit hinein, doch sobald Willies Aufnahme erfolgt war, kehrte er ins Freie zurück, lehnte sich an den Kleinlaster und genoss die kühle, frische Bergluft.

Die Klinik war ein riesiger Komplex. Vermutlich gab es im Umkreis von etlichen hundert Quadratkilometern kein anderes Krankenhaus.

Stone spazierte auf dem Parkplatz umher, um durch ein bisschen Bewegung seinen Adrenalinpegel zu senken. Neben dem Hauptbau bemerkte er ein flaches, einstöckiges Gebäude und schlenderte darauf zu.

Als Stone das Schild am Eingang sah, erkannte er, dass er die Methadonklinik vor sich hatte, zu der jeden Morgen die Bergleute fuhren. Vor dem Haus patrouillierte ein bewaffneter Sicherheitsdienstler. Stone blieb stehen, als der Mann ihn sah, lächelte und winkte. Der Mann lächelte nicht, noch winkte er zurück. Stattdessen legte er eine Hand auf den Griff der Schusswaffe, die er im Halfter um die Hüfte trug. Stone drehte sich um und schlenderte gemächlich zum Hauptgebäude zurück. Wahrscheinlich brauchte die Klinik einen Sicherheitsmann, weil sie ein lohnendes Ziel für Dealer oder Drogenabhängige darstellte. Stone wusste, dass schon Methadon allein high machen konnte; aus eben diesem Grund verabreichte man es Süchtigen, um ihnen den Entzug zu erleichtern. Kombinierte man Methadon jedoch mit anderen Stoffen – Drogen oder Medikamenten, zum Beispiel Beruhigungsmitteln –, konnte daraus ein tödlicher Cocktail entstehen.

Ungefähr eine Stunde später kam Bob aus der Klinik und berichtete, dass Willie außer Gefahr sei und in einem Krankenbett läge.

»Was haben die Ärzte bei ihm festgestellt?«, fragte Stone.

»Es hieß, er hätte 'ne Überdosis genommen.«

»Ich weiß. Haben die Ärzte gesagt, was es gewesen sein könnte?«

»Das hat mich der Notarzt auch gefragt. Nun ja, als ich zu Willie ins Wohnmobil kam, hielt er ein Crackpfeifchen in der Hand. Er wollte es vor mir verstecken, aber ich hab's trotzdem gesehen.«

Stone schüttelte den Kopf. »Crack ist ein Stimulans. Seine Pupillen wären geweitet gewesen, nicht verengt. Er hat keine Überdosis eines Uppers genommen, sondern eines Downers.«

»Tja, was den Stoff angeht, den er genommen hat«, bekannte Bob, »kann's natürlich sein, dass ich mich irre.«

Neugierig musterte Stone den Alten, aber der schien nicht gewillt zu sein, genauere Erklärungen abzugeben.

Bob setzte den völlig übermüdeten Stone im Ortskern an der Absteige ab. Er bot Stone Geld für dessen Beistand, aber der lehnte ab. Während er langsam die Treppe hinaufstieg, verfestigte sich bei ihm die Einsicht, trotz der nach ihm eingeleiteten Großfahndung bald aus Divine zu verschwinden, schlicht und einfach aus dem Grund, weil er Erholung brauchte.

Bereits am nächsten Morgen hatte fast jeder Bürger Divines von Stones Heldentat erfahren. Offenbar hatte Bob Coombs jedem, dem er begegnet war, von der dramatischen Lebensrettung erzählt, und die Neuigkeit verbreitete sich in Windeseile.

»Der kühlsste Kopf, den ich kenne«, erzählte Bob immer wieder.

»Hab gehört, er war in Vietnam«, sagte ein anderer Mann. »Da wird er gelernt haben, unter Stress die Ruhe zu bewahren.«

»Ein wahrer amerikanischer Held«, meinte eine Lady, ehe sie sich an eine Freundin wandte. »Zu dumm«, fügte sie leise hinzu, »dass er seine Energie an Willie Coombs verschwenden musste.«

Noch am Morgen kam Sheriff Tyree in Stones Zimmer, um ihm zu danken und zu gratulieren. »Willie ist ein anständiger junger Kerl, sieht man mal über die Pillen hinweg.«

»Er ist Bergmann, stimmt's?«, fragte Stone.

»Woher wissen Sie das?«

»Er hat Narben, zerschundene Hände und Kohlenstaub in den Hautfalten. Ist seine Mutter benachrichtigt worden?«

»Shirley? Ich glaube nicht, dass es sie interessiert.«

Stone zog es vor, dazu keine Fragen zu stellen. »Bob Coombs sagte, sein Sohn – also Willies Vater – sei tot.«

»Ja. Ein Jagdunfall. Er hatte seine orangerote Weste nicht an, und dummerweise hat jemand ihn mit einem Hirsch verwechselt. Übrigens, Abby lässt Ihnen ausrichten, dass sie noch mehr Arbeit für Sie hat. Die übliche Bezahlung.«

»Na, dann schwirre ich mal gleich zu ihr.« Wegen der Nachrichten, die Stone am gestrigen Abend im Radio gehört hatte, fühlte er sich in Gegenwart des Gesetzeshüters noch unbehaglicher als sonst.

Als Stone in *Rita's Restaurant & Bar* eintraf, hatte Abby ihm schon das Frühstück warmgestellt. Beim Eintreten lächelten die anderen Gäste ihm zu und winkten. Ein paar Bergarbeiter kamen zu ihm, klopfen ihm auf die Schulter und bedankten sich für die Rettung ihres Kumpels.

»Wie fühlt man sich als Held?«, fragte Abby und goss ihm einen Becher Kaffee ein.

»Ich bin einfach nur froh, dass es Willie besser geht. Aber er hat wohl noch einen langen Weg vor sich. Offenbar ein Suchtproblem.«

»Wie bei den meisten Bergleuten. Eigentlich ist Willie ein tüchtiger Junge. Er und Danny haben an der Highschool zusammen Football gespielt. Damals waren sie die besten Freunde, aber dann haben sie sich zerstritten.«

»Warum?«

»Solange wir alle arm waren, ist alles gut gewesen. Aber später haben wir die Entschädigung bekommen, und auf einmal meinte Willie, Danny wäre ihm was schuldig. Wir haben ihm dann auch Geld gegeben, aber irgendwann damit aufgehört, weil er sich das meiste durch die Nase gezogen hat.«

Ein langer, dünner Mann näherte sich dem Tisch. Als einziger Anwesender trug er einen Anzug mit Krawatte. Sein Haar war modisch geschnitten, mit säuberlich gezogenem Scheitel. In den grauen Augen des Mannes spiegelte sich

Wachsamkeit, und sein Gesicht hatte tiefe Falten, die ihm die Würde eines Gelehrten verliehen.

»Ben, das ist Charlie Trimble«, stellte Abby ihn vor. »Er ist Chef vom *Divine Eagle*, unserer Lokalzeitung.«

Nur mit äußerster Selbstbeherrschung konnte Stone sich davon abhalten, aufzuspringen und aus dem Restaurant zu fliehen.

»Ich würde Sie gerne im Zusammenhang mit dem Erlebnis interviewen, das sie mit Willie hatten, Ben«, sagte Trimble lächelnd. »Es ist eine erstaunliche Geschichte, die obendrein zeigt, dass wir bei uns wieder einen Freiwilligen Rettungsdienst einrichten müssen.«

Abby blickte Stone an. »Geht das in Ordnung?«

»Ach, ich hab doch nichts Besonderes getan«, sagte Stone bedächtig. »Ich bin nicht wild darauf, an die Öffentlichkeit gezerrt zu werden, nur weil ich jemandem geholfen habe.«

Trimbles Lächeln wurde breiter. »Und bescheiden ist er auch noch. Das wird sich in der Berichterstattung gut machen. Ich habe nur ein ganz paar Fragen, Ben. Wir können das Interview hier führen oder in meiner Redaktion.«

Stone erhob sich vom Stuhl. »Es wäre toll, Abby, wenn Sie noch Arbeit für mich hätten.« Er richtete den Blick auf Trimble. »Ich bedaure, Mr. Trimble, aber Bob möchte bestimmt gerne mit Ihnen sprechen. Er hat genauso tatkräftig Hilfe geleistet wie ich. Vielleicht sogar mehr.«

Trimble wirkte wie vor den Kopf gestoßen. »Nicht mal ein paar Fragen?«

»Nein, tut mir leid.«

Abby nannte Stone mehrere Arbeiten, die zu erledigen waren, während Trimble an seinem Tisch saß, eine Tasse Kaffee trank und Stone im Auge behielt. Stone spürte den durchdringenden Blick des Zeitungsherausgebers beinahe körperlich.

Den halben Tag hatte Stone im Restaurant zu tun; die andere Hälfte des Tages arbeitete er in Abbys Wohnhaus. Die ganze Zeit dachte er verzweifelt über einen Ausweg nach. Verließ

er Divine, wurde er voraussichtlich geschnappt. blieb er, zählte früher oder später jemand zwei und zwei zusammen, und dann kam eines schönen Morgens das FBI in den Ort gerast.

Am Abend sah Stone auf dem Weg zu seiner Absteige Bob Coombs vor dem Haus stehen, die Hände in den Taschen. Der Alte wirkte nervös, wippte auf den Fersen und betrachtete das Pflaster des Bürgersteigs.

»Hallo, Bob. Geht es Willie besser?«

Unbehaglich ließ Bob den Blick schweifen. »Können wir uns irgendwo unter vier Augen unterhalten?«

Stone ging mit Bob zu seinem Zimmer hinauf. »Was gibt's?«

»Am Vormittag hab ich in der Klinik mit Willie und mit den Ärzten gesprochen. Irgendwas passt da nicht zusammen.«

»Und was?«

»Es ist so, wie Sie gesagt haben. Die Droge, die Willie nach eigenem Geständnis genommen hat, erklärt nicht, was ihm passiert ist.«

»War es Crack?«

»Willie sagt Ja.«

»Ihm könnte ein Irrtum unterlaufen sein.«

Bob schüttelte den Kopf. »Ich kenne Leute, die Willie für 'nen armen Pillensüchtigen halten, aber so ist es nicht. Er ist ein ganz schlauer Bursche, bloß schuftet er sich im Bergwerk kaputt. Gleich nach der Highschool hat er da angefangen, aber er sieht jetzt schon aus, als wäre er seit dreißig Jahren unter Tage. Aber wenn Willie sagt, es war Crack, dann war's Crack, da kann man sich drauf verlassen.«

Stone forschte in Bobs Miene, weil er nicht ganz begriff, weshalb der Alte ihm das alles erzählte. »Tja, Bob, wenn Sie meinen, dass an der Sache irgendetwas seltsam ist, sollten Sie sich an Sheriff Tyree wenden.«

»Ich habe überlegt, ob vielleicht ... äh, Sie an seiner Stelle was tun könnten.«

»Ich?«, fragte Stone mit aller Zurückhaltung. »Inwiefern könnte ich etwas tun?«

»Sie haben Willie das Leben gerettet. Man merkt Ihnen an, dass Sie herumgekommen sind und sich auskennen. Ich hatte gehofft, dass Sie mal mit Willie reden, sich seine Version anhören und dann versuchen, die Sache aufzuklären.«

»Ich bin kein Privatdetektiv.«

»Ich habe meinen Sohn verloren. Nur Willie ist mir geblieben. Ich will ihn nicht auch noch verlieren. Das ist alles, was ich zu sagen habe. Wenn Sie zu Willie gehen, wäre ich Ihnen sehr dankbar. Wenn nicht, bin ich trotzdem dankbar für alles, was Sie getan haben.«

»Ist dieser Trimble von der Zeitung bei Ihnen gewesen?«

»Ja. Er hatte ein paar Fragen. Ich habe ihm Ihr Eingreifen genau geschildert. Er sagte, dass er auch auf dieser Grundlage seine Story schreiben kann, weil Sie von ihm nicht interviewt werden wollten.«

»Ich blase mich ungern vor anderen Leuten auf. Stammt der Mann aus Divine?«

»Nein, eigentlich lebt er hier im Ruhestand. Er hat ein kleines Haus nahe am Fluss. Irgendwann hat er das Lokalblatt übernommen.«

»War er früher schon als Journalist tätig?«

»Ja.«

»Wo?«

»Bei der *Washington Post*, hat jemand mir erzählt.«

Ach du Schande.

»Hören Sie, Ben, ich kann Sie bezahlen, wenn Sie sich um diese Angelegenheit kümmern.«

»Sprechen Sie mit dem Sheriff darüber. So etwas fällt in seine Zuständigkeit.«

»Aber ...«

»Tut mir leid. Nichts zu machen.«

Später besuchte Stone ein zweites Mal den Kunsthandwerk-laden und tat etwas, was er eigentlich nicht tun wollte, doch ihm gingen die Alternativen aus. Er rief Reuben an.

»Oliver!«, sagte Reuben. »Wo steckst du?«

»Hör mir einfach nur zu, Reuben. Ich brauche ein paar In-formationen.«

Eine andere Stimme drang aus dem Apparat; sie gehörte Annabelle. »Oliver, wir möchten dir behilflich sein. Aber du musst uns verraten, wo du bist.«

»Ich habe nicht vor, dich in irgendwas reinzuziehen, Anna-belle. Also gib's auf, mir helfen zu wollen. Das habe ich so-wieso nicht verdient.«

»Mir ist es egal, ob du diese Männer umgelegt hast. Es geht mir nur um dich.«

Stone atmete tief durch. »Das weiß ich zu schätzen, Anna-belle.« Er hob den Blick und sah am anderen Ende des Ladens Wanda, die Geschäftsinhaberin, die ihn neugierig beobachte-te. Er lächelte und kehrte ihr den Rücken zu.

»Oliver? Bist du noch dran?«

»Hör zu, Annabelle, es bedeutet mir sehr viel, dass ihr mir helfen wollt, aber wenn ich in die Pfanne gehauen werde, soll es nur mich allein treffen.«

»Aber ...«

Stone fiel ihr ins Wort. »Wenn du mir wirklich helfen willst, dann gib mir Reuben.«

Ein paar Sekunden lang hörte er Annabelles schneller ge-henden Atem; dann meldete Reuben sich wieder. »Was möch-test du wissen?«, fragte er.

»Hat Knox oder sonst jemand sich noch einmal bei euch blicken lassen?«

»Nein.« Bei enger Auslegung log Reuben nicht einmal, denn Annabelle war ja zu Knox gegangen und nicht umge-kehrt. Tatsächlich saßen sie momentan in Sichtweite von Knox' Wohnhaus im Auto und warteten auf den nächsten Schachzug des Agenten.

»In den Nachrichten hieß es, dass alle Flugplätze und die Bahn- und Busbahnhöfe überwacht werden.«

»Hab ich auch gehört.«

»Das ist sogar für das FBI kaum zu schaffen.«

»Ja, aber das FBI arbeitet mit dem Heimatschutzministerium zusammen, das ebenfalls sämtliche Leute aufbietet. Außerdem sind in verstärktem Umfang Streifenbullen im Einsatz und sperren die Augen auf.«

»Du hast gesagt, Knox weiß, dass es John Carr war und dass er und ich dieselbe Person sind.«

»Ja. In der Presse steht aber nicht, dass John Carr gleich Oliver Stone ist.«

»Sind Fotos von mir in Umlauf?«

»Soviel ich weiß, nein. Jedenfalls nicht in der Öffentlichkeit. Aber wer weiß, was hinter den Kulissen abläuft.«

Stone lehnte sich an die Wand und betrachtete einen aus Kohle geschnitzten Miniatur-Schwarzbären. *Kohle ist King. Stone ist tot.* »Hast du eine Ahnung, ob sie glauben, ich sei noch in der Gegend?«

»Bist du's?«

»Reuben!«

»Schon gut. Dreh mir ruhig den Hals um, weil ich mir Sorgen um dich mache. Etwas Konkretes weiß ich nicht, aber du kannst darauf wetten, dass im Umkreis von ein paar hundert Kilometern um Washington jedes Pissoir unter strenger Beobachtung steht.«

Stone stöhnte auf. »Danke für die Informationen, Reuben. Ich hoffe, ich muss dich nicht noch einmal anrufen.«

»Oliver, warte mal ...«

Stone hing den Hörer ein, ging zum Ausgang und rang sich im Vorbeigehen ein Lächeln für Wanda ab.

»Ich habe von dem Vorfall mit Willie gehört«, sagte sie. »Sie haben blitzgescheit gehandelt.«

»Ich bin froh, dass ich ihm helfen konnte.«

»Mein Mann war bei der Army. Ich habe ihm davon erzählt und gesagt, dass Sie auch Soldat waren. Er wollte wissen, bei welchem Truppenteil.«

»Bei dem Teil, der in Vietnam gewesen ist«, antwortete Stone und schloss die Ladentür von außen.

Er kehrte in sein Zimmer zurück und packte seine Habseeligkeiten. Die Busfahrt von dem Bahnhof aus, wo er den Zug verlassen hatte, bis in die Nähe von Divine hatte drei Stunden gedauert. Er wusste noch ungefähr, aus welcher Himmelsrichtung er gemeinsam mit Danny gekommen war, konnte sich aber nicht mehr an die Serpentina und Haarnadelkurven der Straße erinnern. Das war ein Ding der Unmöglichkeit. Er dachte an die Nacht zurück, als er und Danny mit dem Schweinetransporter in Divine eingetroffen waren, an die Türme des Hochsicherheitsgefängnisses und an Divines Hauptstraße. An das warme Bett über *Rita's Restaurant*. An die Gewehrmündungen am nächsten Morgen vor seinem Gesicht. Und an Abby Rikers böse Miene, die sich dann doch in ein Lächeln verwandelt hatte.

Stone wartete, bis es vollends dunkel geworden war; dann machte er sich auf den Weg zum Stadtrand. Dabei musste er die Straße nehmen, von der man auf die Abzweigung zu Willys Wohnsitz gelangte. Augenblicke später sah er die sich nähernden Scheinwerfer eines Autos. Er huschte von der Hauptstraße auf den Lehmweg, der zu dem »Wohnmobil« führte. Im Schatten dichter Sträucher wartete er, bis das Auto vorüber war. Den Fahrer sah er nur flüchtig. Stone schaute dem Fahrzeug hinterher, bis es um eine Kurve bog und die Hecklichter verschwanden.

Stone schlich zur Hauptstraße zurück und spähte um die Ecke. Gerade setzte er die Wanderung fort, als ein weiteres Auto die Hauptstraße heraufkam und ihn erneut zum Rückzug auf den Lehmweg zwang. Offenbar hatte er nicht lange genug gewartet. Derzeit musste er bei jedem Fahrzeug befürchten, dass ein Bundespolizist darin saß und das Notebook des

Dienstwagens auf dem Monitor sein digitalisiertes Fahndungsfoto zeigte.

Ratlos strebte Stone über den Lehmpfad – und blieb ruckartig stehen. Vor Willies Wohnsitz parkte ein Auto, und im »Wohnmobil« selbst brannte Licht. Stone besah sich den Wagen. Es war ein kleiner roter Zweitürer, ein Infiniti. Er lugte ins Innere. Auf dem Beifahrersitz lag eine Damenhandtasche. Der Geruch von Zigarettenrauch drang aus dem Wagen.

Stone schlich um das stillgelegte Wohnmobil herum. Vorn stand die mit einem Gitterfenster versehene Tür ein Stück weit offen. Aus dem Innern hörte er gedämpftes Klappern.

Rasch stieg er die Zugangstreppe hinauf. »Alles in Ordnung?«, rief er.

»Wer ist da?«, fragte eine zitternde Frauenstimme. »Wer sind Sie?«

Einen Moment später erschien sie an der Tür: eine lange, auf Stiletto stelzende Wasserstoffblonde, aus deren enger Jeans allerdings ein Rettungsring quoll. Zwischen den Fingern ihrer Linken klemmte eine Zigarette. Sie sah wie Ende vierzig aus, doch die Schichten dick aufgetragenen Make-ups machte eine verlässliche Altersdatierung schwierig.

»Ich bin Ben, der Mann, der gestern Abend Willie beige-standen hat.« Die Gesichtszüge der Blondine kamen Stone bekannt vor. »Sind Sie Shirley Coombs, Willies Mutter?«

Sie zog an der Zigarette und nickte zerstreut, doch das Misstrauen auf ihrem Gesicht nahm zu. »Wie kommen Sie darauf?«

»Sie sehen ihm ähnlich.« Über die Schulter der Frau hinweg schaute Stone ins Innere des aufgebockten Wohnmobils.

Shirley bemerkte seinen Blick. »Als ich das von Willie gehört habe, bin ich losgefahren, um hier nach dem Rechten zu sehen«, erklärte sie hastig. »Hier gibt's Halunken, die es ausnutzen könnten, dass Willie im Krankenhaus liegt. Die sich an seinen Sachen vergreifen und so.«

Stone konnte sich des Eindrucks nicht erwehren, dass Willies Mutter sich soeben selbst »an seinen Sachen« vergriff. »Haben Sie Willie schon besucht?«

»Nein, aber ich hab's vor. Ist 'ne lange Fahrt. Mein Auto ist nicht allzu verlässlich.«

Stone drehte sich zu dem Infiniti um. »Sieht noch ziemlich neu aus.«

»Mag sein, aber der Motor und das alles ist Schrott. Die Kiste lässt mich andauernd im Stich.«

»Ist da drin alles in Ordnung?«, fragte Stone und spähte ins Wohnmobil.

»Willie ist nicht gerade der ordentlichste Mensch auf der Welt, deshalb kann man's schwer beurteilen. Aber wie es aussieht, ist alles okay.«

»Brauchen Sie Hilfe?«

»Nein«, antwortete sie ein bisschen zu hastig. »Ich meine, Sie sind ja schon eine große Hilfe gewesen. Ohne Sie wäre Willie jetzt tot. Dafür danke ich Ihnen.«

»Es freut mich, im richtigen Moment zur Stelle gewesen zu sein. Aber Bob ist Willie ebenso behilflich gewesen.«

Shirley verzog das Gesicht. »Ja, der alte Bob versteht es, den Leuten zu helfen. Jedenfalls den Mitmenschen, die er leiden kann.«

»Und Sie gehören nicht zu diesen Mitmenschen?«

»Man könnte sagen, das ganze Kaff zählt mich nicht zu diesen Mitmenschen.«

Es reicht. »Was ich über Ihren Ehemann erfahren habe, tut mir leid.«

Sie stutzte. »Wer hat es Ihnen erzählt? Bob?«

»Nein, Sheriff Tyree. Er sprach von einem Jagdunfall. Eine tragische Geschichte.«

»Ja, sehr tragisch.«

Hilflos musterte Stone sie. »Ich hoffe, dass Willie sich bald wieder erholt«, sagte er nach ein paar Augenblicken peinlichen Schweigens.

»Ach je, der wird sich ganz bestimmt aufrappeln. Er hat vier Gewehre, eine Rotwildbüchse, zwei Jagdarmbrüste, einen Kleinlaster, ein Großraum-Wohnmobil, Kabelfernsehen, eine Propangasheizung zum Wärmen, einen Campingkocher zum Kochen und reichlich Knete von der Zeche. Da muss man sich ja nach Hause sehnen. Mein Junge führt ein Leben in großem Stil, was?« Sie verzog das Gesicht zu einem Lächeln; doch es verflog schnell. »Tja, ich muss jetzt weg. Vielen Dank noch mal, dass Sie meinen kleinen Liebling gerettet haben.«

Sie schloss die Tür, stelzte an Stone vorbei, schwang sich ins Auto und fuhr davon.

Stone schulterte den Kleidersack und ging zur Hauptstraße zurück.

Fünf Minuten später wäre er um ein Haar von einem Kleinlaster über den Haufen gefahren worden. Er hechtete zur Seite, rollte sich ab und kam gerade rechtzeitig wieder hoch, um zu sehen, dass eine Person aus dem Fahrzeug kippte und hart auf dem Asphalt aufschlug. Stone lief zu der reglosen Gestalt und drehte sie auf den Rücken.

Es war Danny. Man hatte ihn brutal zusammengeschlagen, aber er atmete noch. Stone hob den Blick. Der Kleinlaster hatte gebremst. Stone beobachtete, wie das Fahrzeug wendete und auf ihn zuhielt. Wenige Meter von der Stelle entfernt, wo er neben Danny kniete, stoppte der Fahrer. Drei Männer stiegen aus. Sie waren mit Baseballschlägern bewaffnet.

Joe Knox saß in seinem Stadthaus bei einer Tasse Kaffee und überlegte sich seinen nächsten Schachzug. Der idiotische CIA-Zeichner, den er angefordert hatte, damit er ein Phantombild anfertigte, hatte sich auf der Fahrt zu Leroy's Behausung verfranst. Als er endlich eintraf, war Leroy mit seinem verfluchten Kahn auf die Bucht hinausgetuckert. Leroy hatte kein Handy, also konnte Knox nichts anderes tun, als einen anderen Agenten hinschicken, der auf Leroy's Rückkehr

warten und ihn bei der Gelegenheit zurückhalten sollte. Solange er kein Phantombild vorzeigen konnte, verharren Knox' Ermittlungen im Stillstand.

Und wenn Leroy ein Mittäter war und sich jetzt auf der Flucht befand, nachdem Knox selbst ihn gewarnt hatte?

Einen solchen Anfängerfehler werde ich Hayes wohl kaum plausibel erklären können.

Er beschloss, noch einmal über alles nachzudenken, was er im Militärarchiv an Einsichten gewonnen hatte – nur für den Fall, dass irgendetwas ihn auf eine neue Idee brachte. Eine halbe Stunde später war er keinen Schritt weiter. Vielleicht sollte er das Archiv ein zweites Mal aufsuchen und weitere Dokumente durchsehen. Der Archivmitarbeiter hatte die Kartons ohne besonderen Aufwand für ihn gefunden. Wahrscheinlich dauerte es keine ...

Langsam setzte Knox die Tasse ab. Im nächsten Moment sprang er ans Telefon, besorgte sich die Rufnummer des Militärarchivs und tippte sie ein. Nachdem man ihn mehrmals weiterverbunden hatte, hörte er die Stimme jenes Mannes, der ihn so fachkundig unterstützt hatte. Knox erklärte, wer er war, und stellte seine Frage.

»Wie konnten Sie so schnell finden, was ich gesucht habe? Man hätte meinen können, die Kartons hätten schon bereitgestanden.«

»Nun, in gewisser Weise war es auch so. Die Kartons sind schon vor ungefähr einem halben Jahr herausgesucht worden, und seitdem hat niemand sie wieder einsortiert«, antwortete der Mann ein wenig verlegen. »Wir haben seit einiger Zeit weniger Leute als sonst«, fügte er hastig hinzu, als hätte er den Verdacht, Knox könnte eine Art Militärarchiv-Inspekteur sein, der ihn aufs Glatteis zu locken versuchte.

»Also hat vor ungefähr sechs Monaten schon jemand diese Unterlagen eingesehen?«, fragte Knox. »Können Sie mir sagen, wer das war?«

Der Mann entschuldigte sich und blieb eine Minute lang weg. »Jemand namens Harry Finn«, meldete er sich dann wieder. »Im Anmeldeverzeichnis steht, er ist ein Ehemaliger der Navy SEALs. Er hatte die Ausweise und Sondergenehmigungen, die man braucht, um sich die Kartons heraussuchen zu lassen, die auch Sie durchgesehen haben. Hilft Ihnen das weiter?«

»Das ist mir sogar eine große Hilfe, danke.« Knox beendete das Telefonat und brachte die nächste Stunde damit zu, nach dem ehemaligen SEAL Harry Finn zu recherchieren.

Noch eine Stunde später bremste er seinen Geländewagen, stieg aus, erklimmte eine Eingangstreppe und drückte einen Klingelknopf. Gleich darauf öffnete jemand die Haustür. Vor Knox stand ein hochgewachsener, jüngerer Mann, der ihn argwöhnisch musterte.

»Harry Finn?«, fragte Knox.

Finn gab keine Antwort. Stattdessen ließ er gewohnheitsmäßig den Blick über das Umfeld hinter Knox schweifen.

»Ich bin allein. So allein, wie man in diesem Schlamassel sein kann.«

»Welcher Schlamassel?«

»Darf ich eintreten?«

»Wer sind Sie?«

Knox zückte seine Dienstausweise. »Ich bin hier, um mit Ihnen über Oliver Stone zu reden. Vielleicht kennen Sie ihn auch unter dem Namen John Carr.«

»Ich habe Ihnen nichts zu sagen.«

»Ich weiß nicht, warum Sie sich seine Militärakte angesehen haben, und ich weiß auch nicht, ob Sie sein Freund oder Feind sind. Auf alle Fälle ist Stone auf der Flucht, und irgendwann wird jemand ihn stellen. Und dann ...« Knox hob die Schultern.

Finn setzte zu einer Erwiderung an, als Knox' Handy surrte. Er war auf einen Anruf gefasst gewesen; deshalb wunderte es ihn nicht, dass er in einem Abstand eine schwarze Li-

mousine auf der Straße stehen sah, als er einen Blick über die Schulter warf. Doch sogar Knox' geschultem Blick entging der unauffällige weiße Lieferwagen, der noch ein Stück weiter weg stand. Der Anrufer war Macklin Hayes, und wie gewohnt kam er sofort zur Sache.

»Was zum Teufel treiben Sie da, Knox?«

»Wo?«

»Harry Finn ist tabu.«

Knox stieg die Eingangstreppe hinunter und kehrte Finn den Rücken zu. »Das hat mir keiner gesagt.«

»Dann wissen Sie's jetzt. Wie sind Sie auf den Mann gekommen? Hängt es mit Ihrem Besuch im Militärarchiv zusammen?«

»Wieso halten Sie es für erforderlich, mich beschatten zu lassen, Sir?« Knox drehte sich um und winkte den Männern in der schwarzen Limousine zu.

»Was haben Sie herausgefunden?«

»Wenig. Er hat in Vietnam gekämpft. Hat sich als überragender Soldat bewährt. Dann verschwand er plötzlich von der Bildfläche. Wahrscheinlich wurde er rekrutiert, um ...« Knox blickte Finn an und grinste. »Um in der Einheit zu dienen, die es nicht gibt.«

»Gehen Sie jetzt. Und lassen Sie sich nie wieder vor dem Haus erwischen.«

Die Verbindung wurde getrennt. Knox schob das Handy in die Tasche und wandte sich wieder Finn zu.

»Ich habe Ihnen eine erfreuliche Mitteilung zu machen. Sie sind offiziell tabu. Jedenfalls hat mein Chef es mir gerade so durchgegeben. Aber vergessen Sie nicht, dass sich allerhand ... nun, Unregelmäßigkeiten um Carr ranken. Inzwischen habe ich mit seinen Freunden gesprochen, darunter auch mit der Lady, die sich Susan Hunter nennt. Von ihr weiß ich, dass Carr irgendetwas gegen Carter Gray in der Hand hatte. Aber Gray hat es ihm weggenommen, wahrscheinlich im Capitol-Besucherzentrum. Ihrem Pokerface entnehme ich,

dass Sie darüber Bescheid wissen. Vielleicht haben Sie sogar mitgemischt. Ich kann Ihnen nur sagen, ich habe den Auftrag, Carr aufzuspüren. Mehr nicht. Aber wenn ich ihn finde – und Sie können sich darauf verlassen, dass es mir gelingt –, werden andere Leute angesaut kommen und die ganze Sache in die Hand nehmen. Und ich bezweifle, dass diesen Leuten Carrs Wohlergehen am Herzen liegt. Ob das alles von Bedeutung für Sie ist oder nicht, kann ich nicht erraten, und eigentlich ist es mir auch schnuppe.« Er streckte Finn die Rechte entgegen. Als Finn nach dem Händedruck die Hand senkte, hielt er eine Visitenkarte mit Knox' Kontaktdaten zwischen den Fingern. »Ich wünsche Ihnen noch einen schönen Tag, Mr. Finn.«

Knox stapfte zu seinem Geländewagen, während Finn ihm hinterherschaut.

Warum er das getan hatte, wusste Knox selbst nicht genau. Oder vielleicht doch. John Carr hatte sich für sein Heimatland die Knochen kaputtschießen lassen, und zum Dank war er in den Hintern getreten worden. Ganz gleich, was der Mann angestellt hatte – das war ein himmelschreiendes Unrecht gewesen.

* * *

In dem weißen Lieferwagen tippte Annabelle eine Rufnummer ins Handy. Schon im nächsten Augenblick meldete sich Finn. Er wiederholte, was Knox zu ihm gesagt hatte, und Annabelle erzählte ihm, was sie über Knox wussten.

»Können wir diesem Sack trauen, Annabelle?«, fragte Finn.

»Nun ja, ich habe ihm anfangs nicht getraut, aber jetzt bin ich mir nicht mehr so sicher. Es scheint, als säße er zwischen sämtlichen Stühlen.«

»Und was machen wir jetzt?«

»Du hältst still. Vielleicht brauche ich später deine Unterstützung. Um genau zu sein, Oliver könnte sie brauchen.«

»Ich stehe bei Oliver tief in der Schuld. Sag mir Bescheid, wenn du mich brauchst, und ich bin da.«

Stone richtete sich auf. Gleichzeitig öffnete er mit der Rechten den Gürtel, zog ihn aus der Hose und packte ihn an der Schnalle. Die silberne Gürtelspitze baumelte ein paar Zentimeter über dem Asphalt.

Die drei Männer umringten ihn und hielten die Baseballschläger bereit.

»Tja, das sieht gar nicht gut für dich aus, Kalkfelsen«, sagte einer von ihnen.

Einen Augenblick später lag er auf der Straße, nachdem die Gürtelspitze ihn auf die Augen getroffen hatte. Blut spritzte ihm übers Gesicht.

Während er schrie und sich krümmte, die Hände aufs Gesicht gepresst, trat ein anderer Mann einen Schritt auf Stone zu und schwang mit aller Kraft den Baseballschläger. Stone duckte sich unter dem Schlag hinweg und drosch dem Kerl den Gürtel auf die Wange, dass die Haut aufplatzte. Der Mann brüllte vor Wut und schlug erneut nach Stone, hieb mit dem Baseballschläger mal von der einen, dann von der anderen Seite zu. Stone wich aus, doch einer der wilden Hiebe streifte seinen Arm. Er ließ den Gürtel fallen, vollführte in der Hocke eine Drehung und riss den Schläger des Mannes an sich, den er als Ersten zu Boden geschickt hatte. Ein Hieb gegen das Knie fällte den zweiten Angreifer; ein weiterer Schlag in den Nacken sorgte dafür, dass der Mann liegen blieb.

Der dritte Angreifer warf den Baseballschläger fort und suchte panisch das Weite. Stone drehte sich um und schleuderte ihm seinen Schläger hinterher. Er wirbelte durch die Luft und traf den Mann im Rücken. Der Kerl schrie auf, brach zusammen, raffte sich aber wieder hoch und rannte weiter. Stone wollte ihm nachsetzen, verharrte aber, als er Danny stöhnen hörte. Stone eilte zu ihm, während der Lieferwagen davonjagte.

»Danny, hörst du mich? Kannst du aufstehen?« Stone spähte in die Runde. Einer der Gegner lag bewusstlos auf dem Asphalt; der zweite kroch umher. Stone befürchtete, der dritte Mann könnte Verstärkung holen, und er hatte höllische Schmerzen im Arm. »Danny, kannst du gehen?«

Endlich hob Danny den Blick und nickte schwach. Stone stemmte ihn hoch, obwohl der Schmerz in seinem verletzten Arm wühlte. Es gelang ihm, Danny zu stützen und von der Straße zu führen.

Sie erreichten Willies »Wohnmobil«. Stone setzte Danny in den Dodge und eilte in das aufgebockte Gefährt. Er fand Willies Autoschlüssel, kam zurück, ließ den Motor an und fuhr los.

Sein erstes Ziel war Dr. Warners Praxis, aber dort traf er niemanden an. Stone änderte seine Absicht und schlug die Richtung zur Klinik ein. Danny saß, gegen Stone gelehnt, auf dem Beifahrersitz. Blut klebte in seinem Gesicht, und ein Arm hing schlaff herab.

»Halt durch, Danny«, sagte Stone. »Ich bringe dich ins Krankenhaus.«

Danny murmelte etwas Unverständliches.

»Was?«

»Ruf ... Mam an ...«

Mühsam schob Danny eine Hand in die Tasche und zog das Handy heraus. Stone lenkte den Wagen mit den Knien, klappte das Handy auf, überflog das Kurzwahlverzeichnis und drückte die gesuchte Taste.

Es dauerte ein paar Ruftöne, bis sie sich meldete. »Hallo?«

»Abby, hier Ben. Danny ist bei mir. Er wurde von mehreren Burschen mit Baseballschlägern überfallen. Ich bringe ihn ins Krankenhaus. Kommen Sie hin.«

Es sprach für Abby, dass sie weder zu schreien noch zu heulen anfang. »Bin schon unterwegs«, sagte sie bloß.

Keine halbe Stunde später fuhr Stone zum zweiten Mal auf den Parkplatz der Klinik. Halb führte, halb trug er Danny in

die Notaufnahme. Während man sich dort mit ihm beschäftigte, kreischten auf dem Parkplatz Reifen. Abby sprang aus dem Wagen und kam zum Eingang gerannt. Stone holte sie im Foyer ab und brachte sie zu Danny, der im Untersuchungszimmer auf einer fahrbaren Trage lag.

In Abbys Augen standen Tränen, als sie ihrem Sohn die Hand hielt. »Verflixt noch mal, Danny, was ist denn nun schon wieder? Wer hat dir das angetan?«

»Nur 'n Unfall, Mam«, nuschelte er. »Keine Sorge. Ich werd schon wieder, und dann ziehe ich Leine. Beim Footballspielen hab ich früher mehr einstecken müssen.«

Abby blickte Stone an. »Ein Unfall?«

Er schüttelte den Kopf.

»Wir müssen ihn stationär behandeln und verschiedene Untersuchungen vornehmen«, sagte der Arzt. »Im Moment wirkt sein Zustand stabil, aber noch können wir innere Blutungen nicht ausschließen.«

»Wird er wieder gesund?«, fragte Abby furchtsam.

»Wir müssen ihn erst gründlich untersuchen, Ma'am. Wir werden uns gut um ihn kümmern. Und wir benachrichtigen Sie, sobald wir wissen, wie es um ihn steht.«

Gleich darauf rollte man Danny aus der Notaufnahme.

Abby stand ratlos da und zögerte. Stone legte ihr den Arm um die Schultern und führte sie zu einem Stuhl im Wartebereich.

»Er sagt, es war ein Unfall.«

»Es war kein Unfall. Es waren drei Männer. Drei große, gemeine Mistkerle mit Baseballschlägern.«

»Woher wissen Sie das?«

Stone zögerte mit der Antwort. Gerade war ihm etwas eingefallen: Einer der beiden Männer, die er zu Boden gestreckt hatte, war ihm bekannt vorgekommen. Er überlegte, wo er ihn schon einmal gesehen haben könnte, jedoch vergebens.

»Ben?«

»Was? Ach so, ja ... die Typen haben sich mit mir angelegt, als sie mit Danny fertig waren.«

»Und wie sind Sie aus der Sache herausgekommen?«

Stone wies auf seinen Hosenbund. »Es hat mich meinen Gürtel gekostet, aber ich habe zweien von denen eine tüchtige Abreibung verpasst. Einer hat sich aus dem Staub gemacht. Ich muss Sheriff Tyree anrufen und ihm die Sache melden. Haben Sie seine Nummer?«

Abby reichte Stone ihr Handy, und er rief den Sheriff an. Nachdem er ihn informiert und ihm die Männer und ihr Fahrzeug beschrieben hatte, nickte er zu irgendeiner Äußerung Tyrees. »Geht klar«, sagte er. »Wir bleiben hier.« Stone gab Abby das Handy zurück. »Sobald er den Tatort besichtigt hat, kommt er her, um unsere Aussagen zu Protokoll zu nehmen.«

»Ich kann's nicht fassen, dass so etwas passiert.« Doch Abbys Bemerkung hatte einen hohlen Klang, der Stone vor ein Rätsel stellte.

»Als ich Sie angerufen habe, hörte es sich nicht gerade so an, als hätte der Überfall auf Danny Sie überrascht.« Abby schwieg und mied seinen Blick. »Abby, ich bin hier ein Fremder, aber ich habe diese Schlägertypen mit eigenen Augen gesehen. Wenn Danny es nicht geschafft hätte, aus dem Wagen zu springen, wäre er jetzt tot. Und vielleicht geben die Kerle nicht auf. Vielleicht versuchen die es noch einmal und haben beim zweiten Versuch Erfolg.«

Abby hob die Hand an die Augen und wischte die Tränen fort. »In Divine gibt es viele seltsame Ereignisse.«

»Auch Dinge, die bewirkt haben, dass Danny sich aus Divine abgesetzt hat? Könnte es sein, dass jemand wütend über seine Rückkehr ist?«

»Ich weiß nicht, warum Danny fortgegangen ist. Er wollte es mir nicht sagen.«

»Abby, ich habe gesehen, dass Danny sich auf Debby Randolphs Grab die Augen aus dem Kopf geweint hat.«

Entgeistert sah Abby ihn an. »Auf Debby Randolphs Grab?«

»Ja. Kannte er sie? War er in sie verliebt?«

»Ich weiß nicht. Während der Highschool sind sie ein paar Mal zusammen ausgegangen. In letzter Zeit war sie mit Willie befreundet.«

»Wie ist sie gestorben?«

»Selbstmord. Mit einer Flinte in einem kleinen Schuppen hinter dem Haus ihrer Eltern.«

»Warum hat sie sich umgebracht?«

»Keine Ahnung. Vermutlich war sie depressiv. Tyree untersucht den Fall.«

»Und Danny hat unmittelbar nach Debbys Tod Divine verlassen?« Abby zerknüllte ein Papiertaschentuch zwischen den Fingern und nickte langsam. »Hatte er vorher noch über Debby gesprochen?«

»Nein.« Sie tupfte sich die Augen ab.

»Welche ›seltsamen Ereignisse‹ haben Sie vorhin gemeint?«

»Nun ja, eben ... Ereignisse.«

»Können Sie sich ein bisschen deutlicher ausdrücken?«

»Kurz vor Dannys Weggang wurde ein Mord verübt.«

»An wem?«

»Ein gewisser Rory Peterson.«

»Ich habe sein Grab gesehen. Wer hat ihn umgebracht?«

»Man weiß es nicht. Tyree untersucht den Fall.«

»Wer war Peterson?«

»Ein Buchhalter. Nebenbei hat er bei der Verwaltung des Gemeindefonds mitgewirkt.«

»Gemeindefonds?«

»Divine hat eine wechselhafte Geschichte von Zeiten des Aufschwungs und Niedergangs hinter sich, deshalb haben wir eines Tages beschlossen, etwas Neues zu versuchen. Jeder hat Geld dazu beigesteuert, Geschäftsleute, aber auch Normalbürger. Ich habe mehr als die meisten anderen gegeben, weil

ich mehr auf dem Konto hatte. Rory hat sich um die Verwaltung des Fonds gekümmert. Der Fonds wirft vierteljährlich Dividenden ab. Für die Einwohner Divines ist das ein Gottesgeschenk. Geschäfte, denen die Pleite droht, können weitergeführt werden. Familien dürfen in ihren Häusern bleiben. Leute können ihre Schulden bezahlen oder sich über magere Jahre hinwegretten.«

»Und Peterson hat die Verwaltung erledigt? Hat er vielleicht etwas in die eigene Tasche abgezweigt und sich damit unbeliebt gemacht?«

»Von solchen Dingen weiß ich nichts. Rory hatte Verbindungen zu Investmentbankern und Börsenmaklern in New York. Von dort kam er ursprünglich. Das war einer der Gründe, weshalb der Fonds sich so auszahlte.«

»Könnte Danny da irgendwie mit drinhängen? Oder Debby?«

»Ich wüsste nicht, wie. Danny konnte nie mit Geld umgehen, und Debby war Künstlerin. Sie hatte mit dem Fonds nichts zu tun.«

»Nun ja, die Schläger vorhin machten mir auch nicht den Eindruck, als kämen sie von der Wall Street.«

Abbys Handy summte. Sie meldete sich und reichte Stone das Gerät. »Es ist Tyree.«

»Ben«, sagte der Sheriff, »ich war an der Stelle, die Sie mir beschrieben haben. Da war niemand. Ich konnte nichts finden. Keinen Baseballschläger, kein Blut, keinen Gürtel.«

»Dann sind die Kerle wahrscheinlich noch mal umgekehrt und haben aufgeräumt.«

»Wie geht es Danny?«

»Er wird gerade untersucht.«

»Haben Sie ihn gefragt, wer die Täter waren?«

»Er behauptet, es sei ein Unfall gewesen.«

»Aber Sie sind sicher, es war keiner?«

»Ja. Es sei denn, man bezeichnet die Begegnung mit drei Kerlen, die einem mit Baseballschlägern die Knochen brechen wollen, als Unfall.«

»Ich komme vorbei und rede mit Danny. Wie geht's Abby?«

Stone blickte sie an. »Sie hält sich wacker.« Er gab ihr das Handy zurück. »Ich hole mir einen Becher Kaffee. Möchten Sie auch einen?«

Sie schüttelte den Kopf und bemühte sich um ein Lächeln. »Nein, danke. Ich bleibe hier sitzen, bis man mir sagen kann, ob Danny wieder gesund wird.«

Stone machte sich auf die Suche nach einem Kaffeeautomaten, beugte und streckte unterwegs seinen verletzten Arm.

Plötzlich fiel ihm ein, dass auch Willie Coombs in dieser Klinik lag – Crack und verengte Pupillen. Und jetzt auch Danny, der beinahe totgeschlagen worden wäre. Und eine tote junge Frau, um die sich alles zu drehen schien.

Der Kaffee konnte warten. Stone musste mit Willie sprechen.

Knox' Handy schnarrte. Der Anrufer verheimlichte seine Nummer. Erst zögerte Knox; dann meldete er sich doch. »Hallo?« Er brauchte eine Sekunde, bis er die Stimme des Anrufers erkannte. »Finn?«

»Ich habe über Ihre Worte nachgedacht und bin zu der Ansicht gelangt, dass Sie einige Dinge wissen sollten.«

Knox schnappte sich einen Notizblock von der Küchenarbeitsfläche und schnippte einem Kugelschreiber die Kappe weg. »Ich höre.«

»Ich war tatsächlich mit Stone im Capitol-Besucherzentrum. Die Jungs von der CIA werden nicht überrascht sein, falls Sie sie danach fragen. Carter Gray war auch da, ebenso Senator Simpson.«

»Was haben Sie alle dort gemacht? Vorab eine kleine Eröffnungsparty veranstaltet?«

»Es gab einen Austausch. Mein Sohn gegen Senator Simpson.«

Knox stockte der Atem. »Die CIA hatte Ihren Jungen in Gewahrsam?«

»Und wir hatten uns im Gegenzug Senator Simpson geholt.«

»Warum Simpson?«

»Er, Gray und Stone hatten eine gemeinsame Vergangenheit. Sie standen nicht auf gutem Fuß.«

»Ich bin nie davon ausgegangen, dass sie Busenfreunde waren.«

»Jedenfalls fand der Austausch statt. Gray bekam alles, was er wollte, unter anderem ein Handy mit einer Audioaufnahme, die Stone seit langem in Besitz gehabt hatte.«

»Was war das für eine Aufnahme?«

»Keine Ahnung. Aber egal, was es war, es war der Grund dafür, dass Gray damals von seinem Posten als Geheimdienst-zurückgetreten ist.«

»Ging es um schmutzige Machenschaften?«

»Anscheinend.«

»Und nach dem Austausch wollte man Sie nicht gehen lassen, stimmt's?«

»Man könnte sagen, Gray hatte eine andere Vorstellung davon, in welchem Zustand wir das Besucherzentrum verlassen sollten.«

In aller Eile machte Knox sich Notizen und kritzelte Fragen an den Rand. »Ich wüsste gern Folgendes: Ist Milton Farb ein Opfer dieses Scharmützels geworden?«

»Nun, er ist tot, oder nicht? Stone hatte vor, uns alle auf einer im Voraus geplanten Route aus dem Bau in Sicherheit zu bringen. Ihm war klar, dass Gray versuchen würde, ihm in die Suppe zu spucken, also hatte er vorgesorgt. Aber während unseres Rückzugs hat einer von Grays Männern Milton erschossen. Daraufhin ist Stone geblieben. Er ging wieder hinein.« Kurz schwieg Finn. »Ich habe ihn begleitet.«

»Warum?«

»Er hatte meinen Sohn gerettet. Und mich. Und alles, was mir lieb und teuer war. Ich war es ihm schuldig.«

»Okay, das kann ich nachvollziehen.« Knox klemmte sich den Kugelschreiber zwischen die Zähne.

»Noch etwas. Bevor Simpson das Gebäude verließ, hat er Stone etwas zugerufen.«

»Und was?«

»Simpson hat ihm gestanden, dass er es gewesen war, der damals die Anweisung erteilt hatte, gegen Stone und seine Familie vorzugehen, während Stone noch in der Drei-Sechser-Abteilung und Simpson bei der CIA arbeiteten. Bei der Aktion fand Stones Ehefrau den Tod, und seine Tochter blieb verschwunden. Stone kam davon und ist seitdem auf der Flucht. Sie haben ihm alles genommen, was er hatte, Knox. Alles.«

Knox setzte sich auf einen Stuhl und betrachtete durch das Fenster den kleinen Vorgarten, während er versuchte, mit dieser Enthüllung klarzukommen. »Weshalb erzählen Sie mir das alles?«

»Aus zwei Gründen. Aufgrund gewisser Ereignisse, die vor langer Zeit geschehen sind und in die Gray und Simpson verwickelt waren, sind meine Familie und ich unantastbar, was die US-Regierung betrifft. Man wird uns in Ruhe lassen, egal, was ich sage oder nicht.«

»Ja, diesen Eindruck habe ich auch gewonnen. Und was ist der zweite Grund?«

»Ich habe noch Kontakte zu Geheimdiensten und habe mich über Sie informiert. Ich schätze Sie als redlichen Zeitgenossen ein, der allerdings auf einem Vulkan sitzt. Vielleicht benötigen Sie über kurz oder lang dringender eine helfende Hand als jeder andere Beteiligte.«

»Ich hoffe, Sie irren sich. Trotzdem danke für Ihr Hilfsangebot.«

»Und ich will Ihnen noch etwas sagen. Sie versuchen, Oliver Stone aufzuspüren. Dafür wünsche ich Ihnen *kein* Glück.«

»Das kann ich verstehen.«

»Nicht aus dem Grund, an den Sie jetzt denken.«

»Sondern?«

»In jener Nacht im Capitol-Besucherzentrum hatte er ein dreißig Jahre altes Scharfschützengewehr und eine völlig veraltete Zieloptik. Auf der anderen Seite stand eine Gruppe erprobter, bis an die Zähne bewaffneter, paramilitärischer CIA-Mitarbeiter mit einer Übermacht von sechs zu eins gegen uns. Wir kamen heil raus, von den CIA-Leuten aber kein einziger. So etwas habe ich noch nie erlebt, Knox. Und als SEAL war ich an fast jedem gefährlichen Schauplatz auf Erden im Einsatz. Oliver Stone ist der grundehrlichste Kerl, den es gibt. Er lässt einen nie im Stich. Er steht zu seinem Wort und wagt für seine Freunde das eigene Leben, ohne auch nur eine Sekunde zu zögern. Aber sobald er eine Schusswaffe oder ein Messer in der Faust hat, ist er kein gewöhnlicher Mensch mehr. Er kennt Methoden des Tötens, von denen ich noch nie gehört habe. Falls Sie ihm also begegnen, ist die Wahrscheinlichkeit sehr hoch, dass nicht Sie es sind, der nachher noch auf den Beinen steht. Ich finde, das sollten Sie wissen.«

Finn beendete das Telefonat. Knox saß auf dem Stuhl und starrte zum Fenster hinaus, während sein Kugelschreiber auf dem Notizblock sinnlos Schlangenlinien zog.

Diese Mitteilungen Finns, wie interessant und faszinierend sie auch sein mochten, hätten für Knox' Ermittlungen unbedeutend sein müssen.

Doch das Gegenteil traf zu.

Es schockierte Knox nicht, dass die CIA keine weiße Weste hatte. Das gehörte zur Natur der Sache. Doch obwohl Knox ein Veteran der Geheimdienstszene war, hatte er noch von keinem Fall gehört, dass einem Mann vom eigenen Heimatland, das ihm so viel verdankte, so übel mitgespielt worden war wie Stone.

Es gab das Richtige und das Falsche, obwohl die Grenzen verschwammen. Recht und Unrecht verteilten sich oft nach

dem Gießkannenprinzip. Nirgends fanden sich einfache Lösungen. Ganz gleich, welche Richtung man einschlug, sei es der edle oder der schäbige Weg – stets verabscheute die Hälfte der Menschen das Ergebnis, während die andere Hälfte es begrüßte. Und das Schlimme war, dass beide mit ihrer Einschätzung in gewisser Weise richtiglagen.

Bei Knox erhärtete sich die Überzeugung, dass John Carr es verdiente, sein Leben als freier Mann führen zu dürfen – ganz gleich, was er an dem grauen, regnerischen Morgen vor einigen Tagen getan hatte. Aber diese Entscheidung lag nicht bei Knox. Seine Ermittlermentalität schrieb ihm vor, erst einmal die Informationen zu überprüfen. Das Weitere würde sich zeigen.

Die Besuchszeit der Klinik war längst vorbei, doch Stone traf auf eine verständnisvolle Krankenschwester, die ihm den Zutritt zur Station erlaubte, nachdem er ihr die Zusammenhänge erklärt hatte.

»Ja, richtig«, sagte die Krankenschwester. »Dr. Warner hat uns davon erzählt. Meine Güte, wie kann jemand auf die Idee kommen, ein Herz mit einem Automotor wiederzubeleben?«

Jemand, der im Krieg gewesen ist.

Willie hing am Tropf. Kabel verbanden seinen Körper mit einem Monitor, auf dem Zahlen und Linien tanzten.

Als Stone eintrat, schlug Willie die Augen auf. »Scheiße, wer sind Sie?«, fragte er.

»Ich habe Ihrem Großvater geholfen, Sie herzuschaffen.«

Willie streckte die Hand aus. »Ach ja, Opa hat's erwähnt. Ich glaube, ich verdanke Ihnen mein Leben.«

»Sie sehen aus, als ginge es Ihnen besser.«

»Ich kann nicht behaupten, dass ich mich viel wohler fühle.«

»Hat man Ihnen gesagt, wie lange Sie in der Klinik bleiben müssen?«

»Nein. Ich weiß noch nicht einmal, was mir überhaupt passiert ist.«

»Sie hatten eine Überdosis.«

»Ja, das weiß ich. Aber ich weiß nicht wieso.«

»Was wurde in Ihrem Blut gefunden?«

»Die Ärzte sagen, Oxycodon und noch anderer Stoff.«

»Das könnte hinkommen.«

»Aber das Zeug hatte ich gar nicht. Der Stoff ist sauteuer, es sei denn, man hat ein Rezept. Auf der Straße kostet eine einzige Pille zweihundert Kröten.«

Stone zog sich einen Stuhl heran und setzte sich ans Krankbett. Willie Coombs hatte braunes Haar und ein attraktives Gesicht, doch um Augen und Lippen waren bereits zahlreiche kleine Falten zu sehen. Er sah Danny Riker ziemlich ähnlich, wirkte aber verschlissener.

»Was hatten Sie denn genommen?«, fragte Stone.

»He, sind Sie so was wie 'n verdeckter Ermittler?«

»Wäre ich einer, läge jetzt ein ziemlich eindeutiger Fall von Zeugenbeeinflussung vor.«

Willie seufzte tief. »Meistens besorge ich mir Fentanyl-Pflaster, zerschneide sie, drücke die Flüssigkeit raus, erhitze sie und spritze sie mir in den Fuß. Hat 'ne geile Wirkung, ähnlich wie bei Heroin.«

»Fentanyl?«, wiederholte Stone. »Im Drogenhandel nennt man es Chinaweiß, nicht wahr?«

»Sie scheinen sich mit Designerdrogen ja ganz gut auskennen.«

»Erzählen Sie weiter.«

»Na ja, mein Rezept war abgelaufen. Deshalb habe ich mir kurzerhand ein bisschen herkömmliches Crack von der Straße besorgt. Ich hatte damit noch nie große Probleme.«

»Bob meinte auch, es war Crack.«

Willie wirkte überrascht. »Zum Henker, wenn er es Ihnen schon gesagt hat, warum fragen Sie dann?«

»Ich lasse mir Informationen gern aus unvoreingenommener Quelle bestätigen.«

»Sind Sie wirklich kein Bulle?«

»Nein. Hören Sie, Crack ist ein Stimulans. Ihre Pupillen hätten sieben oder acht Millimeter Durchmesser haben müssen. Sie waren aber so klein wie Stecknadelköpfe.«

»Ich habe keinen blassen Schimmer, was ich dazu sagen soll.«

»Wie können Sie Crack nehmen und dann im Bergwerk arbeiten?«

»Ich hatte ein paar Tage frei.« Hastig fügte Willie hinzu: »Ich war am Krankfeiern.«

»Sind Sie ganz sicher, dass Sie gestern Abend kein Oxycodon geschluckt haben?«

»Ich würd's nicht mal nehmen, wenn ich welches hätte.«

»Warum nicht?«

»Dr. Warner hat mir vor Jahren welches verschrieben, als ich mir im Bergwerk 'ne Armverletzung zugezogen hatte. Aber es ist 'ne allergische Reaktion aufgetreten, deshalb nehme ich das Scheißzeug nicht.«

»Haben Sie etwas anderes genommen? Können Sie sich erinnern, was Sie gegessen oder getrunken haben?«

»Ich hab ein paar Bierchen geschlappt. Und aus Rita's Restaurant hatte ich mir was zu essen besorgt.«

Stone spitzte die Ohren. »Was denn?«

»Burger, Pommes und gegrillte Nachos.«

»Sie haben also zu Abend gegessen, etwas getrunken und dann Crack genommen?«

»Ja. Ich wurde zappelig und quasselte vor mich hin, aber ich war ja mit mir allein, also war es egal. Bevor ich mich schlafen legte, hab ich dann noch Tylenol genommen. Aber ich nehme sowieso immer Tylenol, jeden Abend. Ich bin erst vor kurzem dreiundzwanzig geworden, aber an manchen Tagen fühle ich mich wie sechzig.«

»Tylenol?«

»Ich weiß noch, dass irgendwann Opa aufgekreuzt ist. Von da an lief alles völlig aus dem Ruder.«

»Wer weiß, dass Sie jeden Abend Tylenol nehmen?«

»Oh, es ist nicht so, als hätte ich ein Geheimnis draus gemacht. Hier bei uns schlucken viele Leute Pillen.«

»Ja, allmählich komme ich dahinter«, meinte Stone ironisch. »Also konnte es praktisch jeder wissen?«

»Auf was wollen Sie eigentlich hinaus, Mister?«

»Wenn jemand das Tylenol gegen Oxycodon ausgetauscht hat, wäre das eine Erklärung, wie das Mittel in Ihr Blut gelangt ist. Wie viele haben Sie genommen?«

»Zwei Pillen. Glaube ich wenigstens.«

»Waren danach noch welche im Fläschchen?«

»Ein paar.«

»Erinnern Sie sich noch, ob die Pillen wie Tylenol-Tabletten aussahen?«

Willie setzte sich auf, straffte dabei den Schlauch des Tropfs und die Monitorkabel. »Wollen Sie damit andeuten, jemand hätte versucht, mich zu vergiften? Verdammt, wer sollte so was tun?«

»Das müssten Sie besser wissen als ich, Willie.«

»Ich bezweifle, dass irgendjemand mich wegen meines Wohnmobils, der Gewehre und der Jagdarmbrüste ermorden will. Sonst besitze ich ja kaum etwas.«

»Ist jemand sauer auf Sie?«

»Weswegen?«

»Haben Sie jemanden verärgert? Irgendwem das Mädchen ausgespannt?«

»Ich hatte 'ne Freundin«, sagte Willie. »Aber jetzt ist sie tot.«

»Debby Randolph.«

»Woher wissen Sie das?«

»Divine ist ein kleiner Ort. Debby hat Selbstmord begangen, habe ich gehört.«

»Ja, so heißt es jedenfalls.«

»Sie glauben nicht daran?«

»Aus welchem Grund hätte sie in den Tod gehen sollen? Das erklären Sie mir mal.«

»In dem Kunsthandwerkladen habe ich einige ihrer Arbeiten gesehen. Sie hatte Talent.«

Plötzlich spiegelte sich Stolz auf Willies Miene. »Sie konnte zeichnen und malen, oh ja. Und Skulpturen aus Ton kneten. Im Abstellschuppen hinter dem Haus ihrer Eltern hatte sie sich ein Atelier eingerichtet. Da hat ihre Mutter sie auch gefunden ... Deshalb habe ich mich krankgemeldet. Nach der Beerdigung wollte ich zur Arbeit gehen, aber mein Kopf ... oh Mann, mir war ganz meschugge.«

»Dafür habe ich Verständnis, Willie. Ich kann es wirklich verstehen.«

»Möchten Sie ein Foto sehen?«

Stone nickte.

Willie griff in die Schublade seines Nachtschränkchens und holte seine Brieftasche heraus. Er entnahm ihr ein Foto und reichte es Stone.

Auf dem Foto standen Willie und Debby Seite an Seite. Der hochgewachsene Willie überragte die zierliche Debby deutlich. Sie hatte sandblonde Haare, ein ansteckendes Lächeln und freundliche Augen.

»Dass sie eine nette Frau war, sieht man schon an ihrer Miene.« Willie nickte bedächtig, den Blick auf das Gesicht der Toten geheftet. Als Stone das Bild einige Zeit betrachtet hatte, meinte er: »Sie macht nicht den Eindruck eines Menschen, der zum Selbstmord neigt.«

»Ich hatte sie gefragt, ob sie mich heiraten will, und sie hatte Ja gesagt. Sie war so glücklich, wie man es sich nur vorstellen kann. Und als Nächstes hörte ich, dass sie tot ist.« Willies Gesicht bebte, und nun rannen ihm Tränen über die schmalen, blassen Wangen. »Erst nach ihrem Tod habe ich wieder zu Drogen gegriffen. Mir ist ja nichts anderes geblieben.«

»Haben Sie den Leuten erzählt, dass Sie heiraten wollten?«

»Nein. Ich hatte Debby gebeten, vorerst nichts zu sagen, bis ich Zeit gefunden hätte, Ringe zu kaufen. Damit wollte ich ihren Eltern zeigen, dass ich es ernst meine. Ich hatte fast genug zusammengespart. Meine Schicht im Bergwerk war gerade vorbei, als ich's erfahren habe. Ich konnte es nicht fassen.«

»Um welche Tageszeit hat man sie gefunden?«

»Am frühen Morgen. Angeblich war sie da schon einige Zeit tot.«

»Und niemand hat den Schuss gehört?«

»Die Randolphins wohnen in einer kleinen Senke, und unmittelbare Nachbarn gibt's keine.«

»Debby soll sich in einem Schuppen hinter dem Haus erschossen haben?«

»Ihre Mutter hat nichts mitgekriegt. Ohne ihr Hörgerät ist sie fast taub. Ihr Vater Toby ist Fernfahrer und war in Kansas unterwegs, als es passierte. Um den Schuss zu hören, hätte er Elefantenohren haben müssen.«

»Wessen Waffe wurde benutzt?«

»Tobys Zehnerkaliber.«

»Haben Sie Ihre Zweifel bei Sheriff Tyree angemeldet?«

»Bis mir die Zunge aus dem Hals hing. Aber er hat mir immer nur gesagt: ›Wo sind die Beweise, mein Sohn?‹ Auf der Waffe waren nur Debbys Fingerabdrücke und die ihres Vaters. Sie war allein. Niemand hatte ein Motiv, sie zu ermorden, also lautete die Schlussfolgerung, dass sie Selbstmord begangen hat. Tolle Logik.«

»Können Sie sich ein Motiv für einen Mord an Debby denken?«

»Sie hat nie einem Menschen etwas Böses getan. Sie war das netteste Mädchen, das man sich vorstellen kann. Und sie bedeutete mir alles.«

»War sie am Tag vor ihrem Tod nervös oder gereizt?«

»Nicht dass ich wüsste.«

»Wann hatten Sie das letzte Mal mit ihr gesprochen?«

»Am Vorabend gegen dreiundzwanzig Uhr. Nach meinem Gefühl war sie gut drauf.«

»Überrascht es Sie, wenn ich Ihnen sage, dass ihr Tod auch Danny Riker tief erschüttert hat?«

Willie wischte sich mit Papiertaschentüchern über die Augen, knüllte sie zusammen und warf sie in den Abfallkorb.

»Ich glaub nicht.«

»Nicht?«

»Die beiden hatten sich ein paar Mal getroffen, bevor Debby und ich zusammenkamen. Aber Danny hatte sich mit fast jedem Mädchen von der Highschool verabredet, also war das keine große Sache.«

»Danny liegt auch hier in der Klinik.«

»Tatsache? Weshalb denn?«

»Ein paar Kerle haben ihn schlimm verprügelt. Fällt Ihnen dazu etwas ein?«

»Nein. Danny und ich sind nicht mehr so eng befreundet.«

»Aber Sie waren früher Freunde.«

»Die besten Freunde.« Willie schwieg kurz. »Er hat mich besucht.«

»Wann?«

»Gestern Nachmittag. Wir haben uns unterhalten. Über die Highschool, Football, alles Mögliche.«

»Sie haben im selben Team gespielt?«

Willie grinste, und unversehens sah Stone den jungen Mann unter dem erschöpften Gesicht. »Wir waren *das* Team! Danny schaffte im letzten Jahr siebenunddreißig Treffer und ich achtundzwanzig. Wir hätten beide für die Virginia Tech spielen können. Aber dann bekam ich eine Anzeige, weil ich bekifft gefahren war, und flog von der Highschool, und Danny verletzte sich am Knie, und die herrlichen Zeiten waren zu Ende.« Sein Grinsen schwand, und alles Jungenhafte fiel so plötzlich von ihm ab, wie es erschienen war.

»Danny hat nichts gesagt, das den Überfall auf ihn erklären könnte?«

»Nein, überhaupt nichts. Er sagte, es täte ihm aufrichtig leid um Debby. Und er hat mir geraten, die Finger von den Pillen zu lassen. Er wollte endgültig aus Divine verschwinden. Ich sollte mit ihm gehen. Er wollte in den Westen und von vorn anfangen.«

»Und? Waren Sie interessiert?«

»Hier hält mich jedenfalls nichts mehr.«

»Man sagte mir, das Verhältnis zwischen Ihnen hätte sich verändert, als die Rikers das viele Geld kassierten.«

»Nun ja, es hatte mich ganz schön irremacht. Ich meine, die Rikers hatten auf einmal ein Vermögen, und ich besaß nichts. Aber ich hätte nicht bei ihnen schnorren dürfen. Sie waren mir nichts schuldig. Und er hatte ja seinen Vater verloren. Ich weiß, wie das ist.«

»Ja. Ich habe schon gehört, dass Ihr Vater bei einem Jagdunfall ums Leben gekommen ist. Hatte er auch im Bergwerk gearbeitet?«

»Nein, er war Gefängniswärter in Blue Spruce ... oder Dead Rock, wie es auch genannt wird. Einer seiner besten Freunde hat ihn versehentlich erschossen.«

»Wer?«

»Rory Peterson.«

»Peterson? Und Peterson wurde ermordet ...«

»Ja, aber erst vor kurzem. Mein Vater ist schon seit über zweieinhalb Jahren tot.«

Stone blickte auf die Armbanduhr und stand auf. »Okay, ich muss los.«

»Wird Danny wieder gesund?«

»Ich weiß es nicht. Man hat ihn übel zugerichtet. Aber machen Sie sich lieber Sorgen um sich selbst.«

»Was meinen Sie damit?«

»Falls jemand versucht hat, Sie durch das Vertauschen der Pillen zu töten, wird er den Versuch wahrscheinlich wiederholen.«

Noch am späten Abend unternahm Knox eine Fahrt nach Langley, um dort mit einigen Leuten zu sprechen, die er seit langem kannte. Er hatte diesen Leuten blind vertraut. Noch wichtiger aber war, dass sie für Macklin Hayes nichts übrig hatten. Er stellte die Fragen, die er stellen musste, und erhielt Antworten. Manche überraschten ihn, andere nicht. Er verstand sie erst als Anfang, doch immerhin war er jetzt klüger als einige Stunden zuvor.

Ungefähr um die Zeit, als John Carr untertauchte, hatte die CIA einen wertvollen Mitarbeiter verloren: Max Himmerling, von seinen Kollegen »Einstein« genannt, hatte kurz vor der Pensionierung gestanden, als er in Übersee bei einem Hubschrauberabsturz ums Leben kam. Sein Leichnam war so stark verbrannt, dass man ihn nur anhand der Zähne identifizieren konnte. Knox fand ein gewisses Interesse an diesem Fall; die Sache sah ganz nach einem typischen Carter-Gray-Manöver aus, um sich eines Agenten zu entledigen, der etwas Unverzeihliches getan hatte. Himmerling war auf die siebzig zugegangen, nachdem er die letzten dreißig Jahre als Bürohengst in Langley abgesessen hatte. Dass er unvermutet irgendwo im Nahen Osten in einem brennenden Hubschrauber den Geist aufgegeben haben sollte, passte überhaupt nicht zu seiner Lebensgeschichte. Aber niemand bei der CIA oder in der US-Regierung wagte die Angaben zu seiner Todesursache in Zweifel zu ziehen. Was Himmerling verbochen hatte, musste über alle Maßen verwerflich gewesen sein, denn die CIA – und eigentlich auch Carter Gray – hatten ihn stets geschätzt.

Aus dem, was Knox erfuhr, gewann er den Eindruck, dass Himmerlings Verbrechen irgendwie mit John Carr zu tun hatten. Und noch etwas hatte er in Erfahrung gebracht: Die Akten über die Abteilung 666 waren, ganz im Gegensatz zu seiner Erwartung, nicht vernichtet worden. Die CIA, die sich offenbar scheute, sich von Dokumenten ihrer Vergangenheit zu trennen, wie politisch unkorrekt sie im Nachhinein auch

wirken mochte, hatte diese Unterlagen schlichtweg umgelagert.

Und diese Erkenntnis führte Knox in die nächste Phase seiner »parallelen« Ermittlungen.

Sie brachten ihn an mehrere verschiedene Örtlichkeiten. Er wusste, dass Hayes' Männer ihm bei jedem Schritt auf den Fersen blieben. Doch er recherchierte im Schutz einer guten Tarnung, denn er betrieb ja tatsächlich Untersuchungen im Auftrag des Generals. Nach zahlreichen Umwegen und häufigem Hakenschlagen auf dem investigativen Marsch durch die Institutionen gelangte Knox an sein letztes Ziel. Das relativ neue, ultrageheime, unterirdische CIA-Archiv befand sich auf einem dreihundert Morgen großen Landstück ungefähr dreißig Kilometer westlich von Monticello, Virginia, dem einstigen Landgut von Thomas Jefferson. Vor über zwei Jahrzehnten hatte die CIA den Grundbesitz sehr günstig erworben; er hatte den amerikanischen Steuerzahler nur elf Millionen Dollar gekostet.

Aber das war der mit Abstand billigste Teil des Projekts gewesen. Zur Bebauung zählten Scheunen, Ställe, Pferdekoppeln und sogar ein stattliches, aus Ziegeln errichtetes Herrenhaus im Kolonialstil. Vorgeblich gehörte es einem internationalen Konzern mit Hauptsitz in Belgien, der es angeblich als Tagungsstätte der Chefetage benutzte. Tatsächlich konnte man mehrmals im Jahr lange Kolonnen von Limousinen und Geländewagen voller Flämisch sprechender, mit Kameras behangener Anzugträger den gewundenen Kiesweg zum Anwesen hinauffahren sehen. Um diese Fassade aufrechtzuerhalten, gab die CIA jedes Jahr eine Million Dollar aus und sah darin eine gute Investition.

Expresslifts im Herrenhaus und in zwei Scheunen verschafften Besuchern Zugang in ein verzweigtes unterirdisches Labyrinth aus Betontunneln, Bunkern und sonstigen Räumlichkeiten, die Schutz gegen jede Art von Abhörmethode boten. Das mochte nach James Bond klingen; die Realität sah

jedoch so aus, dass es in den USA mehrere solche Anlagen gab. Bei zwei Gelegenheiten war es wissbegierigen Normalbürgern gelungen, die Türen solcher Einrichtungen zu öffnen – einmal im Nordwesten am Pazifik, ein anderes Mal in Nevada. Beide Male hatten die Leute gesehen, was hinter den Mauern in Wahrheit geschah. Was aus diesen Pechvögeln geworden war, hatte Knox nie erfahren. Wahrscheinlich hatten die Desinformationsexperten der Agency das Gerücht ausgestreut, sie seien von Aliens entführt worden. Aber das war nun mal der Preis, wenn man erfolgreiche Arbeit verrichten und die Sicherheit aller Amerikaner gewährleisten wollte – ausgenommen Unglücksraben, die Türen öffneten, von denen sie die Finger lassen sollten.

Die letztendliche Fertigstellung des Tiefbaulabyrinths hatte das amerikanische Volk über eine Milliarde Dollar gekostet, von denen jedoch kein einziger Cent in irgendeinem Haushaltsposten der US-Regierung erschien. Nach Beendigung der Bauarbeiten hatten die Arbeiter nicht einmal gewusst, wo ihr Einsatzort eigentlich lag. Doch Geheimhaltung war nun mal ein teures Vergnügen, und die CIA hatte mehr Geheimnisse als der Rest der Menschheit. In vielen Staaten der Welt hatten die Regierungen Hunderte von Milliarden Dollar für derartige Projekte aufgewandt. Für so viel Geld mietete man in den USA keine Lagerhallen; man schuf unter baufälligen Scheunen Betonstädte.

Als Knox im Lift hinunterfuhr, dachte er einmal mehr über seinen nächsten Schritt nach. Er hatte fast jede Vollmacht, die er sich wünschen konnte, hatte aber nicht die Genehmigung, sich dorthin zu begeben, wohin er nach seiner Auffassung nun gehen musste. Zu den Leuten, die ihm diese Erlaubnis erteilen konnten, gehörte Macklin Hayes. Sie dem Mann abzurufen, verlangte von Knox, noch hintersinniger zu sein als der Geheimdienstchef. In Knox' Achselhöhlen breitete sich Schweiß aus, als er nun mit dem Lift in eine Tiefe sauste, in der konstant eine Temperatur von 10 Grad herrschte.

Kurz darauf strebte Knox seinem vorläufigen Ziel entgegen. Unterwegs unterzogen Männer mit ernsten Mienen ihn mehrmals gründlichen Überprüfungen und ließen ihn nur widerwillig passieren. Anscheinend verdarb es Geheimdienstlern sogar die Laune, wenn Kollegen sie aufsuchten und sich für sie interessierten. Allerdings hatte Knox einen Vorteil: einen guten Bekannten namens Marshall Saunders, der hier arbeitete. Eine halbe Stunde nachdem er den Kontrollmarathon durchlaufen hatte, saß Knox in Saunders' Büro.

»Lange nicht gesehen, Joe«, sagte Saunders, kam hinter dem Schreibtisch hervor und drückte seinem Besucher die Hand. Hier unten trug jeder Pullover, und trotz des Jacketts fröstelte auch Knox.

»Seit ich das letzte Mal hier gewesen bin, habt ihr die Bude noch mal ganz schön aufgemotzt, Marsh«, meinte Knox.

»Bis jetzt sind wir noch nicht von Haushaltskürzungen betroffen. Pures Glück, nehme ich an.«

Doch wie beide Männer genau wussten, verbarg sich dahinter etwas ganz anderes als bloß Glück: Politiker konnten Ausgaben, von denen sie nichts wussten, auch nicht kürzen.

»Ich will deine Zeit nicht vergeuden. Macklin Hayes hat mich für supergeheime verdeckte Ermittlungen eingespannt.«

»Ich habe davon gehört. Wie geht es dem General?«

»Er ist ganz der Alte.« Knox überließ es seinem Bekannten, diese Antwort zu deuten. Marshall, den jeder nur »Marsh« rief, hatte drei Jahre lang Hayes' direkter Befehlsgewalt unterstanden. Deshalb hatte er schon auf Erden eine ungefähre Vorstellung von den Zuständen in der Hölle gewonnen, sollte er einmal dort enden.

Knox erklärte Saunders, was er gerne sehen würde. Sofort zog Saunders eine Miene des Unbehagens. »Dafür muss ich den Mann erst anrufen.«

»Ist mir schon klar«, antwortete Knox. »Ich hatte diese Eingebung erst auf der Fahrt zu euch, sonst hätte ich mir die Bewilligung längst eingeholt. Ich glaube aber nicht, dass es

ein Problem gibt.« Er zeigte das breiteste Lächeln, das er zustande brachte. »Falls ich spurlos verschwinde, weißt du, dass ich mich geirrt habe.«

Der geschmacklose Scherz nötigte Saunders nicht einmal ein Zucken der Mundwinkel ab. Knox merkte, wie die Anspannung ihm plötzlich das Hemd in den Hintern zu ziehen drohte.

Saunders tätigte den Anruf und reichte Knox den Hörer.

»Was ist los, Knox?«, knurrte Hayes. In Knox' Ohren klang seine Stimme wie das ferne Donnerrollen eines nahenden Unwetters.

»Ich bin auf einen neuen Ansatz gestoßen, Sir, muss dafür aber ein paar zusätzliche Recherchen vornehmen.«

»Erläutern Sie mir diesen Ansatz. Aber vorher soll Marsh das Büro verlassen.«

Knox schaute seinen Bekannten an, der den Blick sofort richtig deutete, sich erhob und verschwand. Falls es ihn ärgerte, aus dem eigenen Büro geschickt zu werden, war er klug genug, es sich nicht anmerken zu lassen.

Knox umklammerte fest den Telefonhörer. »Ich habe über eine bestimmte Sache in Carrs Vergangenheit nachgedacht.«

»Was meinen Sie damit?«

»Seine Zeit als Drei-Sechser.«

»Knox ...«

»Ich weiß, was Sie gesagt haben, Sir, aber hören Sie sich bitte meine Theorie an. Wenn Carr ein Drei-Sechser war und einige seiner Exkollegen liquidiert wurden ...«

»Das alles ist tabu!«

»Mir ist klar, dass Finn und seine Lebensgeschichte tabu sind«, sagte Knox, »aber wenn ich Carr aufspüren soll, muss ich den Hintergrund dieses Mannes kennen.«

»Ich glaube kaum, dass das von Bedeutung ...«

Knox hatte diesen Einwand erwartet und unterbrach den General: »Mit allem gebotenen Respekt, Sir, aber wenn Sie an meiner Stelle entscheiden möchten, was relevant ist und was

nicht, dann beauftragen Sie jemand anders mit den Ermittlungen.«

»Ich behaupte nicht ...«

»Wenn Sie Resultate wünschen, General, muss ich die Ermittlungen nach meinen Vorstellungen betreiben können. Sie haben mich herangezogen, damit ich einen Auftrag erledige. Also lassen Sie mich meine Arbeit tun.«

Während er Hayes' Entgegnung abwartete, atmete Knox tief durch, denn seine Insubordination konnte bittere Konsequenzen haben. Zum Beispiel, indem man ihn nach Afghanistan abschob, damit er in den Bergen an der pakistanischen Grenze ein bisschen Abenteuerfreizeit mit Osamas Gotteskriegern verlebe.

»Ich höre, Knox.«

Sofort rasselte Knox herunter, was er sich zurechtgelegt hatte. »Carr weiß, dass wir nach ihm fahnden. Eigentlich ist er ja schon seit langem auf der Flucht, aber er bleibt seinen Freunden treu. Derzeit will er so weit von ihnen fort sein wie möglich. Dennoch braucht er Unterstützung und Hilfe.« Knox schwieg, um den Köder wirken zu lassen. Er wollte, dass Hayes selbst die entscheidende Schlussfolgerung zog.

»Sie befürchten, er könnte sich mit Bitte um Beistand an ein paar alte Drei-Sechser wenden?«

Vielen Dank, lieber Gott. »Betrachten Sie die Situation mal aus seiner Sicht, General. Carr ermordet Gray und Simpson und verschwindet dann. Seinen zivilen Freunden darf er sich nicht mehr nähern. Ihm ist klar, dass er den gesamten Geheimdienst im Nacken hat und sich deshalb woanders Hilfe suchen muss. Die übrigen ehemaligen Drei-Sechser sind längst in Pension und leben inkognito wer weiß wo. Falls ich Hinweise auf sie finde und Carr sich in ihrem Dunstkreis bewegt, kann ich sie beschatten oder Informationen aus ihnen herausquetschen, und dann ergäbe sich vielleicht eine Chance, den Mann zu fassen. Es wäre eine Art Abkürzung, aber sie könnte Erfolg haben. Ich weiß, dass es Ihnen egal ist, wie wir

ihn erwischen, solange es nur gelingt. Und Sie wissen so gut wie ich – die Wahrscheinlichkeit, dass Carr uns Schaden zufügt, wächst mit jedem Tag, an dem er frei herumläuft.«

Als Knox *uns* sagte, meinte er in Wahrheit *Ihnen*.

Wieder musste er warten. Fast glaubte er die Synapsen im Hirn des Ex-Generals knistern zu hören, während dieser nachdachte und Knox' Vorschlag von jeder Seite erwog.

Jeder vorstellbaren Seite zumindest. Hoffentlich nicht auch von der Seite, die er sich möglicherweise *nicht* vorstellen konnte.

»Es könnte sich lohnen, da mal auf den Busch zu klopfen«, sagte Hayes schließlich.

»Damit keine Missverständnisse aufkommen, ich möchte nur am Rande in diese Richtung ermitteln.« Knox wollte dem Mann ein Trostpflaster verpassen, wie mickrig es auch sein mochte. »Natürlich gehe ich gleichzeitig einer Vielzahl anderer Spuren nach. Wir können nur hoffen, dass eine uns zum gewünschten Ergebnis verhilft.«

»Holen Sie Marsh ans Telefon, damit ich ihm die erforderliche Genehmigung erteilen kann.«

»Vielen Dank, General.« *Du Lumpsack*.

Hayes sprach mit Saunders.

Zwanzig Minuten später geleitete man Knox an eine der sichersten Örtlichkeiten in einer der geheimsten Einrichtungen, die es in den Vereinigten Staaten von Amerika gab.

Stone hatte sich wieder zu Abby gesetzt, als Tyree in die Notaufnahme kam.

»Wie geht es Danny?«, erkundigte er sich, als er die beiden sah.

»Der Arzt war gerade da und hat uns versichert, dass die Röntgenaufnahmen keinen Grund zur Sorge geben«, antwortete Abby mit zittriger Stimme. »Wie es aussieht, liegen keine inneren Blutungen vor.«

Tyree kniete sich vor sie hin und ergriff ihre Hand. »Gott sei Dank. Hast du noch einmal mit ihm gesprochen?«

»Nein.«

Tyree blickte Stone an. »Anscheinend sind Sie immer zur richtigen Zeit am richtigen Ort. Erst Willie, jetzt Danny.«

»Haben Sie Hinweise auf die Täter?«

»Ich hoffe, Danny kann sie mir geben, sodass ich die Ermittlungen verkürzen kann. Wann kann ich mit ihm reden?«

Stone wies auf einen Mann in weißem Kittel. »Da ist der Arzt.«

Während Tyree mit dem Arzt sprach, wandte Stone sich an Abby. »Soll ich Sie nach Hause fahren?«

»Nein. Ich bleibe hier. Zu Hause würde ich nur krank vor Sorge.«

»Dann bleibe ich auch.«

»Sie haben schon genug getan, Ben. Sie haben Danny das Leben gerettet. Zwei Mal sogar. Ich weiß gar nicht, wie ich Ihnen danken soll.«

»Abby, vorhin habe ich mich ein paar Minuten mit Willie unterhalten. Er sagte, dass Danny ihn gestern besucht und vorgeschlagen hat, er und Willie könnten Divine zusammen verlassen und in den Westen gehen.«

»Hat Willie irgendeinen Verdacht, warum jemand Danny etwas antun will?«

»Nein, aber ich habe ihn nach Debby Randolph gefragt. Sie und Danny hätten an der Highschool das eine oder andere Rendezvous gehabt, sagte er, aber es sei nichts Ernstes gewesen.«

»Ich bin mir nicht sicher, ob Danny in einem Mädchen überhaupt etwas Ernsthaftes sieht. Für ihn ist alles nur Spiel und Spaß.«

»Willie bezweifelt allerdings, dass Debby tatsächlich Selbstmord begangen hat. Er hatte sie gefragt, ob sie ihn heiraten wolle, und sie hatte Ja gesagt. Zuletzt hat er an dem

Abend vor ihrem Tod mit ihr gesprochen, gegen dreiundzwanzig Uhr. Er sagt, sie sei bester Laune gewesen.«

»Ich wusste gar nicht, dass er sie heiraten wollte.«

»Sie hatten vereinbart, es vorerst geheim zu halten. Und jetzt liegt Willie wegen der Überdosis an einer Droge, die er unfreiwillig genommen hat, in der Klinik, Debby soll sich ohne jeden Grund umgebracht haben, und Danny wurde beinahe totgeschlagen. Da muss es doch irgendeinen Zusammenhang geben.«

»Ich kann keinen erkennen.«

»Willie hat erwähnt, dass sein Vater versehentlich von Rory Peterson erschossen wurde.«

»Das ist über zwei Jahre her.«

»Trotzdem könnte es von Bedeutung sein.«

»Könnten wir mal nach draußen gehen? Ich brauche ein bisschen frische Luft.«

Als sie ins Freie traten, war am Nachthimmel das *Whup-whupp* einer Flugmaschine zu hören. Stone blickte nach oben.

»Ein Hubschrauber?«

Abby nickte und schaute ebenfalls zum Himmel. »Er fliegt zum Dead Rock. Ein Häftlingstransport.«

»Warum transportiert man die Häftlinge nicht im Bus?«

»Die meisten Gefangenen kommen von weit her, häufig aus städtischen Ballungszentren. In unserer Gegend sind die Straßen ziemlich schlecht, und viele Stellen eignen sich für einen Hinterhalt. In hundert Meter Höhe dagegen ist es schwierig, einen Komplizen vor der Einlieferung in den Knast zu bewahren.«

»Leuchtet mir ein.«

Abby trat nahe vor Stone hin. »Was haben Sie eigentlich auf der Straße gemacht, als Sie Danny gesehen haben?«

Stones Blick streifte Willies Dodge, auf dessen Ladefläche noch sein Kleidersack lag. »Ich wollte den Ort verlassen«, gestand er ein wenig verlegen.

»So? Hat das zufällig etwas damit zu tun, dass Trimble einen Zeitungsbericht über Sie schreiben wollte?«

Stone gab sich alle Mühe, den Überraschten zu spielen.
»Wovon reden Sie?«

»Danny hat mir erzählt, Sie hätten ihn begleitet, weil in der Ortschaft, wo Sie beide aus dem Zug gestiegen sind, in der Nähe ein Streifenwagen patrouilliert ist.«

»Da hat er sich getäuscht.«

»Falls Sie in Schwierigkeiten stecken ...«

»Ich bin nicht in Schwierigkeiten, Abby.«

»Falls aber doch, helfe ich Ihnen.«

»Warum? Sie kennen mich doch kaum.«

»Sie haben meinen Sohn gerettet. Und obwohl ich es nicht erklären kann, habe ich das Gefühl, als würde ich Sie schon mein Leben lang kennen.«

Stone senkte den Blick und stippte die Schuhspitze auf den Gehweg. »Das ist nett von Ihnen, Abby.«

»Aber Sie gehen trotzdem?«

Stone schaute sie an. »Das habe ich nicht gesagt.«

»Aber auch nicht das Gegenteil. Jeder Mensch hat seine eigenen Probleme. Es gibt für Sie keine Verpflichtung, hierzu bleiben und uns behilflich zu sein. Unsere Konflikte sind nun wirklich nicht Ihr Problem.«

»Warum ziehen Sie nicht aus Divine weg? Sie haben doch Geld genug.«

»Ich und meine Heimat verlassen? Nein, so bin ich nicht beschaffen.«

»Aber Danny ist gegangen.«

»Nicht auf eigenen Wunsch. Ich habe ihn dazu gedrängt.«

»Was?«, fragte Stone verwundert. »Warum denn?«

»Welche Aussichten hat er denn in diesem Kaff? Soll er im Bergwerk schuften oder als Wärter im Knast?«

»Ist das die ganze Begründung? Oder spielen auch die merkwürdigen Ereignisse eine Rolle, die Sie angedeutet haben?«

»Nichts davon ist Ihr Problem, Ben. Wenn Sie weiterziehen müssen, ziehen Sie weiter.« Abby zögerte. Stone hatte den Eindruck, sie wollte noch etwas hinzufügen; dann aber sagte sie lediglich: »Ich schaue noch mal nach Danny. Und ich sehe auch bei Willie vorbei.«

Damit ließ sie ihn stehen. Stone setzte sich auf eine niedrige Ziegelmauer. Eine Stunde später saß er immer noch da und versuchte sich darüber klar zu werden, was er tun sollte.

Irgendwann sah Stone die Bergwerksmannschaft vorfahren, die sich den Methadoncocktail abholte. Er warf einen Blick auf die Armbanduhr: Es war noch nicht einmal fünf Uhr morgens. Er beobachtete, wie die knochendürren Männer aus den Fahrzeugen stiegen und in die Klinik schlurften, bevor sie zwölf Stunden in den höllischen Gruben schufteten, ihre Knochen hinhalten mussten und ihre Gesundheit ruinierten. Naturgemäß verursachte diese Plackerei ihnen neue Beschwerden, die sie dann von neuem mit Schmerzmitteln bekämpften – ein Teufelskreis, aus dem es kaum ein Entrinnen gab.

Und alles, damit in diesem Land nicht das Licht ausgeht.

Ein paar Minuten später sah Stone die zombieäugigen Männer in ihren staubigen Chevys und Fords abfahren.

In Zukunft benutze ich Kerzen und koche mein Essen auf offenem Feuer.

Er hockte noch immer auf der Mauer, als Tyree herauskam und erzählte, Danny habe sich geweigert, die Täter zu nennen.

»Sheriff, ich glaube, ich bin einem der Männer schon vorher begegnet. Aber ich kann mich einfach nicht erinnern, wo das war.«

»Rufen Sie mich an, sobald es Ihnen einfällt.«

Ungefähr eine Stunde nachdem Tyree sich verabschiedet hatte, kam Abby in gebeugter Haltung und mit übermüdeten Augen aus dem Krankenhaus.

»Danny wird wieder gesund«, sagte sie. »Er wird gerade in ein Zimmer gebracht. Ich glaube, es ist gleich neben Willies Zimmer.«

»Großartig, Abby.«

»Er hat gesagt, Sie hätten diesen Kerlen eine schlimme Abreibung verpasst.«

»Ich hatte bloß Glück.«

»Einmal kann man vielleicht Glück haben. Aber zweimal? Das glaube ich nicht.«

»Nun ja, ich habe in der Army einiges gelernt. Soll ich Sie jetzt nach Hause fahren?«

»Nein, fahren Sie mir hinterher. Ich mache uns Frühstück.«

»Sie sind die ganze Nacht wach gewesen, Abby. Das muss nicht sein.«

»Kommen Sie einfach mit. Es sei denn, Sie wollen Divine noch diese Nacht verlassen.«

Sie blickten sich an. »Ich bleibe«, sagte Stone schließlich. »Vorerst.«

Nachdem Knox in Charlottesville seinen Willen durchgesetzt hatte, machte er einen kurzen Abstecher ins Zentrum des D. C. Ihm schwirrte der Kopf von allem, was er erfahren hatte. John Carr war Angehöriger der Abteilung 666 gewesen. Vor ungefähr sechs Monaten waren drei ehemalige Mitglieder seines Teams ermordet worden. Diese Fälle waren nicht nur unaufgeklärt geblieben, man hatte sie offenbar auch nicht weiterverfolgt. Knox fragte sich, ob Finns rätselhafte Immunität damit zusammenhängen könnte. Doch diese Frage beschäftigte ihn nicht lange. Er hatte selbst genug am Hals.

Die offiziellen Akten enthielten keinen Verweis auf einen möglichen Wunsch Carrs, bei der Abteilung 666 auszusteigen. Knox hatte auch nicht damit gerechnet. Persönliche Gefühle, am wenigsten solche feindseliger Natur, fanden niemals Aufnahme in amtliche Unterlagen. Aber es stimmte, dass Carr eine Familie gehabt hatte. Diese Information hatte man pflichtgemäß in den Akten vermerkt, und sei es nur zu Zwecken der Sicherheit oder der Erpressung.

An einem bestimmten Datum, das mehr als dreißig Jahre zurücklag, war Carr amtlich als verschollen erfasst worden. Als Knox diese Aufzeichnungen mit anderen, zuvor beschafften Informationen abglich, stieß er auf die verwunderliche Tatsache, dass Sergeant John Carr nur wenige Tage später wieder in den Personallisten der Army geführt wurde, um dann nach kurzer Zeit unter mysteriösen Umständen ums Leben zu kommen und auf dem Nationalfriedhof Arlington bestattet zu werden.

Stone und Carr waren ein und derselbe Mann, so viel stand fest. Den Verdacht hatte es schon lange gegeben, und nun war er bestätigt worden. Stone hatte der Abteilung 666 den Rücken gewandt. Kurze Zeit später hatte man auf dem Nationalfriedhof Arlington einen leeren Sarg in die Erde gesenkt, und auf dem weißen Schild hatte sein Name gestanden.

Später an diesem Morgen schenkte Knox sich eine Tasse Kaffee ein, trank ihn an der Arbeitsfläche der Küche und ließ den Blick über die vielen persönlichen Gegenstände schweifen, die Patty gehört hatten. Nach ihrem Tod hatte er kaum etwas verändert. Selbstverständlich war das Haus ihr gemeinsames Heim gewesen, aber geprägt hatte es Pattys Einfluss. Knox hatte mehr Zeit in fremden Ländern als in der Heimat verbracht. Das gehörte zu seinem Beruf. Hier dagegen war Pattys Reich gewesen. Nach ihrem Tod hatte Knox zusehends das Gefühl entwickelt, nur Mieter zu sein.

Im D. C. hatte er ein Zeitungsarchiv der Bundesregierung aufgesucht. Die Regierung verschleuderte eine Menge Geld, aber manchmal stellte sie damit auch etwas Nützliches an. In seiner letzten Dienstzeit bei der Abteilung 666 hatte Carr seinen Dienst im Gebiet von Brunswick, Georgia, versehen; in seiner offiziellen Tarnexistenz war er Ausbilder im damals noch relativ neuen FLETC gewesen, dem Federal Law Enforcement Training Center, einer Ausbildungsstätte für US-Bundespolizeinheiten und verschiedene internationale Polizeibehörden. Anhand der Tagesberichte hatte Knox festge-

stellt, dass Carr sich durch auffällig häufige Abwesenheit von seinem Posten ausgezeichnet hatte und dass immer dann Personen starben oder spurlos verschwanden, die den USA feindselig gegenüberstanden.

Vor allem hatte Knox das Zeitungsarchiv nach etwas Bestimmtem durchforscht und es nach stundenlangem Suchen gefunden. Ein Artikel in einem Brunswicker Lokalblättchen berichtete über das Verschwinden eines ortsansässigen Ehepaars und dessen zweijähriger Tochter. Das körnige Foto einer Frau zeigte angeblich eine gewisse Claire Michaels. Ihr Ehemann John und die Tochter Elizabeth seien gleichfalls wie vom Erdboden verschluckt. In dem Artikel stand, John Michaels sei als Ausbilder im FLETC tätig gewesen. Knox achtete auf weitere Meldungen über den Fall oder eine mögliche polizeiliche Aufklärung, entdeckte aber nichts. Wie üblich hatte die CIA alles untergepflügt und den Verdacht auf eine naheliegende, aber wenig konkrete kriminelle Szene gelenkt.

Knox betrachtete die aus dem Archiv mitgebrachte Kopie des alten Schwarzweißfotos Claire Michaels'. Er fragte sich, ob die winzigen Überreste einer anderen Fotografie dieser Frau jetzt im Schusskanal in der Brust eines Senators aus Alabama steckten. Knox hätte darauf gewettet, dass auch das Foto, das an dem Morgen, als Senator Simpson die Kugel traf, in seiner Tageszeitung klebte, John Carrs Ehefrau Claire gezeigt hatte.

Also gut. Finn hatte die Wahrheit gesagt. Weil Carr aussteigen wollte, hatte man seine Familie ausgelöscht. Knox konnte kaum glauben, dass seine Regierung einen Mann, der ihr so viele Jahre treu gedient hatte, so mies behandelte, doch in der Realität konnte es sich durchaus so abgespielt haben.

Knox schlenderte in sein mit Bücherregalen gesäumtes Arbeitszimmer. Er jagte einen Mann, den die eigene Regierung hintergangen hatte. Gewiss, es gab überzeugende Hinweise darauf, dass Carr sowohl Gray als auch Simpson getötet hatte. Knox blickte auf ein Foto seiner Frau, das an einer Wand

hing. Was hätte er getan, hätte er erfahren, dass sie von diesen beiden Männern ermordet worden sei? Er setzte sich in einen Sessel, starrte auf den Fußboden und gestand sich ein, dass er vermutlich genauso wie John Carr gehandelt hätte.

Und als wäre das alles nicht schlimm genug, war Carr in Vietnam von genau dem Mann verarscht worden, für den Knox heute arbeitete. Carrs militärische Leistungen hatten nie den verdienten Lohn erhalten, und das stieß Knox besonders sauer auf. Im Krieg kämpfen zu müssen war schlimm genug, und ihn zu überleben kam einem Wunder gleich; deshalb durfte es nicht sein, dass ein Etappenhengst einem etwas verweigerte, was man voll und ganz verdiente.

Bis jetzt wusste Knox noch nicht einmal, warum Hayes Carr um den Orden betrogen hatte. Danach befragt, würde Knox den Schluss ziehen, dass das Versagen bei Hayes lag, nicht beim heldenmütigen Soldaten Carr.

Im Wesentlichen aber lief alles auf eine Frage hinaus: Was sollte Knox jetzt unternehmen? Er musste weiterhin nach dem Mann suchen. Aber wenn er ihn aufgespürt hatte, kam möglicherweise alles anders. Und diese Erwägung bedeutete im Prinzip, dass Knox im Innern bereits zum Verräter an der CIA geworden war. Weil er nicht mehr abgeneigt war, einem Feind zu helfen.

Es konnte ihn die Karriere, die Pension, die Freiheit, vielleicht sogar das Leben kosten. Und das alles für einen Mann, dem er nie begegnet war, von dem er aber das Gefühl hatte, ihn besser zu verstehen als viele seiner Freunde.

Wäre John Carr einen solchen Opfergang wert?

Darauf wusste Knox keine Antwort. Noch nicht.

Abby und Stone beendeten das Frühstück. Stone hatte einen Bärenhunger gehabt, während Abby das Essen kaum anrührte.

»Denken Sie daran«, sagte Stone und blickte auf ihren fast noch vollen Teller, »dass mit Danny wieder alles gut wird.«

»Ja. Er hätte nicht zurückkommen sollen.«

»Und Sie behaupten, Sie möchten nur deshalb, dass er fortgeht, weil es hier keine anständigen Berufsaussichten gibt? Sie haben doch genug Geld.«

»Es geht nicht um Geld. Es widert Danny sowieso an, wie wir an unser Geld gekommen sind.«

»Die Zeche war für den Tod Ihres Mannes verantwortlich, Abby. Wie sonst hätte Gerechtigkeit geschehen sollen? Eine Firma kann man nicht ins Gefängnis stecken.«

»Für das, was mit meinem Mann geschehen ist, hätte jemand in den Knast gehen *müssen*.« Abby stand auf, schenkte Kaffee nach und nahm neben Stone Platz. »Wissen Sie etwas darüber, wie man Kohle aus den Bergen holt?«

»Nur so viel, dass ich diese Arbeit nie verrichten möchte.«

»Mein Mann hat in einer Hundelochgrube geschuftet. Sie wissen vermutlich nicht, was damit gemeint ist?«

»Nein.«

»Kleinstbetriebe, gewöhnlich nur eine Schicht und ein Vorarbeiter. Wird weniger gut bezahlt als die Arbeit in den großen Bergwerken, und man hat keine Krankenversicherung. Aber die Hundelochgruben drücken eher ein Auge zu als die Großzechen, wenn jemand ein paarmal beim Urintest durchgefallen ist. Von da an geht man langsam zugrunde.«

»Ihr Ehemann hatte auch ein Drogenproblem?«

»Die Männer schuften bis aufs Blut und ruinieren dabei ihre Gesundheit. Sam hatte drei Rückenoperationen, bevor er vierzig war, und geriet mit der Hand in eine Fräse, mit der man die Kohlenflöze aufbricht. Selbst nach mehreren Operationen hat die Hand nichts mehr getaugt. Die Schmerzen brachten ihn schier um den Verstand, und die Medikamente wurden nach einiger Zeit wirkungslos. Danach hat er jeden Tag für sechshundert Dollar zerriebenes Oxycodon geschnupft.«

»Können die Leute denn nirgends Hilfe gegen die Medikamentenabhängigkeit finden? Etwas anderes als den Methadoncocktail?«

»Ich habe Sam angefleht, damit aufzuhören, bis er es versucht hat. Es hat mir das Herz zerrissen, als ich sah, wie er sich nach ein paar Tagen Entzug nur noch wie ein Wurm auf der Erde wand. Er hat nie durchgehalten.«

»Das tut mir leid, Abby.«

»Den Bergwerksunternehmen ist es egal, solange man den Urintest besteht und zur Arbeit erscheint. Sie scheffeln Geld, und Amerika hat es warm.«

»Wie ist Ihr Ehemann gestorben, Abby?«

Sie stellte die Tasse ab und schaute an Stone vorbei; vielleicht richtete ihr Blick sich in die Vergangenheit, auf den Tag, an dem ihren Mann unvermittelt der Tod ereilt hatte. »Beim Malochen dreihundert Meter unter der Erde muss man sich um viele Dinge Sorgen machen, besonders um das Kohlendioxyd, das einen ersticken kann, und das explosive Methangas. Das Methan hat Sam dann auch getötet, weil das Messgerät defekt war, das die Zeche ihm gegeben hatte, um einen neuen Flöz zu überprüfen. Dabei wusste man von dem Defekt. Die Explosion hat den Stollen zum Einsturz gebracht, und das war's dann.«

Stone wusste nicht, was er sagen sollte; also betrachtete er stumm seine Hände.

»Tja, Divine erlebt zurzeit einen regelrechten wirtschaftlichen Boom«, fuhr Abby fort. »Kohle und Erdgas werden in riesigen Mengen gefördert. Aber eins ist komisch.«

»Und was?«

»Die meisten Leute hier in der Gegend verwenden Propangas oder Holz zum Heizen und Kochen, keine Kohle und kein Erdgas. Vielleicht kennt sonst niemand den wahren Preis, den man zahlen muss, um das Zeug aus der Erde zu holen, aber wir kennen diesen Preis sehr genau. Verstehen Sie, was ich meine?«

»Ja.«

»Ein junger Mann, der frisch von der Highschool kommt und die Urinuntersuchung besteht, bekommt im Bergbau

zwanzig Dollar die Stunde. So hohe Löhne gibt es sonst nirgends. Aber wenn die Männer fünfunddreißig sind, haben sie den Rücken kaputt, die Lungen voller Dreck und sehen aus wie Siebzigjährige.« Abby kehrte in die Gegenwart zurück und schaute Stone wieder an. Im rechten Augenwinkel glänzte eine Träne. »Also, gehen Sie oder bleiben Sie?«

»In diesem Zustand lasse ich Sie nicht allein, Abby.« Falls das eigene Zugeständnis Stone überraschte, merkte man es ihm nicht an.

Abby drückte seinen Arm. Vor Schmerz stöhnte Stone unwillkürlich auf.

»Was ist?«, fragte Abby beunruhigt.

»Nichts. Es ist nichts.«

»Ben, was ist?«

»Einer der Schläger hat mich mit dem Baseballschläger am Arm erwischt.«

»O Gott. Warum haben Sie nichts gesagt?«

»Ist nicht der Rede wert.«

»Ziehen Sie das Hemd aus.«

»Was?«

»Ziehen Sie's aus.« Langsam legte Stone das Hemd ab.

»Du lieber Himmel«, rief Abby.

An Stones linkem Oberarm war ein geschwollener, schwärzlicher Bluterguss von der Größe einer Walnuss zu sehen; eine weitere blaurote Verfärbung reichte bis zum Unterarm. Abby eilte zum Kühlschrank, kam mit einer Eispackung zurück und legte sie auf die Schwellung. »Sie mögen ja ein Held sein, aber das heißt noch lange nicht, dass Sie so dumm sein müssen«, schimpfte sie. »Und falls ...« Ihr Blick verharrte auf seinem Brustkorb und dem anderen Arm. Auch Stone senkte den Blick und sah, dass sie seine alten Narben bemerkt hatte, die von Messerstichen und Schusswunden stammten. In ihren Augen stand eine stumme Frage.

»Nicht nur Bergarbeiter haben Narben«, sagte Stone halblaut.

Eine halbe Stunde später kehrte Abby zurück ins Zimmer. Stone sah, dass sie sich umgezogen hatte, und ihr Haar duftete nach Duschgel und Shampoo. Sie blickte ihn auf undeutbare Weise an, während sie noch einmal seinen Arm untersuchte. »Fühlt es sich besser an?«

»Ja, ziemlich gut.«

»Ausgezeichnet.« Sie beugte sich vor, küsste ihn und schlang die Arme um seine Taille. Er spürte, wie ihre Fingernägel sich leicht in seinen Rücken drückten. Ehe er sich versah, erwiderte Stone den Kuss. Abbys Lippen schmeckten köstlich.

Eine Hand Stones glitt über ihren Rücken und zog sie an sich; dann aber wich er zurück. »Abby, ich glaube, es wäre nicht ...«

Sie legte ihm eine Hand auf den Mund. »Schon gut. Komm mit.«

Abby nahm ihn an der Hand und führte ihn die Stiege hinauf ins Schlafzimmer. Sie schloss die Tür und gab ihm mit einem Wink zu verstehen, dass er sich aufs Bett setzen sollte. Dann stellte sie sich vor ihn und zog sich aus.

Stone bewunderte ihren schlanken, biegsamen Körper und ihre festen Brüste. Ihm fiel auf, dass sie an der linken Hüfte ein kleines Kreuz tätowiert hatte. Sie schmiegte sich an ihn. Ihre Hände streichelten seine Schultern und den Rücken, während sie ihm gedämpfte Seufzer ins Ohr hauchte. Behutsam streifte sie ihm die Hose herunter.

Später lagen sie Seite an Seite auf dem Bett, und Abby strich mit der Hand zärtlich über die Härchen auf seinem Arm.

»Seit Sams Tod bin ich nie mehr mit einem Mann intim gewesen.« Sie drehte sich auf den Bauch und stützte das Kinn auf die Arme. »Kein einziges Mal.«

»Du musst aber mehr als genug Gelegenheiten gehabt haben, Abby. Du bist schön.«

Sie küsste ihn auf die Wange und lächelte. »Gelegenheiten hatte ich, aber mir fehlte die Lust.«

»Sogar auf Tyree?«

»Wir kennen uns von Kindesbeinen an. Als wir an der Highschool waren, hatten wir mal ein Date, aber der Funke ist nicht übergesprungen. Ich habe das Gefühl, heute ist sein Interesse größer. Er hat nie geheiratet, aber ich empfinde nicht so wie er.«

»Bei mir ist es auch lange her. Sehr lange.« Stone fragte sich, ob Claire missbilligt hätte, was er eben getan hatte. Nach Jahrzehnten der Einsamkeit hätte sie vielleicht Verständnis gehabt.

»Wegen Mangel an Gelegenheiten? Oder aus Mangel an Lust?«

»Beides.«

Er drehte sich auf die Seite und streichelte ihren Rücken. Sie räkelte sich und lächelte, und bei ihrem Anblick lächelte auch Stone. Ihre Zöpfe hatten sich gelockert, und mehrere Haarsträhnen hingen ihr ins Gesicht. Stone strich eine Strähne beiseite und sah in ihre grünen Augen.

»Hast du wirklich noch nie mit dem Gedanken gespielt, Divine zu verlassen?«

»Ich denke ständig daran.«

»Und wieso bist du nie fortgegangen?«

»Aus Feigheit, nehme ich an. Divine ist ein kleines Nest, aber hier kenne ich mich aus. Es ist schwierig, an einem anderen Ort ganz von vorn anzufangen.«

»Da magst du recht haben.« Stone legte sich wieder auf den Rücken.

Abby drängte sich an ihn und bewegte ihren Oberschenkel an seinem Bein auf und ab. »Hast du jemals daran gedacht, sesshaft zu werden?«

»Oft. Einmal glaubte ich schon, den passenden Ort gefunden zu haben, aber das hat sich als Irrtum herausgestellt.«

»Was ist denn passiert?«

»Es ging einfach nicht gut.«

Das Telefon läutete. Abby schaute auf die Uhr. »Wer ruft denn um diese Zeit noch an?«

»Vielleicht die Klinik.«

»Ich habe doch vor dem Frühstück noch mit den Ärzten gesprochen. Und mit Danny. Da war alles in Ordnung.«

»Vielleicht ist es das Restaurant. Die Leute möchten ja auch ihr Frühstück haben.« Stone war froh, dass das Gespräch eine andere Richtung genommen hatte.

»Da habe ich schon angerufen. Meine Mitarbeiter haben rechtzeitig geöffnet.«

Abby kletterte über Stone hinweg und nahm den Hörer vom Telefon. Stone legte eine Hand an ihr Gesäß und knetete es. Sie lächelte, fasste seine Hand und versetzte damit der eigenen Hinterbacke einen kräftigen Klaps. Dann ließ sie die Hand los.

»Was? Ach so.« Sie sah Stone an. »Nein, er ist nicht da. Ja, klar. Sicher, wenn ich ihn sehe, kann ich ihn fragen. Bis dann.« Sie legte den Hörer auf, zog sich ein Kissen auf den Schoß und kauerte sich im Schneidersitz vor Stone.

»Wer war das?«

»Charlie Trimble. Er hat von dem Überfall auf Danny und von deinem Eingreifen gehört. Er möchte dir ein paar Fragen stellen. Und diesmal macht er einen sehr entschlossenen Eindruck.«

»Schön für ihn, aber meine Einstellung hat sich nicht geändert. Ich beantworte keine Fragen.«

»Ben, hör zu. Wenn du nicht willst, dann willst du nicht, okay. Aber wenn du Charlie dauernd abweist, fängt er erst recht zu recherchieren an. Wenn du wirklich nichts zu verbergen hast – schön. Aber vielleicht wäre es klüger, ein paar

Worte mit ihm zu wechseln. Dann wird er sich darauf konzentrieren, was geschehen ist, statt auf deine Person.«

Stone lächelte. »Du bist schön und klug zugleich.«

»Ich habe nun mal Glück gehabt.«

»Hast du seine Telefonnummer?«

»Ja, aber du kannst ihn auch in seiner Redaktion aufsuchen. Sie ist vom Restaurant aus gleich um die Ecke. Du kannst sie nicht verfehlen.«

»Bitte ruf ihn an und sag ihm, dass ich im Laufe des Nachmittags bei ihm aufkreuze.« Stone stand auf, um sich anzuziehen.

»Am Nachmittag erst?«, sagte Abby. »Bis dahin könnten wir noch eine Menge anstellen ...«

»So verlockend sich das anhört, ich muss wirklich dringend etwas erledigen.«

»Und was?«, fragte Abby ein wenig gekränkt.

»Ich erzähl's dir, wenn es erledigt ist.«

Als Stone sich angezogen hatte, fuhr er mit Willies Dodge zu dem Wohnmobil. Nach einigen Minuten gründlicher Suche fand er das Tylenol-Fläschchen. Allerdings war es leer. Hatte Willie auch die letzten Tabletten geschluckt, es dann aber vergessen? Wo waren die Oxycodon-Pillen? Warum war das leere Pillenfläschchen in der Schublade liegen gelassen worden?

Doch während Stone sich in dem Durcheinander umschaute, das Willie Coombs sein Zuhause nannte, musste er einsehen, dass ein leeres Fläschchen in diesem Saustall schwerlich irgendeine Beweiskraft haben konnte. Dennoch mochte es wichtig sein. Vielleicht war ja Shirley Coombs auf die Pillen scharf gewesen.

Stone steckte die Flasche ein, verließ das Wohnmobil und wollte in den Dodge steigen.

Im nächsten Moment lag er bewusstlos am Boden. Blut sickerte ihm aus einer Kopfwunde.

Vorsichtig setzte Stone sich auf. Seine Gliedmaßen zitterten, sein Schädel dröhnte, und er hatte ein flaues Gefühl im Magen. Er betastete die Beule an seinem Kopf. Auf der Platzwunde klebte verkrustetes Blut. Offenbar war er ziemlich lange bewusstlos gewesen. Er ging in die Hocke und atmete mehrmals langsam durch, um zu vermeiden, dass er sich übergab.

Schließlich richtete er sich auf und stand auf wackligen Beinen da. Es war stockdunkel; er konnte die Hand vor Augen nicht sehen. Vorsichtig hob er den Arm und stieß gegen eine niedrige Decke. Er atmete tief ein und musste würgen. Befand er sich in einer Mine? Einem Kohlebergwerk? Vorsichtig machte er ein paar Schritte nach vorn; dann blieb er stehen.

Rassel-rassel.

Schauernd wich Stone vor dem Geräusch zurück. Anscheinend gab es hier Schlangen. Keine angenehme Situation, in einer pechschwarzen Schlangengrube zu stehen und Giftschlangen in Bissnähe zu wissen. Die meisten Menschen wären in dieser Situation vor Furcht erstarrt. Auch Stone hatte Angst, aber sie lähmte ihn nicht. Er streckte die Arme zu beiden Seiten aus. Die rechte Hand berührte Fels, die linke schwebte in der Luft. Er neigte sich nach links, und nun streiften seine Finger die raue Felswand des Stollens. Dass der Stollen nicht allzu breit war, musste jedoch keinen Vorteil bedeuten, da Stone nicht wusste, ob er sich an den Wänden würde fortbewegen können. Noch einmal hob er einen Arm, und wieder stieß die Hand gegen die niedrige Decke. Er wusste, dass Klapperschlangen im Dunkeln schlecht sahen. Aber sie spürten seine Körperwärme und registrierten anhand der Erschütterungen des Untergrunds jede seiner Bewegungen.

Ihm drohte die Gefahr, mehrmals gebissen zu werden, bevor er einen Weg aus diesem Loch entdeckte. Wie lange würde es dauern, bis man seinen Leichnam fand? Oder seine Ge-

beine? Dann plötzlich verstand er die Lage. *Darum* hatte man ihn nicht einfach umgebracht und tot liegen lassen. Er sollte hier krepieren und niemals gefunden werden. Die Leute sollten annehmen, er hätte den Ort verlassen. So brauchte man keine Erklärungen abzugeben und keine Lügen auszuhecken.

Doch Stone ahnte, dass es damit noch mehr auf sich hatte. Man hätte ihn einfach nur in diesem Stollen einschließen können; die Schlangen waren eigentlich überflüssig. Oder man hätte ihn erschießen und in einen Schacht werfen können. Hinter diesem Vorgehen jedoch verbarg sich der Vorsatz, ihn nicht nur zu töten, sondern ihm einen besonders scheußlichen Tod zu bereiten. Man wollte, dass er ganz allein und in völliger Dunkelheit auf grässliche Weise abkratze.

Mit einem Mal wurde Stone von Panik erfasst.

Doch es ging ihm nicht nur um sein eigenes Schicksal. Es ging auch um Abby.

Er war mit ihr zusammen gewesen. Möglicherweise wussten seine Gegenspieler darüber Bescheid. Vielleicht glaubten sie, er hätte Abby irgendwelche Erkenntnisse anvertraut. Um was es dabei gehen könnte, wusste er nicht. Aber vielleicht erschien es diesen Leuten ratsam, vorsichtshalber auch Abby zu beseitigen.

Stone hob die Arme zur Decke des Stollens, bis seine Finger etwas ertasteten, das er für einen Balken hielt. Solche Balken stützten die Decke und verhinderten, dass tonnenweise Gestein herabstürzte und jemanden unter sich begrub. Verständlicherweise war Stone froh darüber; im Moment war es aber noch wichtiger für ihn, dass man mittels einer starken Metallplatte eine Schutzkorbleuchte an dem Balken befestigt hatte. Offensichtlich funktionierte die Beleuchtung nicht mehr. Aber Stone brauchte kein Licht, ihm ging es um die Leuchte an sich.

Die Arme zur Decke gestreckt, bewegte er sich rückwärts von den Schlangen weg. Ungefähr einen Meter weiter berührte er den nächsten Balken und eine zweite Schutzkorbleuchte.

Und nochmals einen Meter weiter wieder einen Balken und noch eine Schutzkorbleuchte.

Da er davon ausging, dass man die Schlangen zwischen ihm und den Ausgang platziert hatte, bewegte Stone sich nun wieder langsam auf die Geräusche zu. Klapperschlangen waren taub, darum konnten sie das eigene Gerassel nicht hören; es war ein instinktives Signal an Beutetiere oder andere Raubtiere, das besagte, die Schlange war da, zusammengerollt und bereit zum blitzschnellen Zubeißen. Bei jedem zögerlichen Schritt war Stone darauf gefasst, einen Biss zu spüren. Als er den Deckenbalken erreichte, den er zuerst entdeckt hatte, reckte er sich und packte das Metallgitter der Schutzkorbleuchte. In der Hoffnung, dass es sein Gewicht trug, zog er sich daran hoch, beugte die Beine und hob sie an die Brust. Sein verletzter Arm bereitete ihm heftige Schmerzen, doch er konzentrierte sich mit aller Willenskraft auf sein Vorhaben und achtete nicht auf den Schmerz. Im Ausbildungslager Murder Mountain der Abteilung 666 hatte man sich bestens darauf verstanden, solche mentalen Fähigkeiten zu vermitteln; es gab dort Experten für das Zufügen aller Arten körperlichen und seelischen Leids.

Stone pendelte vor und zurück und schwang sich dann, einen Arm ausgestreckt wie an einer Turnstange, durch die Luft vorwärts, wie er es im Training gelernt hatte. Seine Hand packte die nächste Schutzkorbleuchte. Er ließ die Knie angezogen und löste den Griff von der Leuchte hinter ihm. Auf diese Weise bewegte er sich unter der Decke vorwärts. Zwar bestand noch immer die Möglichkeit, dass eine Schlange emporschnellte und ihn in den Hintern biss, doch Stone zog es vor, diesen Gedanken erst gar nicht zu vertiefen.

Vier Balken weiter – nachdem er einmal ins Leere gegriffen hatte und beinahe abgestürzt wäre – verharrte Stone, ließ sich baumeln, die Knie noch an die Brust gedrückt, und lauschte. Das Rasseln war verstummt. Aber er wollte lieber noch nicht auf den Boden zurück. Also schwang er sich weiter

durch die Dunkelheit, bis er mit der nach vorn ausgestreckten Hand nur noch Felsen berührte.

Scheiße.

Hatte er die falsche Richtung eingeschlagen? Waren die Schlangen an ihm vorbeigekrochen, als er bewusstlos gewesen war? Hatten diejenigen, die ihn hier eingesperrt hatten, seine Überlegungen vorausgeahnt und die Schlangen von vornherein auf der anderen Seite ausgesetzt? Oder war das Ganze bloß ein Albtraum, aus dem er jeden Augenblick erwachte?

Da die Belastung seine Arme immer mehr anstrengte, senkte Stone mit aller Vorsicht die Füße und kam auf festem Untergrund zu stehen. Wieder streckte er die Arme nach den Seiten aus und versuchte die Breite des Stollens einzuschätzen. Mit einer Hand berührte er Felsen, sodass die Schlussfolgerung nahelag, dass er sich in einer Sackgasse befand; aber die andere Hand griff ins Leere. Stone bewegte sich in dieser Richtung voran, doch da war nichts. Im ersten Moment war er ratlos, dann aber kam ihm die Erleuchtung.

Du Blödmann.

Er stand in einer Abzweigung des Stollens. Stone orientierte sich neu, tastete sich mit den Fingern an der Wand entlang vorwärts und lauschte wachsam auf Klapperschlangengerassel. Zehn Minuten später stieß er gegen Holz.

Der Eingang des Bergwerks musste vernagelt worden sein, denn am Unterrand der Bretter konnte er einen schmalen Streifen Helligkeit erkennen. Stone überlegte kurz; dann trat er ein paar Schritte zurück, nahm Anlauf, rammte die Holzwand mit voller Wucht – und saß augenblicklich mit geprellter Schulter auf dem Hintern.

Fluchend wollte er sich aufraffen, hielt aber plötzlich still. Seine Finger hatten Metall gestreift, das halb begraben im Dreck lag. Der Gegenstand war lang und dünn. Als Stone die Finger darum schloss, erkannte er, dass die Stange ein flaches, spatelförmiges Ende hatte, ähnlich wie ein Schraubenzieher.

Stone schob dieses Ende seitlich in die Holzwand und versuchte die Bretter auszuhebeln. Er spürte, dass die Nägel der Verriegelung ein wenig nachgaben. Dann setzte er die Eisenstange an einer anderen Stelle an und stemmte sich mit dem ganzen Körpergewicht dagegen. Während der Schufterei rutschten und glitten ihm die Füße immer wieder weg.

Zwanzig schweißtreibende Minuten später barst die obere rechte Ecke der Bretterwand, und ein größerer Lichtkegel fiel in den Stollen. Ermutigt von diesem Durchbruch bot Stone nun alle Kräfte auf, und noch einmal zwanzig Minuten später gelang es ihm, die Bretter weit genug vom Rahmen wegzubiegen, dass er sich durch den entstandenen Spalt zwängen konnte. Rücklings fiel er in den Staub.

Frei!

Erleichtert atmete er durch. Dann blinzelte er und spähte in die Umgebung, um festzustellen, ob er sie kannte. Das war nicht der Fall. Vor dem alten Bergwerk verlief ein schwarz gefärbter Fahrweg. Stone brauchte einen Augenblick, um die Ursache zu begreifen: Jahrelang hatten Kohlelaster das Schwarze Gold abtransportiert; dabei hatten ihre Reifen schwarzen Staub und Grus in die rötliche Lehmerde gepresst, bis die Fahrbahn gänzlich schwarz geworden war. Stone betrachtete seine Kleidung. Auch da hatte das Schwarz die Oberhand gewonnen.

Stone folgte dem Verlauf des Fahrwegs und hielt unterwegs die Augen offen für den Fall, dass die Typen, die ihn niedergeschlagen hatten, noch in der Nähe lauerten, um zu sehen, ob er das Rendezvous mit den Klapperschlangen vielleicht doch überstanden hatte.

Nach ungefähr anderthalb Kilometern gelangte Stone aus dem Wald auf eine geschotterte Landstraße. Als er den Schotter unter seinen Füßen knirschen hörte, fiel ihm etwas ein, und er schob eine Hand in die Tasche. Das leere Tylenol-Fläschchen war verschwunden. Na großartig. Sein Schädel brummte, als hätte er einen Riss, und nun war ihm auch noch

das einzige handfeste Beweisstück abhandengekommen, das er bisher in den immer gefährlicheren Straßen Divines gefunden hatte.

Ein Lastwagen nahm ihn bis *Rita's Restaurant* mit. Er betrat es durch die Hintertür, aber Abby war nicht da. Vom Restaurant aus rief er bei ihr zu Hause an, doch niemand meldete sich. Er ging zu Willies Wohnmobil, schwang sich in den Dodge und fuhr zur Mittsommernachtsfarm. Dort traf er Abby an, als sie gerade in ihren Wagen steigen wollte.

»Meine Güte«, rief sie, als sie Stone sah, »wie siehst du denn aus?« Nachdem er ihr sein Erlebnis geschildert hatte, starrte sie ihn fassungslos an. »Großer Gott«, sagte sie schließlich. »Was ist hier eigentlich los?«

»Hast du noch mal mit Danny gesprochen?«

»Eben hatte ich ihn am Telefon. Ich wollte ihn gerade besuchen.«

»Ich habe im Restaurant versucht, dich anzurufen.«

»Dachte ich mir doch, dass ich das Telefon gehört habe, aber ich war dabei, mir die Haare zu föhnen. Was hast du jetzt vor?«

Stone überlegte. »Ich suche zuerst Trimble auf und danach Tyree, um zu hören, was seine Nachforschungen ergeben haben«, sagte er schließlich und fasste Abby am Arm. »Abby, sei bitte vorsichtig. Ich weiß, du hast ein Jagdgewehr. Auch eine Pistole?«

»Sam hatte zwei Pistolen. Sie sind oben im Schrank.«

»Kennst du dich damit aus?«

»Du fragst ein Mädchen aus den Bergen, ob sie mit einer Pistole umgehen kann?«

»Okay, umso besser. Hättest du was dagegen, wenn ich mir eine der Waffen leihe?«

»Momentan fällt mir niemand ein, der sie dringender bräuchte als du.«

Sie stiegen ins Obergeschoss, und Stone sah sich die Waffen an. Er lud beide und reichte eine Abby. »Ich würde gern engeren Kontakt zu dir halten, aber ich habe kein Handy.«

»Du kannst Dannys Handy benutzen. Ich hab's aus der Klinik mitgenommen.« Abby betrachtete Stones verschmutzte Kleidung. »So kannst du nicht bei Trimble antanzen. Geh unter die Dusche, und zieh dich um.«

Stone schaute hinunter zum Dodge. Er hatte nachzusehen vergessen. Er warf einen Blick auf die Ladefläche. Sein Kleidersack war nicht mehr da. »Ich ... äh, habe keine Sachen mehr zum Wechseln.«

»Komm. Du musst ungefähr Dannys Größe haben.«

Abby führte ihn in Dannys Zimmer und suchte ihm ein paar Kleidungsstücke heraus. Als er aus der Dusche kam, hatte Abby den Großteil ordentlich in eine Tasche gepackt; daneben lagen Hosen, Hemd, Socken und ein Paar Spaltlederschuhe bereit.

Als er angezogen war, drückte Stone, das Handy und die Pistole in den Händen, Abby an sich. »Danke«, sagte er. »Wir treffen uns nachher in der Klinik.«

Er sah ihr nach, als sie abfuhr. Dann nahm er im Dodge die entgegengesetzte Richtung und fuhr zu der versprochenen Zusammenkunft mit Trimble. Danach wollte er Tyree aufsuchen. Er musste nun alles richtig machen. Sonst lag seine Zukunft einen Meter achtzig unter der Erde oder bestand darin, in einem Bundesgefängnis einen Kalender in die Wand zu ritzen.

Vor dem Haus hielt ein Geländewagen. Ein Mann sprang heraus und lief zu Knox' Haustür. Knox öffnete. Der Mann reichte ihm einen Umschlag und verschwand.

Knox setzte sich ins Arbeitszimmer und schob die DVD in den Computer. Bilder erschienen auf dem Bildschirm. Der CIA-Zeichner und Leroy hatten endlich zueinander gefunden. Knox betrachtete die digitalisierten Phantombildzeichnungen

des mutmaßlichen rauschebärtigen John Carr. Auf Knox' Weisung hatte der Zeichner auch Bilder angefertigt, auf denen der Bart und die Brille fehlten. Knox verglich sie mit alten Fotos John Carrs aus seiner Militärzeit und neueren Aufnahmen aus CIA-Dateien. Für ihn sahen alle Fotos nach ein und demselben Mann aus. Er druckte einen Stapel Farbkopien aus und eilte aus dem Haus.

Die Reifen seines Rovers kreischten, als Knox das Auto von der Ausfahrt auf die Straße jagte.

Ininigem Abstand ließ Caleb den Motor des Lieferwagens an und folgte dem Rover. »Sieht aus, als hätte unser Hund eine Fährte aufgenommen«, meinte Annabelle und senkte das Fernglas.

Den ersten Halt machte Knox am National Airport. Annabelle folgte ihm in das Gebäude. Ungefähr eine Stunde später stieg Knox wieder ins Auto und fuhr weiter.

Annabelle sprang in den Chrysler. »Offenbar hat er am Flughafen eine Niete gezogen. Mal sehen, wohin er nun düst.«

* * *

Knox' nächstes Ziel war die Union Station. Im Normalfall hätte er dort die Wände mit dem Fahndungsbild des bärtigen John Carr gepflastert und sie in den Computern der U-Bahn speichern lassen, aber in diesem Sonderfall musste er darauf verzichten. Falls das FBI in dem Zottelbart jemanden erkannte, der ihm durch die Lappen gegangen war, wunderte man sich vielleicht über das Interesse der CIA an dem Mann. Und trotz Hayes' Beteuerung, er verstünde es, das FBI in Schach zu halten, konnte man nie wissen, welche Pannen auf einen zukamen.

In der Union Station sah es endlich so aus, als hätte Knox das große Los gezogen. An einem Fahrkartenschalter glaubte eine Mitarbeiterin in dem Phantombild des bärtigen Brillenträgers jemanden zu erkennen. Der Betreffende hatte eine

Zugfahrkarte bar bezahlt, aber die Angestellte konnte sich nicht daran erinnern, welchen Namen sie auf dem Ausweis gesehen hatte.

»Wissen Sie noch, welchen Zug er genommen hat?«

»Ja. Die wenigsten Kunden zahlen bar. Er ist in den Crescent nach New Orleans gestiegen.«

»Wie kann ich mit jemandem in Verbindung treten, der in dem Zug beschäftigt war? Einem Schaffner oder Zugbegleiter, zum Beispiel.«

Die Frau griff zum Telefon. Ein paar Minuten später konnte Knox in einem Büro dieselbe Frage an ihren Vorgesetzten richten. Der Mann führte mehrere Telefonate. Knox hatte Glück: Einer der Zugbegleiter, die an dem Tag im Crescent gewesen waren, war gerade in die Stadt zurückgekehrt. Nachdem der Bahnhofsvorsteher ihn angerufen hatte, erschien der Mann eine Stunde später in der Verwaltung. Knox zeigte ihm ein Phantombild John Carrs, aber der Zugbegleiter erkannte ihn nicht. Dann legte Knox ihm ein Foto vor, auf dem der Gesuchte weder Vollbart noch Brille trug.

»Ja, das könnte der Bursche sein, der sich an der Prügelei beteiligt hat«, sagte der Zugbegleiter.

»Eine Prügelei?«

»Ganz recht. Er hat im Zug drei Burschen zusammengeslagen, die viel jünger waren als er.«

»Tatsächlich?«

Der Zugbegleiter schilderte, was sich ereignet hatte, bevor Stone und die anderen Beteiligten am nächsten Bahnhof ausgestiegen waren. Er nannte Knox den Namen der Ortschaft. »Der Mann wollte sich um nichts in der Welt ausweisen. Stattdessen hat er den Zug verlassen. Mir war er ein bisschen verdächtig.«

»Haben Sie die Namen der anderen Beteiligten?«

»Nein. Die sind alle an der nächsten Station aus dem Zug gestiegen, um keinen Ärger mit der Polizei zu kriegen. Mir

war es recht. So brauchte ich wenigstens keine Anzeige zu schreiben. Diese verdammten Randalierer.«

»Ich möchte von allen Männern eine Beschreibung haben.« Nachdem Knox diese Informationen notiert hatte, wandte er sich erneut an den Bahnhofsvorsteher. »Können Sie den Kartenverkauf für diese Zugfahrt einsehen?«

»Sicher, aber wozu? Die verkauften Fahrkarten lassen sich nicht mit den Gesichtern der Fahrgäste in Verbindung bringen.«

»Ich nehme auf jeden Fall eine Namensliste mit. Die könnte uns noch von Nutzen sein.«

Der Bahnhofsvorsteher druckte die Liste aus und reichte sie Knox.

»Ist wohl eine große Sache?«, fragte der Zugbegleiter neugierig.

»So groß, dass Sie wahrscheinlich nie wieder davon hören werden. Und vergessen Sie, dass ich bei Ihnen gewesen bin, verstanden?«

Knox eilte aus dem Bahnhofsgebäude. Annabelle blieb ihm auf den Fersen. Sein Geländewagen rollte vom Parkplatz, und der Lieferwagen schloss sich an.

Der Rover fuhr mit so hoher Geschwindigkeit, dass er Caleb und Annabelle abzuhängen drohte. Als Caleb immer halsbrecherischer fuhr, um Anschluss zu halten, sagte ihm Annabelle, das sei nicht erforderlich.

»Aber dann verlieren wir ihn aus den Augen«, sagte Caleb.

»Nein, keineswegs.« Annabelle holte ein kleines Gerät aus der Handtasche. »Als ich in Georgetown in seinem Wagen saß, habe ich unter dem Beifahrersitz einen Peilsender versteckt. Er hat eine Reichweite von rund dreißig Kilometern.«

»Warum hast du mir das nicht gleich gesagt?«

»Tut mir leid. Ich hatte viel um die Ohren.«

Caleb schmolte zuerst, sagte dann aber: »Das war eine gute Idee.«

»Dadurch können wir einen gewissen Abstand wahren. Für den Fall, dass er auf Verfolger achtet.«

»Er kommt mir wie ein Mann vor, der stets auf alles achtet.«

»Mir auch.«

»Also ist Oliver mit dem Zug gefahren?«

»Anscheinend.«

Knox' Rover fuhr auf die Interstate 66 und dann nach Westen. Hinter Gainesville verließ der Rover die Autobahn.

»Ich glaube nicht, dass der Zug in diese Richtung geht«, meinte Caleb.

»Kann sein. Warten wir einfach ab, wohin er fährt.«

Diese Frage klärte sich zwanzig Minuten später. »Mist«, schimpfte Annabelle. »Jetzt bin ich blamiert.«

Sie beobachteten, dass Knox in einen Hubschrauber stieg, der Augenblicke später in einem gewaltigen Wirbel vom Startfeld abhob.

»Und was nun?«, fragte Caleb.

»So schnell wie möglich zurück zum Bahnhof.« Annabelle musterte Caleb mit nachdenklichen Blicken. »Einen Moment mal.« Sie nahm ihre Kamera zur Hand. »Zieh die Baseballkappe und den Sweater aus.«

»Warum?«

»Ich will ein Foto von dir machen.« Sie knipste ihn. »Auf der Rückfahrt halten wir bei einem Fotoladen. Und dann besorge ich mir einen Laminator und noch ein paar andere Dinge.«

»Was hast du vor?«, fragte Caleb und legte den Gang ein.

»Du wirst den Beruf wechseln.«

Der Hubschrauber setzte Knox ungefähr sechzig Kilometer von der Ortschaft entfernt ab, in der Stone aus dem Zug gestiegen war. Dort erwartete ihn ein Geländewagen. Dieses Arrangement verdankte er Macklin Hayes, der ermutigt zu sein schien, weil Knox endlich eine greifbare Spur verfolgte.

Die Anweisung, die er Knox erteilt hatte, war klipp und klar: Er sollte Carr finden, aber nicht festnehmen. »Rufen Sie mich an, dann veranlasse ich von hier aus den Zugriff.«

Das glaube ich gern, General.

Als Knox in den Ort fuhr, beschloss er, sich der Einfachheit halber an der erstbesten Stelle umzuhören, die einigermaßen vielversprechend wirkte. Knox' Hoffnungen erfüllten sich rasch: Vor ihm glomm die Leuchtreklame jenes Restaurants, dem Stone den Namen *Das Letzte T* verliehen hatte. Knox parkte, ging hinein, setzte sich an die Theke und bestellte sich einen Happen zu essen. Gäste gab es nur wenige, aber Knox war ziemlich sicher, dass sich jemand an Stone erinnerte, falls der hier eingekehrt war, nachdem er den Zug verlassen hatte.

Knox zeigte das Phantombild herum und stellte Fragen. Dreißig Minuten später verließ er das Imbissrestaurant, ohne viel mehr zu wissen als zuvor.

Anscheinend zählten weder das Personal hinter der Theke noch die Gäste zu den Leuten, die allzu sehr auf ihre Umgebung achteten, oder sie wollten schlichtweg nicht mit Informationen herausrücken. Wie auch immer – das Phantombild hatte Knox nur gleichgültiges Kopfschütteln eingebracht. Nicht einmal sein Dienstaussweis hatte ihm weitergeholfen. Vielleicht hatte er ihm sogar geschadet. Von nun an musste er damit rechnen, dass die Bundesregierung in dieser Gegend ungefähr so beliebt war wie Osama bin Laden.

Knox stellte fest, dass es einen kleinen Busbahnhof gab, der aber auf unbestimmte Zeit geschlossen zu sein schien. Offenbar hatten die Bewohner dieser Gegend keinen Bedarf an täglichem Busverkehr.

Knox setzte sich in den Geländewagen und schaute sich die Landkarte an. Die Gegend hier war ziemlich gebirgig, die wenigen Ortschaften lagen weit auseinander, und die Straßen waren kurvenreich und vermutlich nicht in bestem Zustand. Knox beschloss, sich irgendwo zur Übernachtung einzuquartieren und am Morgen von vorn anzufangen. Wenn der Bus-

bahnhof wieder öffnete, wollte er zur Stelle sein und das Personal befragen; allerdings arbeiteten die Leute in einer Art Rotationsverfahren und würden erst in ein paar Tagen in den Ort zurückkehren. Doch für den Fall, dass sonst nichts ihn weiterbrachte, setzte Knox darauf, dass der Busbahnhof ihm zum Erfolg verhalf. Wahrscheinlich gab es nur beschränkte Möglichkeiten, ein Kaff wie dieses zu verlassen; ein Bus gehörte zu den wenigen Ausnahmen. Gut möglich, dass Stone in einen Bus gestiegen war, nachdem er den Zug verlassen hatte.

Das schäbige Motel war ein gelb angestrichener Betonbau. Die Zimmermiete war so niedrig, dass der Tagesspesensatz, den die Regierung Knox zugestand, sie leicht und locker abdeckte. Der Zimmerservice beinhaltete Kekse und Softdrinks, die man sich allerdings selbst aus einer Kühltheke neben der kleinen Rezeption holen musste. Knox zeigte dem Rezeptionisten Stones Phantombild, aber der Mann schüttelte nur den Kopf und setzte sich mit seiner Dose Budweiser wieder vor den Fernseher.

Knox streifte eine Stunde lang durch die Straßen und hielt Passanten und Ladenbesitzern das Phantombild unter die Nase. Entweder hatte wirklich kein Mensch den Mann gesehen, oder keiner wollte etwas sagen.

Voll bekleidet setzte Knox sich in seinem Zimmer aufs Bett, aß Käse-Erdnussbutter-Sandwiches im Miniformat und trank Diät-Cola. Er zappte in den Fernsehprogrammen von Kriegen zu Naturkatastrophen und Korruptionsskandalen, wechselte vom Sportkanal ESPN zu NASCAR und schließlich zum Sender TV-Land, um ausgerechnet eine jahrzehntealte Folge von *Happy Days* zu erwischen.

Carr war der Gejagte, Knox der Jäger. Das jedenfalls sollten ihre offiziellen Rollen sein. In Wirklichkeit aber konnten diese Rollen jederzeit wechseln; in Anbetracht der Fähigkeiten Carrs musste man die Wahrscheinlichkeit, dass es dazu kam, sogar als recht hoch einschätzen. Und nach allem, was Knox mittlerweile in Erfahrung gebracht hatte, war ihm we-

gen seiner »Rückendeckung« ganz schön mulmig, bestand sie doch aus Macklin Hayes, dem Großmeister des Fallenstellens und der Schuldzuweisung.

Knox suchte das Handy heraus und tippte eine Rufnummer.

»Hallo?«

»Hi, Melanie. Ich bin's, Dad.«

»Dad! Ich habe gerade an dich gedacht. Wollen wir uns morgen Abend treffen? Ich habe Karten für *Wicked, die Hexen von Oz*.«

»Tut mir leid, Schätzchen, ich kann nicht. Ich bin unterwegs.«

»Wo bist du denn? In Paris? Amsterdam? Kabul? Tikrit?« Melanie sprach in unbekümmertem, lockerem Tonfall, aber Knox kannte seine Tochter gut genug, um aus ihren scheinbar sorglosen Worten die Beunruhigung herauszuhören.

»Ich bin ein Stück westlich von dir. Auf dem Land.«

»Verstecken die Terroristen sich jetzt in Heuschobern?«

»Man kann nie wissen, Schätzchen. Hast du wieder mal was von deinem Bruder gehört?«

»Heute Morgen ist eine E-Mail gekommen. Las sich so, als ging's ihm gut. Er hat ein paar Fotos angehängt. Leider gibt es aber auch schlechte Neuigkeiten. Eigentlich sollte seine Einheit in vier Wochen abgezogen werden, aber jetzt ist die Nachricht gekommen, dass der Einsatz um sechs Monate verlängert wird. Offenbar sind die Taliban wieder mächtig im Aufwind. Mark sagt, es werden zwanzigtausend Soldaten aus dem Irak nach Afghanistan verlegt und dass er vielleicht sogar noch länger bleiben muss.«

Knox fluchte unterdrückt vor sich hin. »Ich weiß, dass er seinen Einsatzort nicht nennen darf, aber ist er zurzeit an vorderster Front?«

»Er sagt nur, dass er versucht, sich in Deckung zu halten und trotzdem seine Pflicht zu erfüllen.«

Knox streckte sich auf dem Bett aus. »Sag mal, was hältst du davon, wenn wir zusammen verreisen, sobald Mark zurück

ist? Irgendwohin, wo wir gemeinsam ein bisschen Ruhe finden. Vielleicht ans Mittelmeer. Nur wir drei. Zum Entspannen und Luftholen. Auf meine Kosten.«

»Klingt großartig. Aber das Mittelmeer ist teuer, und vermutlich verdiene ich mehr als du. Wie wär's, wenn ich meinen Teil dazu beitrage? Am ärmsten von uns ist Mark dran. Für den Dienst an der Heimat kriegt er nicht mal den Mindestlohn.«

»Nein, das geht auf meine Kosten. Du musst dein Geld zusammenhalten.«

»Warum?«

»Damit du dich auf meine alten Tage um mich kümmern kannst. Ich will diesen Scheiß ja nicht ewig machen.«

Bei der letzten Bemerkung veränderte sich Knox' Tonfall, was seiner Tochter nicht entging. »Dad, ist alles in Ordnung bei dir?«

»Alles bestens. Und wenn ich dir noch einen Rat geben darf: Verschwende deine erstklassigen Karten nicht für alte Säcke wie mich. Schau dir *Wicked* zusammen mit einem netten jungen Mann an. Ich möchte Enkel haben, klar? Ich werde schließlich nicht jünger.«

»Okay, geht klar.«

»Wir sprechen uns bald wieder, Schätzchen.«

»Bis dann, Dad. Und pass auf dich auf.«

»Wird gemacht.«

»Dad?«

»Ja?«

»Ist mit dir auch wirklich alles in Ordnung?«

Er zögerte mit der Antwort, obwohl er dies gerne vermieden hätte. »Es wird alles gut, Melanie.«

Knox beendete das Gespräch und warf das Handy aufs Bett. Er fühlte sich lausiger als vor dem Telefonat. Er wusste, dass er seiner Tochter Angst eingeflößt hatte, ohne es rückgängig machen zu können. Vielleicht hatte er sie unbewusst erschrecken *wollen*. Oder zumindest auf den Tag vorbereiten,

an dem er nicht mehr nach Hause kam ... oder an dem sie seinen Leichnam identifizieren musste.

Sein Blick schweifte durch das trostlose Motelzimmer. In wie vielen schmutzigen Absteigen, wie vielen jämmerlichen Kaffs und an wie vielen armseligen Winkeln der Erde hatte er den Großteil seines Lebens vergeudet? Die eindeutige Antwort lautete: In viel zu vielen.

Knox lag auf dem Bett, starrte an die Decke und fühlte sich einsamer als je zuvor.

Hexen von Oz? Nun, ich könnte dir alles über die Hexen und Hexenmeister der CIA erzählen, Schätzchen. Aber dann müsste ich Angst haben, dass du deinen Vater hasst, und da wäre mir ein Genickschuss lieber.

Das Handy summt. Der Anrufer war Hayes; Knox wusste es, ohne auf das Display zu schauen. Er hätte es vorgezogen, jetzt nicht mit Hayes zu reden, aber ihm blieb keine Wahl, denn es drohten unangenehme Alternativen – unter anderem die, dass man ihn versetzte, um geheimdienstliche Wühlarbeit in Teheran oder Pjöngjang zu verrichten.

»Joe Knox.«

»Wo stecken Sie?«, schnauzte Hayes.

»Ich bin auf der Pirsch.«

»Auch ja? Und wo?«

»Im Südwesten von Virginia.«

»Das ist mir zu ungenau.«

»Ehrlich gesagt, Sir, ich weiß selbst nicht genau, wo ich bin. Und der Empfang hier ist sehr schlecht. Ich kann Sie kaum verstehen.«

Hayes sprach noch lauter als zuvor. »Haben Sie den Kerl inzwischen gesichtet?«

»Nein, Sir, dann hätte ich Sie sofort angerufen. Aber ich habe ein paar heiße Spuren, die mir helfen werden, seinen vermutlichen Aufenthaltsort einzugrenzen.«

»Weshalb sind Sie nicht mit dem Hubschrauber an den fraglichen Ort geflogen?«

Weil du dann genau wüsstest, wo ich bin. »Würde in dieser Gegend ein Hubschrauber einen Agenten absetzen, Sir, dürfte das für erhebliches Aufsehen sorgen. Falls Carr in der Nähe ist, wäre er blitzschnell verschwunden. Ich schaue mich lieber unauffällig um und verständige Sie gegebenenfalls sofort.«

»Ich bin nicht gerade begeistert darüber, wie Sie Ihre Ermittlungen führen, Knox.«

»Ich weiß, dass es nicht gerade wie geschmiert läuft, Sir, aber ich tue mein Bestes.«

»Wirklich? Also gut, benachrichtigen Sie mich, sobald Sie etwas wissen. Ohne Verzögerung, ist das klar?« Hayes trennte die Verbindung.

Knox hob den Blick und schaute zum Fernseher, wo Arthur Fonzarelli in der Uralt-Serie *Happy Days* seine Sprüche vom Stapel ließ.

»Du kannst mich mal, Arschloch«, sagte Knox in seiner besten »Fonzie«-Imitation.

Annabelle und Caleb betraten die Union Station und gingen geradewegs zu der Schalterangestellten, mit der Knox gesprochen hatte. Annabelle zückte ihren gefälschten FBI-Dienstausweis.

»Wir sind die Agenten Hunter und Kelso. War ein Mann bei Ihnen, der Ihnen Fotos gezeigt und Sie mit Fragen belästigt hat?«

»Ja«, sagte die Frau nervös.

»War sein Name angeblich Joe Knox? Hat er behauptet, vom Heimatschutzministerium zu sein?«

»Ja.«

Annabelle stöhnte laut auf. »Dann haben wir ein großes Problem.«

Erschrocken blickte die Frau sie an. »Was für ein Problem denn? Wir haben Agent Knox nach besten Kräften geholfen.«

»Das Problem ist«, ergriff Caleb das Wort, »dass er nicht Knox heißt und auch nicht für das Heimatschutzministerium arbeitet.«

Die Frau wurde bleich. »Verdammt!«

»Wie recht Sie haben«, sagte Annabelle. »Ich muss sofort jeden vernehmen, mit dem der Kerl gesprochen hat.«

Wenige Minuten später saßen Annabelle und Caleb im Büro des Bahnhofsvorstehers. Auch der Zugbegleiter war zugegen.

»Wir dachten, Mr. Knox ist Geheimagent.«

»Das kann ich mir vorstellen«, sagte Annabelle. »Vermutlich hat er Ihnen eingeschärft, mit niemandem über das zu reden, was er mit Ihnen besprochen hat, stimmt's?«

»Genau.«

»Leider ist das leeres Agentengewäsch, wie man es aus Filmen kennt.«

»Aber seine Ausweise sahen echt aus«, gab der Zugbegleiter zu bedenken.

Caleb hielt seinen falschen Dienstausweis so, dass die Männer ihn sich gründlich anschauen konnten. Die Ausweise waren noch warm, weil Annabelle sie erst auf der Fahrt im Lieferwagen gefälscht hatte. »Ich arbeite tatsächlich für das Heimatschutzministerium, deshalb kann ich Ihnen einen echten Ausweis zeigen«, sagte er. »Ist Ihnen aufgefallen, ob in der oberen rechten Ecke des Fotos ein umgedrehtes kleines e war, so wie Sie es hier sehen können?«

Die Bahnmitarbeiter schauten es sich an und schüttelten den Kopf. »Ich wusste gar nicht«, sagte der Zugbegleiter, »dass ich auf so etwas achten muss.«

»Das liegt daran, dass es geheim ist«, erläuterte Annabelle. »Auf diese Weise soll verhindert werden, dass jeder x-Beliebige unsere Ausweise fälscht. Aber es ist eine zweischneidige Sache. Auf der einen Seite wird es geheim gehalten, damit die Allgemeinheit nichts davon erfährt. Auf der anderen Seite bin ich persönlich der Meinung, dass Regie-

rungseinrichtungen eingeweiht werden sollten. Und Sie sind ja so etwas wie eine Regierungseinrichtung, nicht wahr?«

»Gewissermaßen«, entgegnete der Bahnhofsvorsteher. »Aber der Bundesregierung scheint das nicht bewusst zu sein. Meine Güte, viele Leute in der Regierung fragen sich, wieso das Land überhaupt eine Eisenbahn braucht! Dabei beantwortet diese Frage sich von ganz allein. Wenn man bedenkt, dass die Autobahnen verstopft sind, der Himmel überfüllt ist von Flugzeugen und jede zivilisierte Nation der Welt Züge und Schienenwege im Rekordtempo baut.«

»Wir werden bei der nächsten Haushaltsberatung ein gutes Wort für Amtrak einlegen«, sagte Caleb spöttisch. »Aber im Moment müssen wir schleunigst diesen Kerl aufspüren.«

»Sagen Sie mal, müssen Leute wie Sie nicht Jacken mit dienstlichen Kürzeln tragen?«, fragte der Zugbegleiter.

»Ja«, gab Annabelle ungeduldig zur Antwort, »wenn wir jemandem die Tür eintreten, um ihn hoppzunehmen. Aber nicht, wenn wir verdeckt ermitteln, um einen Spion zu stellen.«

Caleb warf ihr einen scharfen, genau abgestimmten Blick zu und schüttelte kaum merklich den Kopf.

»Der Mann ist ein Spion?«, rief der Zugbegleiter.

»Ja«, bestätigte Annabelle. »Und jetzt muss ich genau erfahren, was Sie ihm erzählt haben.«

Die beiden Männer informierten sie umfassend, während Caleb sich Notizen machte. »Ich mache Ihnen nicht zum Vorwurf, was passiert ist«, sagte Annabelle, als sie fertig waren. »Und wir hoffen zuversichtlich, dass wir den Mann dank Ihrer Informationen zu fassen kriegen.«

»Wünschen Sie uns Glück«, sagte Caleb. »Wir können es gebrauchen, denn der Kerl hat einen beachtlichen Vorsprung.«

Rasch verabschiedete sich das Paar und kehrte zum Lieferwagen zurück. »Da hast du einen tollen Auftritt hingelegt, Caleb«, meinte Annabelle bewundernd.

»Ich war am College in der Theater-AG. Damals hatte ich noch Träume. Nicht Hollywood, Gott bewahre. Aber hinsichtlich der Bühne.«

»Du wolltest an den Broadway, bist aber Bibliothekar geworden? Wieso?«

»Die Schauspielerei hat mir Spaß gemacht, bloß hatte ich ein Manko, das ich nie überwinden konnte.«

»Und das war?«

»Lampenfieber. Vor jeder Vorstellung war ich stundenlang krank. Ich habe so viel Gewicht verloren und so viele Rollen verpatzt, dass ich letzten Endes kapitulieren musste.«

»Na, heute jedenfalls hast du deine Rolle so gut gespielt wie ein Star.«

Anfangs verlief Charlie Trimbles Interview besser, als Stone es erwartet hatte. Trimble richtete gut durchdachte Fragen an Stone und stellte sie auf höfliche Weise. Dann aber schlug die Situation um. Der Reporter, der in einem alten Drehstuhl saß, bekam mit einem Mal einen durchdringenden Blick, der Stone Unbehagen bereitete.

»Irgendwie kommen Sie mir bekannt vor, Ben. Sind wir uns schon mal begegnet?«

»Ich wüsste nicht, wo.«

»Sind Sie je in Washington gewesen?«

»Nie.«

Trimble lehnte sich zurück und trommelte mit den Fingern auf die Schreibtischplatte. »Warum sind Sie in Divine?«

»Ich wollte sicher sein, dass es Danny gut geht.«

»Das ist alles?«

»Warum nicht?« Stone ließ Trimble keine weitere Frage stellen, sondern verlegte sich selbst aufs Fragen. »Was wissen Sie über den Tod von Debby Randolph und Rory Peterson?«

Im ersten Augenblick wirkte Trimble betroffen; dann zeigte sich Belustigung auf seinem Gesicht. »Warum möchten Sie das wissen?«

»Irgendjemand wollte Danny umbringen. Außerdem glaube ich, dass jemand Willie Pillen untergeschoben hat, um ihn zu vergiften.«

»Darüber habe ich schon mit Bob Coombs gesprochen. Haben Sie Beweise?«

»Es spricht einiges dafür. Zum Beispiel, was Willie mir erzählt hat und was die Ärzte in seinem Blut gefunden haben.«

»Willie ist drogensüchtig und nicht gerade der glaubwürdigste Mensch auf Erden.«

»Haben Sie mit ihm über den Vorfall gesprochen?«, fragte Stone schroff. Trimble schüttelte den Kopf. »Dann können Sie seine Glaubwürdigkeit doch gar nicht beurteilen.«

Trimbles Gesicht lief rot an; dann aber schmunzelte er. »Das ist ein gutes Argument. Es stimmt, erst müsste ich mit ihm reden.«

»Also zurück zu meiner Frage. Ich bin ziemlich sicher, dass auf Danny und Willie Mordanschläge verübt worden sind. Beide kannten Debby. Willie war mit ihr sogar einig geworden, sie zu heiraten.«

»Davon wusste ich gar nichts.«

»Anscheinend wusste es niemand. Und dann soll Debby Selbstmord verübt haben. Willie hält es für völlig ausgeschlossen. Am Abend vor ihrem Tod hatte er sich noch mit ihr unterhalten. Nach seiner Darstellung war sie guter Dinge.«

»Sheriff Tyree hat diese Vorgänge untersucht. Niemand konnte glauben, dass Debby so etwas getan hat, aber es ist nun mal so, dass alles auf einen Selbstmord hindeutet.«

»Es ist ziemlich einfach, einen Mord wie einen Selbstmord aussehen zu lassen.«

Trimbles Blick wurde durchdringender. »Sie kennen sich mit solchen Dingen aus?«

»Ich bemühe mich lediglich, die Wahrheit aufzudecken, Mr. Trimble.«

»Nennen Sie mich Charlie. Und warum ist Ihnen daran so gelegen? Sie sind doch erst seit kurzem hier.«

Stone rieb sich die Schulter; dann kratzte er sich am Kopf. »Ich will es mal so ausdrücken ... Ich lasse mich ungern herumschubsen.« *Außerdem ist da noch Abby.* »Wie ist Peterson gestorben?«

»Er wurde erschossen. Vermutlich ein Raubüberfall. In seinem Büro wurde der Safe geknackt. Außerdem sind Bargeld, Datenspeicher und der Computer entwendet worden. Tyree hat auch diesen Fall untersucht, konnte aber nur wenig aufklären. Sie müssen allerdings bedenken, dass er allein hier die gesamte Polizeigewalt darstellt.«

»Er könnte die Bundespolizei um Unterstützung bitten.«

»Ja, sicher.« Trimble lächelte. »Oder seinen Bruder.«

»Seinen Bruder?«

»Howard Tyree. Er ist Direktor im Gefängnis Blue Spruce.«

»Davon hat er nie etwas erwähnt.«

»Tja, ich bin mir nicht sicher, ob die beiden noch sonderlich gut miteinander auskommen. Mein Vorschlag, Tyree könne seinen Bruder um Hilfe bitten, war bloß ein müder Scherz. Tyree ist ganz auf sich allein gestellt.«

Ein paar Minuten später verließ Stone die Redaktion des *Divine Eagle* und machte sich auf den Weg zum Sheriff, den er im Büro antraf. Tyree blätterte gerade in irgendwelchen Akten.

Als Stone ihm berichtete, was ihm zugestoßen war, fiel der Sheriff beinahe vom Stuhl. Während Stone weitererzählte, nickte Tyree immer wieder vor sich hin.

»Die Klinik hat bestätigt, dass Willie den Wirkstoff Oxycodon im Blut hatte«, sagte er, als Stone geendet hatte. »Willie ist allergisch gegen dieses Zeug. Er hätte es nie freiwillig genommen. Außerdem ist es ohne Rezept sehr teuer.«

»Also hat jemand versucht«, fasste Stone zusammen, »ihn zu ermorden.«

»Sieht ganz so aus. Und auf eine wirklich arglistige Weise. Medikamentenmissbrauch ist hier gang und gäbe. Ich muss

viel Zeit dafür aufwenden. Es ist ein Schandfleck in einer ansonsten lebenswerten und schönen Umgebung, aber man kann ja nicht jeden Abhängigen einsperren. Du meine Güte, wir fänden gar nicht mehr genug Bergleute. Man versucht, den Süchtigen zu helfen, so gut es geht. Jeden Tag kriegen sie ihren Methadoncocktail, aber es genügt nicht. Im gesamten appalachischen Kohleabbaugebiet kennt jeder Polizist dieses Problem. Aber uns fehlen die Mittel. Wir tragen bloß noch Rückzugsgefechte aus.«

»Die Gegend hier ist ziemlich abgelegen. Woher beschaffen die Leute sich die Pillen? Es steht doch nicht an jeder Ecke eine Apotheke.«

»Sie können sich den Stoff aus verschiedenen Quellen besorgen – bei halbkriminellen Internetapotheken oder aus Lieferungen von der mexikanischen Grenze, zum Beispiel. So mancher Bergmann hat sich für diesen Dreck um seine gesamten Ersparnisse gebracht und seine Ehe ruiniert. Eine alte Redensart lautet: ›Metaamphetamin hält dich wach, Oxycodon hält dich flach.«

»Ich bin der Ansicht, Sheriff, dass zwischen den Fällen Danny, Willie und Debby Randolph ein Zusammenhang besteht.« Stone erklärte, dass Willie dem Mädchen die Eheschließung vorgeschlagen und am Abend vor ihrem Tod ein ganz normales Gespräch mit ihr geführt hatte.

»Von der Verlobung wusste ich nichts. Aber es stimmt – Willie war felsenfest davon überzeugt, dass Debby sich keinesfalls umgebracht hat. Er hat mir deswegen ständig in den Ohren gelegen. Aber alle Hinweise haben auf Freitod hingedeutet.«

»Wer hat die Autopsie vorgenommen?«

»Dr. Warner. Zwar ist er kein Experte in Pathologie, aber er ist ein qualifizierter Mediziner. Außerdem lag der Fall klar: Debby hat sich den Gewehrlauf in den Mund gesteckt und abgedrückt.« Während er den letzten Satz sprach, wich Tyree Stones Blick aus.

Stone bemerkte es. »Ich will mir nicht anmaßen, Ihnen vorzuschreiben, wie Sie Ihre Arbeit erledigen sollen«, sagte er, »aber es kommt äußerst selten vor, dass eine Frau sich mit einer Schusswaffe umbringt. Da hier so viele Drogen in Umlauf sind, wäre es für Debby naheliegend gewesen, sich in aller Heimlichkeit und Stille mit Pillen ins Jenseits zu befördern.«

»Ich weiß. Diese Überlegung hat auch mich die ganze Zeit beschäftigt.«

»Ich habe Danny eines späten Abends mal auf Debbys Grab liegen sehen«, wachte Stone sich weiter vor.

Tyree wirkte überrascht. »Wo sind Sie denn gewesen?«

»Hinter der Steinmauer. Weil ich etwas gehört hatte, wollte ich nach dem Rechten sehen. Ich wollte mich um Danny kümmern, aber Sie waren schneller da.«

Tyree war sein Unbehagen anzusehen. »Ja, das war das Verrückteste, was ich je erlebt habe. Ich habe gar nicht kapiert, was er da trieb. Danny ist eben Danny, hab ich mir gesagt.«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Dass er unberechenbar ist.«

»Abby hat ihn gedrängt, Divine zu verlassen.«

Tyree lehnte sich in seinem Bürostuhl zurück und bedachte Stone mit einem mürrischen Blick. »Das hat sie mir verschwiegen«, sagte er. »Und Ihnen hat sie es erzählt?«

»Ja. Ich nehme an, sie hatte Angst um seine Sicherheit. Und wenn man bedenkt, was ihm nach der Rückkehr passiert ist, war ihre Sorge berechtigt. Vielleicht hat sie sich gescheut, es Ihnen zu sagen.«

»Wieso?«

»Sie sind Gesetzeshüter. Vielleicht war Danny an etwas Illegalem beteiligt.«

Tyrees Unmut fiel von ihm ab. »Dann könnte ich sogar verstehen, dass Abby mir nichts gesagt hat. Übrigens, ich schicke die Täterbeschreibung, die Sie mir gegeben haben, an die Po-

lizei des Bundesstaates und an die Sheriffbüros anderer Gemeinden. Aber wenn man bedenkt, dass ich fast jeden hier kenne, würde ich mir an Ihrer Stelle keine großen Hoffnungen machen.«

»Tja, es war dunkel, und alles ist sehr schnell gegangen. Genau habe ich die Männer nicht gesehen. Aber kurz vor dem Überfall auf Danny habe ich Shirley Coombs dabei erwischt, wie sie in Willies Wohnmobil herumschnüffelte. Ich glaube, sie hat irgendwas gesucht.«

»Und was?«

Stone erzählte ihm von dem Tylenol-Fläschchen. »Und Josh Coombs ist von seinem Freund Rory Peterson erschossen worden. Eine seltsame Konstellation.« Stumm nickte Tyree. »Es gibt da eine Menge offener Fragen«, fügte Stone hinzu.

»Aber wie findet man die alles klärende Antwort? Darum geht es doch.«

Stone stand auf. »Ich fahre zur Klinik und besuche Danny und Willie.«

»Dann richten Sie Danny von mir aus, er soll allmählich mit der Wahrheit herausrücken. Er ist unser Dreh- und Angelpunkt, um den Tatsachen auf den Grund zu kommen, davon bin ich überzeugt. Sobald wir alles wissen, sind diese Kerle keine Gefahr mehr für ihn.«

»Ich werde es ihm sagen.« Als er sich zum Gehen wandte, bemerkte Stone auf einem Tisch eine langläufige Flinte, an der ein Zettel hing. »Was ist das?«

»Die Waffe, mit der Debby sich umgebracht haben soll.«

»Darf ich sie mir ansehen?«

»Nur zu.«

Stone nahm die Flinte erst am Kolben, dann am Lauf. Als er sie zurücklegte, lag ein Ausdruck des Befremdens auf seinem Gesicht.

»Was ist?«, fragte Tyree.

»Ich bin mir nicht sicher ... Ich sag's Ihnen später.«

In Wirklichkeit war Stone sich vollkommen sicher. Er war über eins achtzig groß und hatte überdurchschnittlich lange Arme. Nach seiner Schätzung könnte er es schaffen, auf den Abzug zu drücken, wenn er die Mündung im Mund hätte – aber nur so gerade eben. Er dachte an das Foto von Debby und Willie, das Willie ihm gezeigt hatte. Dass die kleine, zierliche Debby sich auf diese Weise erschossen hatte, war völlig unmöglich.

Jemand anders musste sie getötet haben.

Als Stone hinausging, entdeckte er das Schild an dem einstöckigen Gebäude auf der anderen Straßenseite. *Rory Peterson – Steuerberatung und Buchhaltungsservice*. Er überquerte die Straße und spähte in ein Fenster. Im Innern sah er einen Schreibtisch, Aktenschränke, Regale und eine vertrocknete Schwertlilie. Sonst schien alles ausgeräumt worden zu sein. Kein Computer, Drucker oder Faxgerät befand sich in Stones Blickfeld. Er bemerkte, dass einige Passanten ihn anstarrten. Er lächelte ihnen zu und schlenderte weiter, wechselte zurück auf die andere Straßenseite und tat so, als würde er sich Schaufenster ansehen. Als er zur Bäckerei gelangte und sie betrat, begegnete er an der Theke Bob Coombs.

»Na, Bob. Wie geht's Willie?«

Bob lächelte. »Die Ärzte sagen, er darf bald nach Hause.«

»Ich möchte ihn heute noch mal besuchen. Zurzeit benutze ich seinen Dodge. Ich hoffe, es spricht nichts dagegen.«

»Nach allem, was Sie getan haben, dürfen Sie benutzen, was Sie wollen.«

Bob kaufte sich einen Becher Kaffee und mehrere Donuts, während Stone das hinter der Ladenkasse prangende, allerdings nur halb fertige Wandgemälde einer Wiesenlandschaft bewunderte. Bob bot Stone an, ihm einen Kaffee zu spendieren, doch Stone lehnte dankend ab.

»Gestern Abend bin ich Ihrer Schwiegertochter über den Weg gelaufen«, sagte er, nachdem sie die Bäckerei verlassen

hatten. »Sie hat Andeutungen gemacht, der ganze Ort hätte etwas gegen sie. Haben Sie eine Ahnung, was sie meint?«

Mit düsterer Miene biss Bob in einen Donut. »Es betrifft Joshs Tod. Dass er an dem Scheißtag auf die Jagd ging, war gar nicht geplant. Aber Shirley hat herumgörgelt, weil er in der damaligen Jagdsaison noch kein Stück Wild erlegt hatte. Dabei mochte sie gar kein Wild. Sie kann sowieso nicht kochen, sie bringt nur Schlangenfraß zustande. Aber das war nun mal ihre Art, Josh zu schikanieren. Jedenfalls hörte sie mit dem Quengeln nicht auf, und schließlich ist Josh an dem Morgen allein auf die Jagd gegangen. Er war ziemlich sauer.«

»Woher wissen Sie das alles?«

»Während der Fahrt in den Wald hat Josh mich angerufen und sich bei mir beklagt. Eine Stunde später war mein Junge tot.«

Als die beiden Männer sich voneinander verabschiedet hatten, fiel Stones Blick auf das Gerichtsgebäude. Vor dem Haus parkte ein weißer Cadillac mit dem Kennzeichen HKDR. Dann sah Stone eine Frau und blieb abrupt stehen.

Warum ging Shirley Coombs zum Gericht?

Nach einer langen Fahrt waren Annabelle und Caleb in der Ortschaft eingetroffen, in der Stone und Danny aus dem Zug gestiegen waren. Nachdem Annabelle sich rasch im kleinen Ortskern umgeschaut hatte, nahm sie an der Theke des von Stone so benannten Imbissrestaurants *Zum letzten T.* Platz. Neben ihr saßen mehrere männliche Gäste. Einige jüngere Burschen warfen ihr mehr als einen Blick zu. Annabelle schenkte diesem ein Lächeln und nickte jenem zu, um das Interesse der Männer zu schüren für den Fall, dass sie Nutzen daraus ziehen konnte.

»Woher kommen Sie?«, erkundigte sich die Kellnerin, während sie Kaffee in Annabelles Becher goss.

»Aus Winchester, Virginia.« Mit dieser Ortsangabe gedachte Annabelle sich einen glaubhaften ländlichen Hintergrund zu verleihen.

»Ich hab einen Verwandten in der Gegend. Hat 'ne Pferdezucht.«

»Es ist ein schönes Land«, sagte Annabelle, trank den Kaffee und gab eine Menü-Bestellung auf. »Erinnert mich an die Landschaft hier, nur ist es ein bisschen flacher.«

Der Mann neben ihr lachte leise. Er war groß und breit-schultrig, trug ein kariertes Hemd, eine Jeansjacke mit dem Abbild des Rennfahrers Dale Earnhardt senior und abgewetzte Stiefel. »Fast jedes Land ist flacher als hier bei uns.«

»Haben Sie mal die Rocky Mountains gesehen?«, fragte Annabelle.

»Nein, Ma'am, kann ich leider nicht behaupten.«

»Sie sind viel höher als diese Berge, aber längst nicht so schön. Bloß braune Zacken, Schneegipfel und wenig Bäume. Hier sind die Berge grün.«

»Sind Sie nur auf der Durchreise, oder gucken Sie sich bei uns nach einem eigenen Fleckchen Grün um?«, fragte die Kellnerin, die sich wieder zu Annabelle gesellte, nachdem sie die Bestellung weitergereicht hatte.

»Weder noch. Ich suche jemanden. Würde mich sehr interessieren, ob Sie ihn gesehen haben.«

Die Kellnerin und Annabelles Platznachbar wechselten einen Blick. »Wer soll es denn sein?«, fragte der Mann mit merklicher Zurückhaltung.

»Mein beschissener Ex, der sich verdrückt hat und mir ein Jahr an Kindesunterhalt für unsere zwei Sprösslinge schuldig geblieben ist.«

»So ein Sackgesicht«, sagte der Mann. »Wie sieht er denn aus?«

Annabelle beschrieb Knox.

»Hört sich nach dem Schnüffler an, der kurz vor Ende meiner Schicht hier war und uns mit Fragen gelöchert hat«, sagte

die Kellnerin, während sie Kringel auf ihren Bestellblock malte. »War Polizeiagent oder so was. Hat er jedenfalls behauptet. Der Typ hatte jede Menge Fragen. Er hat mir gleich nicht gefallen.«

»Er ist vom FBI«, bestätigte Annabelle. »Jemand hat mir gesteckt, dass er hier an irgendeinem Fall arbeitet. Darum bin ich hier. Ich hab's satt, dass der Scheißkerl kommt und geht, wie es ihm passt. Der schert sich einen Dreck darum, ob ich mir Medikamente für unseren Sohn leisten kann oder nicht. Der Junge hat schweres Asthma. Einmal wäre er beinahe gestorben.«

»So ein Sackgesicht«, wiederholte der Mann mit der Jeansjacke, schob sich mit der Gabel Pfannkuchen und Sirup in den Mund und kaute mit einem Nachdruck, der zu seiner Wortwahl passte.

»Falls Sie ihn sehen, sagen Sie nichts«, warnte Annabelle. »Er ist bewaffnet, und die Knarre sitzt ihm sehr locker. Bringen Sie ihn ja nicht gegen sich auf. Glauben Sie mir, ich habe den Mann schon von seiner miesesten Seite erlebt.«

»Soll das heißen, das Arschloch hat Sie geschlagen?«, fragte der Jeansjackenträger, nachdem er geschluckt hatte, und hob seinen breiten Hintern ein Stück weit von dem schmalen Barhocker.

»Wenn Sie dem Kerl begegnen, seien Sie bloß vorsichtig!«, bekräftigte Annabelle ihre Warnung. Mit jedem Satz, den sie sprach, nölte sie stärker im örtlichen Singsang, so als saugte sie jedes Mal, wenn ihre Gesprächspartner den Mund aufmachten, den hiesigen Dialekt auf. Mit der Hand drückte sie den Mann zurück auf den Barhocker.

»Was haben Sie denn vor?«, fragte die Kellnerin, die offensichtlich lebhaften Anteil an dem geschilderten Drama nahm.

»Ich werde den Kotzbrocken finden und zur Rede stellen.« Annabelle schob ihr einen Zettel zu. »Falls Sie ihn noch einmal sehen, rufen Sie mich bitte unter dieser Nummer an.«

Die Kellnerin nickte. »Mein Verflüssener hat mit mir den gleichen Scheiß abgezogen. Acht Jahre hat's gedauert, aber ich hab mein Moos gekriegt.«

»Hoffentlich habe ich auch so viel Glück. Kann man hier irgendwo übernachten?«

»Ja, aber nicht in *Skip's Motel* weiter unten an der Straße«, riet ihr die Kellnerin mit zuckenden Mundwinkeln.

»Warum nicht?«

»Weil er sich dort einquartiert hat, Liebes. Jedenfalls habe ich's ihm empfohlen, als er nach Hotels gefragt hat. Versuchen Sie's bei Lucy am anderen Ende der Ortschaft. Sie vermietet saubere Zimmer.«

»Danke. Der Typ wohnt also in *Skip's Motel*?«

»Genau, Liebes.« Die Kellnerin holte sich Annabelles Teller aus der Durchreiche und brachte ihn ihr. »Und wie wollen Sie den Drecksack dazu bringen, dass er blecht?«

»Ich habe jemanden dabei«, sagte Annabelle. »Er ist ebenfalls für die Regierung tätig. Es ist seine Spezialität, sich Regierungsmitarbeiter vorzuknöpfen, die sich solche Sauereien erlauben.«

»Was denn?«, entfuhr es dem Jeansjackenträger. »Dafür gib's 'ne eigene Abteilung? Kein Wunder, dass die Steuern so hoch sind.«

»Halt dich geschlossen, Herky«, sagte die Kellnerin. »Merkst du nicht, dass die junge Dame Kummer hat?«

»Entschuldigung, Ma'am«, sagte Herky artig und senkte den Blick, ehe er sich eine komplette Wurst im Teig in den Mund stopfte.

»Also werden Sie die miese Ratte am Schlafittchen packen?«, fragte die Kellnerin voller Eifer.

»Genau das habe ich vor. Rufen Sie mich einfach an, falls Sie ihn sehen. Währenddessen schaue ich selber mal in *Skip's Motel* nach. Danke für den Hinweis.«

Annabelle verzehrte ihre Mahlzeit und bestellte etwas zum Mitnehmen für Caleb.

Als sie das Imbissrestaurant verließ, sah sie sich aufmerksam um, da sie es vermeiden musste, nun Knox in die Arme zu laufen. Als sie wieder im Lieferwagen saß, erzählte sie Caleb, was sie erlebt hatte.

»Anscheinend wohnt er in dem Schuppen namens *Skip's Motel*. Wir schauen uns dort um und heften uns nach Möglichkeit wieder an seine Fersen, okay? Falls es nicht klappt, haben wir hier jetzt Freunde in höchsten Kreisen, die uns behilflich sein können.«

Caleb starrte auf den Pappteller. »Das ist ja gegrilltes Zeug«, sagte er bestürzt.

»Tut mir leid, Caleb, aber etwas anderes gab es nicht.«

»Nicht mal Joghurt? Oder Obst? Hast du eigentlich einen blassen Schimmer, wie hoch mein Cholesterinspiegel ist? Von den Triglyzeriden gar nicht erst zu reden. Ich kann buchstäblich jeden Moment tot umfallen, Annabelle.«

»Es ist ein Abendessen, Caleb. Da drinnen verschlingen hühnenhafte Männer halbe Kälber, ohne dass weit und breit ein Becher Fruchtsaft steht. Außerdem ... was ist aus dem neuen guten, alten Caleb geworden? Dem mutigen Mir-gehört-die-Welt-Caleb, der weder Tod noch Teufel fürchtet?«

Caleb musterte sie mit unzufriedener Miene. »Ach, was soll's. Wahrscheinlich rennen wir bei diesem Abenteuer sowieso in den Tod.« Er verzog das Gesicht und biss in eine dicke Scheibe gebratenen Bauchspeck.

Die Pforte des Landgerichts war unbesetzt, als Stone das Gebäude betrat. Er wartete einen Moment und betrachtete die Kartons, die an einer Wand aufgestapelt standen. Dann schlich er hin, hob einen Karton vom Stapel und warf einen Blick hinein. Der Karton war voller Formulare. Offenbar handelte es sich um eine der Lieferungen von Beglaubigungsurkunden für das Bergwerk, die Richter Mosley erwähnt hatte. Außerdem entdeckte Stone eine Art Lieferschein. Stone starrte auf die Reihen aufgetürmter Pappkartons – es waren unge-

fähr achtzig Stück – und fragte sich, wie Mosley bei einer derart stumpfsinnigen juristischen Routinetätigkeit noch einen Funken Verstand behalten konnte.

Er hörte jemanden kommen, warf den Lieferschein auf einen Karton und huschte zurück zu dem großen Empfangschalter in der Mitte des Foyers. Einen Moment später kam Shirley Coombs aus einer Innentür, den Blick auf ein Bündel Papiere in ihrer Hand gerichtet. Dann schaute sie auf und stieß einen gedämpften Schrei aus, als sie Stone im Foyer stehen sah.

»Sie arbeiten hier?«, fragte Stone.

Eine Hand auf die Brust gedrückt, nickte Shirley. »Sie haben mich erschreckt.«

Stone ließ den Blick schweifen. »Sind Sie die Sekretärin des Richters?«

»Ich bin Justizangestellte«, entgegnete sie in eisigem Tonfall. »Seit vielen Jahren schon. Wieso? Sehe ich nicht wie eine Justizangestellte aus? Oder bloß wie eine gewöhnliche Sekretärin?«

»Ich habe Willie besucht. Er ist auf dem Weg der Besserung.«

Shirley machte sich daran, auf dem Tisch des Empfangschalters Unterlagen zu sortieren. »Ich werde ihn bald besuchen.«

Na klar. »Draußen parkt ein Caddy mit einem Sonderkennzeichen.«

»HKDR?«

»Genau.«

»Das ist Richter Mosleys Auto.«

»Wofür steht HKDR?«

»Hier kommt der Richter.« Shirley antwortete in einem Tonfall, als wäre Stone ein Idiot, weil er nicht von selbst darauf gekommen war.

»Haben Sie alles gefunden, was Sie in Willies Wohnmobil gesucht haben?«

»Wie bitte?«

»Ich glaube, Sie hatten in Willies Wohnmobil ein Fläschchen Tylenol zurückgelassen«, sagte Stone. »Ich hatte es bei mir, aber es ist mir verloren gegangen.« Vielsagend musterte er sie und rieb sich dabei am Hinterkopf. *Wozu soll ich bei ihr noch diplomatisch vorgehen?*

Shirley sah Stone an, als hätte er eine Pistole auf sie gerichtet. »Was reden Sie da? Ich habe nichts zurückgelassen.«

»Sind Sie sicher?«

»Natürlich bin ich mir sicher. Außerdem nehme ich Advil. Schon die ganze Zeit seit dem Tylenol-Skandal.«

»Willie meinte, es müssten noch Pillen im Fläschchen sein, aber als ich es fand, war es leer. Und jetzt ist es verschwunden. Vielleicht wollte jemand es dringend haben.«

»Ein leeres Fläschchen? Wozu?«

»Es könnten ja Rückstände darin sein.«

»Was für Rückstände?«

Stone sah ihr an, dass sie log. Jedes Zucken in ihrem Gesicht, jedes Zittern in ihrer Stimme verriet es. Sie war es gewesen. Sie hatte versucht, den eigenen Sohn umzubringen.

Bleibt immer noch die Frage, wer mich in die Schlangengrube geworfen hat, denn unsere Miss Justizangestellte mit ihren Stiletto und Pall Malls war es bestimmt nicht.

»Man kann nichts von dem glauben, was Willie schwafelt. Diese Jungs sind andauernd high.«

»High war er durch ein Stimulans, nicht durch einen Downer. Aber nach Auskunft der Klinik hatte er Oxycodon im Blut. Das ist ein Downer.«

»Willie weiß gar nicht, was er alles schluckt. Wahrscheinlich hat er's vergessen.«

»Oder jemand wollte genau diesen Eindruck erwecken.«

Sie blickte ihn scharf an. »Was soll das heißen?«

»Vielleicht hat jemand gewollt, dass es so aussieht, als hätte er sich versehentlich eine Überdosis verpasst.«

»Weshalb sollte jemand seine Zeit damit vergeuden, Willie umzubringen?«, spöttelte Shirley. »Zu welchem Zweck? Es ist doch nicht so, dass er Geld hätte.«

»Geld ist nicht das einzige Motiv, aus dem Morde verübt werden.«

»Warum denn sonst?«, fragte Shirley beinahe furchtsam.

»Willie hat mir erzählt, dass er Debby Randolph einen Heiratsantrag gemacht hatte. Wussten Sie davon?«

Bei dieser Frage lief Shirley rot an. Sie kramte in ihrer Handtasche und klaubte eine Zigarette und ein Feuerzeug heraus. »Nein. Anscheinend hielt Willie es für überflüssig, seine eigene Mutter zu informieren.«

»Gehe ich recht in der Annahme, dass Sie Debby gekannt haben?«

»In Divine kennt jeder jeden«, antwortete sie genervt und zündete die Zigarette an.

»Hätte irgendetwas im Ort mit der Hochzeit ein Problem gehabt?«

Shirley blies Rauch in die Luft und starrte Stone an. »Herrje, was geht Sie das an? Sie sind nicht von hier. Sie kennen uns nicht. Und nur weil Sie Willie geholfen haben, weiß ich noch längst keine Antworten auf Ihre Fragen.«

»Ich dachte, Sie würden mir helfen, falls doch jemand versucht, Ihren Sohn zu beseitigen.«

»Niemand versucht Willie, zu beseitigen, Mister.«

»Aber es hätte ihn beinahe erwischt. Und er bleibt bei seiner Aussage, das Mittel nicht absichtlich genommen zu haben. Da muss man sich doch wundern, oder?«

Shirley schaute hinüber zu der Wand, an der sich die Kartons sechs Stück in der Höhe und zehn Stück in der Breite stapelten. »Ich habe viel Arbeit, Mister.«

»Offensichtlich. Brauchen Sie Hilfe? Ich bin billig zu haben.«

»Ich glaube, Sie sollten jetzt gehen, und zwar sofort.«

Stone wandte sich um und verließ das Gerichtsgebäude.

Kaum war er verschwunden, öffnete sich eine andere Innentür, und Richter Dwight Mosley kam mit langsamen Schritten ins Foyer. Er hatte die Krawatte gelockert und die Hemdsärmel hochgekrempelt.

»War jemand da, Shirley? Mir war, als hätte ich Sie reden gehört.«

»Ich habe Selbstgespräche geführt, Richter. Sie wissen ja, wie ich manchmal drauf bin.«

»Ja, ich weiß.« Mosley schmunzelte und entfernte sich durch dieselbe Tür, durch die er gekommen war.

Shirley zog an der Zigarette und starrte nachdenklich auf die Wand.

Joe Knox lag in Unterwäsche auf einer dünnen Unterlage aus gestepptem Nylon, die als Matratze diente, und versuchte, logische Verbindungen zwischen seinen Erkenntnissen herzustellen. Carr hatte zwei Männer getötet, zwei sehr prominente Männer. Anschließend hatte er sich aus dem Staub gemacht, nachdem er in der Verkleidung eines rauschebärtigen, hinkenden Dorftrotters der Polizei durch die Lappen gegangen war. Im Zug wurde er in unvorhergesehene Ereignisse verwickelt; dann hatte es ihn in diese klägliche Ansammlung ländlicher Bruchbuden verschlagen. Doch wo er sich jetzt aufhielt, wusste Knox nicht. Er hatte auch keinen dahingehenden Hinweis erhalten; er hatte lediglich herausgefunden, dass der Bus an dem Abend, als Stone in diesen Ort gekommen war, von hier losgefahren war – für Stone ein außerordentlicher Glücksfall. Mittlerweile konnte er verdammt weit weg sein.

Knox schwang sich auf die Bettkante, stieg in die Hose, zog die Socken und seine Timberland-Treter an. Er wusch sich das Gesicht, putzte sich mit den Fingern die Zähne und strich sich mit der Handfläche die Haare glatt. Falls er die Verfolgung noch wesentlich länger fortsetzen musste, empfahl es sich, ein paar Kleidungsstücke und Toilettenartikel zu besorgen, um die wenigen Habseligkeiten zu ergänzen, die er

stets in einer kleinen Reisetasche bei sich führte. Er streifte das Hemd über und schaute nach, ob auf dem Handy neue Nachrichten eingegangen waren, was nicht der Fall war.

In dieser Tragödie war Hayes der Drahtzieher und Knox sein treuer Kampfhund. Derzeit unterlag Knox' Treue allerdings gewissen Zweifeln. Er kaute Kaugummi und blickte zum Fenster von *Skip's Motel* hinaus. Nach dem Einchecken war er am gestrigen Abend diesem Skip noch leibhaftig begegnet, einem Hutzelgreis, der wenig sprach, dessen Hand jedoch mit einer Schnelligkeit nach dem Bargeld geschnappt hatte, als ob er seinem Glück misstraute, einen neuen Gast zu haben. Anscheinend konnten die Vorteile bargeldloser Überweisungen den alten Skip nicht überzeugen.

Hayes war fürchterlich sauer auf Carr – aus Gründen, die er Knox nicht dargelegt hatte, die aber jedes Mal, wenn Knox über die möglichen Ursachen nachdachte, ein wenig klarer wurden. Ging es nach Hayes, würde man Stone nicht über seine Rechte aufklären, sobald Knox ihn aufgespürt hatte; man würde ihn nicht einmal einen Anwalt anrufen lassen, obwohl es sein verbrieftes Recht war.

Aber warum wollte Hayes unbedingt einen Aspiranten auf die Medal of Honor liquidieren? Einen solchen Soldaten in den eigenen Reihen zu haben hätte Major Macklin Hayes' Karriere zur Zierde gereicht. Wie dem auch sei – Carr musste seinen Befehlshaber zutiefst verärgert haben. Die Aktenlage bewies, dass die untere Kommandoebene keine Einwände gehabt hatte, Carr den höchsten aller amerikanischen Orden an die Brust zu heften. Es war nur an Hayes gescheitert. Was hatte Carr getan, dass er diese Art der Sabotage verdient hatte? Dass er sich einen Groll zugezogen hatte, der offenbar auch nach mehr als dreißig Jahren fortbestand?

Knox sah sich einem Dilemma gegenüber. Führte er den Auftrag erfolgreich aus und fand Carr, trieb er ihn streng genommen seinem Henker in die Arme. Ein Teil von Knox' Verstand sagte ihm, er habe nichts mit dieser Sache zu tun;

dieser Konflikt gehe ihn nichts an. Er konnte Carr seinem Schicksal überlassen und in Pension gehen. Eine Romreise im Sommer, Segeln im Mittelmeer, Wein, gutes Essen. Seine Kinder.

Wäre bloß das verfluchte Aneurysma in Pattys Kopf nicht geplatzt ...

Ein anderer Teil seines Innern jedoch war völlig anderer Meinung. Falls Carr die beiden Männer erschossen hatte, musste er dieser Verbrechen überführt und entsprechend bestraft werden. Aber wenn man erst einmal duldete, dass selbstgefällige und hinterhältige Männer wie Hayes die Justiz in die eigene Hand nahmen und ständig Gott spielten, aus allen möglichen und unmöglichen Gründen, dann gute Nacht. Genauso gut könnte man die Säulen der Demokratie niederreißen und einen neuen Stalin ans Ruder lassen. Dann war die alte Union der Vereinigten Staaten am Ende. Und daran mochte Joe Knox nicht die Schuld tragen. Vor zwanzig Jahren hätte er vielleicht anders gedacht, aber nicht heute, nicht jetzt. Man konnte es als seltsam oder ein wenig altmodisch betrachten, aber heutzutage glaubte er stärker an die Prinzipien, die Amerika zu Amerika gemacht hatten, als zu Anfang seiner Laufbahn. Damals war er ein unerfahrener, rotnäsiger Springinsfeld gewesen, der frisch von der Militärakademie kam und scharf darauf war, sich als Geheimdienstler einen guten Ruf zu erwerben. Um dieses Ziel zu erreichen, hatte er alles getan, auch Dinge, die hart an der Grenze der Vertretbarkeit gewesen waren, und manches, was diese Grenze überschritten hatte. Rückblickend war er nicht allzu stolz auf diesen Aspekt seiner Karriere, fand jedoch einen gewissen Trost darin, dass seine Arbeit auch Menschenleben gerettet und dass er zu guter Letzt doch noch die Kurve gekriegt und sich auf die Seite der Guten geschlagen hatte. Knox kannte zahlreiche Kollegen, die diesen letzten Schritt nicht geschafft hatten. Einer von ihnen war Hayes.

Knox war zynisch, das war ihm bewusst. Es war unmöglich, diesem Beruf so lange nachzugehen wie er, ohne dem Zynismus zu verfallen. Erfahrungen zu sammeln, ohne zynisch zu werden, war ein deutliches Anzeichen, dass das Gehirn Stockschimmel hatte und dass man nichts mehr raffte.

Er zog das Jackett an, hielt die Brieftasche in einer, den Schlüssel des Mietwagens in der anderen Hand. Er könnte mir nichts, dir nichts aus der Sache aussteigen und sich ein Versteck in den Bergen suchen. Dann konnte Hayes sich einen anderen Lakaïen suchen, der die Drecksarbeit für ihn erledigte. Es standen genug Leute Schlange. Und wenn Knox ehrlich zu sich selbst war, schwand sein Eifer, Carr zu finden, umso stärker, je mehr er über diesen Mann erfuhr und je deutlicher sich sein Verdacht hinsichtlich der wahrscheinlichen Beweggründe verfestigte, aus denen Hayes einen Vietnamhelden demontiert und um die verdiente Anerkennung betrogen hatte.

Knox ging zum Geländewagen und überlegte, ob er ein zweites Mal versuchen sollte, sich in der Imbissstube umzuhören. Er entschied, dass es sich lohnen könnte, verschob es jedoch auf später. Zuerst wollte er eine Spritztour durch die Umgebung machen und sehen, was ihm die Nacht verborgen gehalten hatte. Dass dazu auch John Carr zählte, bezweifelte er. Anfangs war es ihm nur darum gegangen, den Mann zu finden. Jetzt hoffte er beinahe, dass es nie dazu kam. Und nicht nur, weil ein Zusammenstoß mit Carr, dem alten Grizzlybären einer von Regierungsseite gelenkten Killertruppe, für Knox voraussichtlich böse enden würde. Es hatte vielmehr mit Gerechtigkeit zu tun, einem Grundwert, den Knox noch nicht völlig vergessen hatte, selbst wenn seine Bosse davon anscheinend nichts mehr wussten.

»Da tuckert er los«, stellte Annabelle fest. Aus dem an einer Ecke geparkten Lieferwagen beobachteten sie und Caleb, wie Knox im Geländewagen losfuhr.

»Was nun?«, fragte Caleb.

»Wir folgen ihm.« Annabelle hielt ein kleines Gerät in die Höhe. »Ich habe hier noch einen Peilsender, den ich an seinem Auto anbringen kann.«

Caleb legte den ersten Gang ein. »Du bist immer gut vorbereitet, das muss man dir lassen.«

»Warte ab, bis du siehst, was Reuben uns bringt.«

In unauffälligem Abstand beschatteten sie Knox, während er sich eine Rundfahrt durch die Gemeinde gönnte, ehe er vor dem örtlichen Imbissrestaurant parkte und hineinging.

»Das könnte interessant werden«, sagte Annabelle mit einem Grinsen.

* * *

Knox setzte sich an die Theke. Herky, der zwei Plätze weiter saß und gerade den dritten Teller seiner bevorzugten Spezialportion futterte, hob den Blick, zog eine böse Miene und stapfte an Knox' Seite, während die Bedienung herbeieilte, um seine Bestellung aufzunehmen.

»Na, wieder da?«, fragte die Kellnerin.

»Ich hab mich gefragt, ob Ihr Gedächtnis sich über Nacht vielleicht verbessert hat«, sagte Knox.

»Nein. Ich bleibe dabei, dass es besser ist, Ihnen was zu scheißen.«

Knox unterdrückte seinen verständlichen Zorn und bemühte sich, die Anfeindung nicht so ernst zu nehmen. »Sie sollten Leuten wie mir, die für die Regierung arbeiten, ein bisschen mehr Respekt erweisen, ja?«, sagte er jedoch. Herky rückte ein wenig näher und stieß gegen Knox' Arm. Knox schaute den großen Kerl an und fragte: »Gibt's ein Problem?«

»Kein Problem«, antwortete Herky, obwohl seine bedrohliche Miene das Gegenteil sagte. Die Kellnerin entfernte sich und griff zum Telefon. »Sie haben Kinder?«, fragte Herky.

»Ja, zwei«, antwortete Knox verwirrt. »Wieso?«

»Warum sorgen Sie dann nicht für sie?«, maulte Herky ihn an und stopfte sich ein Stück Pfannkuchen in den Mund.

»Wovon reden Sie eigentlich? Meine Kinder sind erwachsen und aus dem Haus.«

»Arschloch«, sagte Herky zwischen zwei Bissen.

»Was?«

»Sie haben Ihre Frau und die Kinder mittellos sitzen lassen, Hurensohn«, warf Herky ihm vor.

»Herky«, rief die Kellnerin, als sie an die Theke zurückkehrte. »Halt den Sabbel!«

»Dieses Sackgesicht lässt Frau und Kinder hungern!«

»Hungern? Meine Frau ist tot. Wie um alles in der Welt kommen Sie auf die Idee ...«

Herky schubste ihn ein zweites Mal. »Ich hab große Lust, mit dir vor die Tür zu gehen und dir Benehmen einzubläuen, Mister.«

»Davon kann ich nur abraten.«

»Hier ist *mein* Rat!«

Herky schwang eine mächtige Faust. Knox fing sie ab, drehte Herky den Arm auf den Rücken und schmetterte sein Gesicht auf einen Teller Spiegeleier mit Speck und Maisgrütze.

»He!«, schrie die Kellnerin, während andere Männer aufsprangen, um ihrem Kumpel Beistand zu leisten.

Knox zückte Dienstausweise und Pistole. »Alles bleibt sitzen! Es sei denn, jemand will längere Zeit in einem Bundesgefängnis brummen.« Die Männer verharrten regungslos, außer Herky, der Eigelb und Grieben durch die Luft prustete. Knox blickte die Kellnerin an. »Wer hat Ihnen eigentlich erzählt, ich hätte ...«

Die Bedienung machte den Fehler, zur Tür zu blicken.

Knox stürmte zum Eingang, und sein Blick schweifte die Straße hinauf und hinunter.

* * *

Annabelle beobachtete ihn aus dem Lieferwagen, dessen Kühlerhaube sich knapp in Knox' Blickfeld befand. Sie hielt noch

das Handy in den Fingern, da die Kellnerin gerade erst angerufen hatte. »Verdammt, die müssen sich irgendwie mit Knox angelegt haben. Caleb, leg den Rückwärtsgang ein, und setze ganz langsam zurück.«

Caleb tat wie geheißsen. Als der Wagen aus Knox' Blickfeld verschwunden war, fuhr er rückwärts auf einen Parkplatz, wechselte den Gang und jagte davon.

»Das war knapp. Aber wenigstens konnte ich den neuen Peilsender an seinem Wagen anbringen, als er in der Fressbude war.« Annabelle blickte auf das kleine Gerät auf ihrem Schoß. »Er fährt weiter. Okay, wir folgen ihm, lassen es aber langsam angehen.«

* * *

Jetzt wusste Knox, dass jemand ihn beschattete. Fragte sich nur, wer es war. Hayes hätte wahrscheinlich keinen Hehl daraus gemacht. Jemand aus Carrs Freundeskreis? Die Schnepfe mit dem vorlauten Mundwerk? Der Secret-Service-Agent? Aber wie sollten sie ihn bis hier, verfolgt haben können? Während der Fahrt zum Busbahnhof spähte Knox immer wieder in den Innenspiegel. Der Busbahnhof sollte erst am nächsten Tag wieder öffnen, aber Knox war des Wartens müde. Er konnte das Gefühl nicht ausstehen, dass Leute an seinen Hacken klebten. Es wurde Zeit, dass er jemanden fand, der ihm etwas zu sagen hatte, und wenn er den gesamten Ort aufmischen musste.

Knox hämmerte so lange und so laut gegen das Eingangstor des Busbahnhofs, bis drinnen ein mürrischer Mann mittleren Alters angelatscht kam. Knox drückte seine Dienstausweise gegen die Verglasung. Als der Mann sie sah, wurde er bleich und schloss rasch das Tor auf.

»Kann ich Ihnen behilflich sein?«, fragte er mit zitternder Stimme.

»Das will ich doch sehr hoffen – in Ihrem eigenen Interesse.«

Zwanzig Minuten später hatte Knox seine Antworten und eilte zurück zu seinem Wagen.

Der Mann hatte sich an Carr erinnert. Er war mit einem jüngeren Begleiter unterwegs gewesen. Sie hatten einen Bus genommen, der noch weiter in den Südwesten gefahren war. Der Mann hatte den Fahrer zu Hause am Telefon erreicht. Und dieser konnte sich sogar noch daran erinnern, wo das Paar ausgestiegen war: mitten im Nirgendwo.

Aber jetzt hatte Knox wenigstens einen Ansatzpunkt.

Er trat das Gaspedal durch.

Allmählich dämmerte ihm, dass die vielleicht einzige Chance, diesen Schlamassel zu überleben, darin bestand, John Carr zu finden.

Während Knox die Landstraße entlangfuhr, versuchte er sich darüber klar zu werden, wie jemand ihm bis in diese Gegend hatte folgen können. Nicht einmal Macklin Hayes mit seinen schier unerschöpflichen Mitteln hätte das schaffen können. Es schien, als wüssten seine Verfolger stets ganz genau, wo er sich befand ...

Beinahe wäre Knox von der Straße abgekommen, als er das Lenkrad herumriss und in einen dunklen Waldweg bog. Er hielt, öffnete den Sicherheitsgurt und suchte sorgfältig das Wageninnere ab, fand aber nichts. Die Inspektion des Fahrzeugäußeren erwies sich als ergiebiger: Knox hob den winzigen magnetischen Peilsender vor die Augen. Er war unter dem Schutzblech an einem der Hinterräder versteckt gewesen. Während er den Sender betrachtete, legte sich ein Schmunzeln auf Knox' Lippen.

* * *

Annabelle saß am Steuer des Lieferwagens, während Caleb den kleinen Monitor im Auge behielt.

»Wie steht's?«, fragte Annabelle.

»Er ist uns ungefähr anderthalb Kilometer voraus und folgt dem Verlauf der Straße.« An einer Seite der Landstraße erhob sich eine fast senkrechte Felswand; auf der anderen Seite klaffte ein Abgrund von achthundert Meter Tiefe, ohne dass es eine Leitplanke gab. »Vermutlich hat Oliver einen Bus genommen.«

»Wenn wir danach gehen, dass Knox wie der Blitz aus dem Busbahnhof geschossen kam, ist das ziemlich wahrscheinlich«, sagte Annabelle.

Caleb blickte sie an. »Wo bleibt Reuben?«

»Ich habe ihn eben gesprochen. Er ist irgendwo hinter uns. Wenn Knox das nächste Mal anhält, kann Reuben zu uns aufschließen.«

Caleb blickte durch die Frontscheibe. »Ganz schön einsam hier.«

»Na klar. Oder hast du damit gerechnet, dass Oliver sich eine Vorstadtwohnung mietet?«

»Manchmal findet man das beste Versteck inmitten vieler Menschen.«

»Ja, manchmal aber auch nicht. Oliver kann sich sehr wohl hier in den Bergen verborgen halten. Für den Burschen, der in North Carolina eine Bombe in die Abtreibungsklinik geworfen hatte, war es jedenfalls ein Ausweg.«

»Aber am Ende hat man ihn doch geschnappt«, wandte Caleb ein.

»Das schon, aber ...«

»Au, verdammt!«

»Was ist?«

Caleb starrte auf den kleinen Bildschirm, auf dem die Bewegungen von Knox' Geländewagen zu sehen waren. »Er hat gewendet. Er kommt direkt auf uns zu.« Annabelle warf einen Blick auf den Monitor. Tatsächlich kam der rote Lichtpunkt, der Knox' Position darstellte, ihnen genau entgegen. »Runter von der Straße! Schnell!«, rief Caleb.

»Wohin denn? Soll ich gegen die Felswand fahren oder uns in den Abgrund stürzen?«

»Da rein!« Mit dem Zeigefinger deutete Caleb auf einen schmalen Waldweg, der an einer Stelle, wo die Landstraße sich auf einer Strecke von gut fünfzig Metern von der Felswand entfernte, zu einer größeren Baumgruppe führte.

Annabelle lenkte das Auto in die Bresche hinein. Beide drehten sich um und beobachteten die Straße. Eine Minute später rührte ein Exxon-Tanklastzug vorüber.

Erneut senkte Caleb den Blick auf den Bildschirm. »Jetzt stecken wir in Schwierigkeiten.«

Auch Annabelle schaute auf den Monitor. »Er hat den Peilsender gefunden und auf den Tanklastzug geworfen. Scheiße!«

Zerstreut nickte Caleb, bevor er den nutzlos gewordenen Monitor unter den Beifahrersitz schob. »Und was machen wir jetzt?«

Annabelle legte den Rückwärtsgang ein, steuerte den Lieferwagen aus dem Wäldchen zurück auf die Landstraße und setzte die Fahrt in ursprünglicher Richtung fort. »Wir fahren weiter und halten die Augen offen. Mit etwas Glück kriegen wir ihn wieder zu sehen.«

»Ich glaube nicht an Glück.«

»Ich schon.«

»Warum?«

»Ich bin irischer Abkunft. Unsereins hat immer noch ein Kleeblatt in der Hinterhand.«

Zum ersten Mal seit langem war Joe Knox guten Mutes. Er hatte die Verfolger abgehängt und durfte sich erleichtert wieder seiner eigentlichen Aufgabe widmen. Er schaute auf die Landkarte, die auf dem Beifahrersitz lag. Der Mitarbeiter der Buslinie hatte ihm den Weg zu der Haltestelle, wo Carr und sein Begleiter aus dem Bus gestiegen waren, ziemlich genau beschrieben. Im Kopf überschlug Knox die Entfernung.

Wahrscheinlich war es bis dahin noch ungefähr eine Stunde Fahrt.

Als er dort eintraf, verlangsamte er den Wagen und ließ den Blick schweifen. Hier war man wirklich mitten im Nirgendwo. Knox drückte eine Taste des Navigationssystems, und der Bildschirm zeigte mehrere Ortschaften in näherem Umkreis an. »Tazburg, Mise, Divine, South Ridge ...«, las Knox die Ortsnamen ab. Sie lagen in verschiedenen Richtungen. Wohin sollte er fahren? Und wenn er dort war, was sollte er tun? Im letzten Kaff hatte er unerfreuliche Erlebnisse gehabt. Er beschloss, auf keinen Fall wieder mit seinen Dienstausweisen zu fuchteln. Als Fremdem begegnete man ihm ohnehin mit Argwohn. Falls Carr sich in einer dieser Ortschaften aufhielt, hatte er sich möglicherweise schon mit den Einwohnern verbrüderet. Knox sah die Gefahr, sich in etwas hineinzureiten, das er später bereute.

Außerdem hatte der Busfahrer einen jungen Begleiter Carrs erwähnt. Stammte er aus einem dieser Orte? Falls ja, hatte er dem Busfahrer nicht gesagt, aus welchem.

Knox fuhr an den Straßenrand, ließ den Motor laufen und starrte auf das Navigationsgerät. Er seufzte. Bisweilen mussten auch Geheimagenten es sich mit ihren Entscheidungen einfach machen.

Er schloss die Lider und tippte mit dem Finger auf das Gerät. Als er die Augen öffnete und den Finger fortnahm, stand sein Zielort fest. Die Wahrscheinlichkeit für einen Volltreffer lag bei fünfundzwanzig Prozent.

Tazburg, Virginia, ich komme.

Knox legte den Gang ein und fuhr zurück auf die Straße.

* * *

Während Joe Knox einen seltenen Moment der Zuversicht erlebte, drosch Annabelle erbittert die Hände aufs Lenkrad. Eine Zeitlang hatte sie ununterbrochen die Gegend abgefahren und versucht, wieder Knox' Fährte aufzunehmen, doch nach-

dem sie dieselbe Tankstelle zum dritten Mal passiert hatten, war sie auf den Parkplatz abgebogen. Dort standen sie jetzt, während Annabelle grimmig einen Hund beobachtete, der sich neben der Standluftpumpe sonnte, jedoch alle paar Sekunden aufstand, um an seinen Geschlechtsteilen zu lecken.

»Wir kommen nicht weiter, was?«, meinte Caleb.

»Ach ja?«, gab Annabelle schroff zur Antwort.

»Hast du einen neuen Einfall?«

Übellaunig sah sie ihn an. »Warum muss immer *ich* die guten Einfälle haben, Mr. Kongressbibliothekar?«

»Ich frage nur«, erklärte Caleb sachlich, »weil mir zufällig was durch den Kopf geht. Eine Idee, meine ich.« Annabelle trommelte mit den Fingern auf dem Lenkrad und blickte ihn erwartungsvoll an. »Möchtest du sie hören?«, fragte Caleb gereizt.

»Ja!«, fuhr Annabelle ihn an.

»Ich lasse mich nicht gerne anschreien.«

Sie beugte sich zu ihm hinüber. »Soll ich dich lieber aus dieser Rostlaube werfen?«

Caleb legte eine Hand auf den Türgriff und schien das Weite suchen zu wollen. »Wie wär's, wenn ich dir ganz einfach meine Idee erkläre?«

Annabelle packte das Lenkrad mit solcher Gewalt, dass ihre Unterarme bebten. »Darüber wäre ich sehr erfreut«, zischte sie durch die zusammengebissenen Zähne.

»Siehst du? Höflichkeit ist doch gar nicht so schwer!«

Sie warf Caleb einen dermaßen finsternen Blick zu, dass er hastig zur Sache kam. »Also, wir kehren in den Ort um, wo man statt Mahlzeiten Cholesterinbomben serviert. Du gehst zum Busbahnhof, tischst den Leuten deinen üblichen Blödsinn auf, zeigst vielleicht ein bisschen Bein, kaufst einen Busfahrerschein und lässt dich vom Fahrer genau zu der Stelle befördern, wo Oliver ausgestiegen ist. Vielleicht hat der Mann ja sogar mitgekriegt, wohin Oliver wollte. Ich folge dem Bus mit dem Lieferwagen und nehme dich dort wieder an Bord, und

wir fangen von vorn an. Dadurch gelangen wir zumindest in die ungefähre Umgebung, in der Oliver zuletzt gesehen wurde. Na, was hältst du davon?»

Annabelle musste gestehen, dass der Vorschlag einen ganz tauglichen Eindruck machte. Sie legte den Gang ein, fuhr auf die Landstraße und zurück zu der bewussten Ortschaft.

Calebs Handy summt. Der Anrufer war Reuben. Er und Caleb redeten ein paar Minuten lang; dann beendeten sie das Gespräch.

»Und?«, fragte Annabelle.

»Er ist ungefähr zwei Stunden Fahrtzeit hinter uns, sagt er. Wie du gehört hast, habe ich ihn in unser Vorhaben eingeweiht. Er stößt in der Cholesterinhöhle zu uns.«

»Gut.«

»Du findest meinen Einfall also nützlich?«

»Ich richte mich danach«, sagte sie unwirsch, »also muss er ja wohl etwas taugen.«

»Annabelle, darf ich dir etwas Persönliches sagen?«

Sie atmete tief durch. »Ja, bitte.«

»Du solltest endlich etwas unternehmen, um dir deine Wutanfälle abzugewöhnen.«

Annabelle musterte ihn ungläubig. »Ich sitze schon so lange in diesem Auto, dass ich mich gar nicht mehr daran erinnern kann, wann ich mal *nicht* in dieser Karre gesessen habe. Ich bin müde, ich bin verschmuddelt, ich mache mir Sorgen und bin enttäuscht. Verstehst du? Ich habe keine Wutanfälle.«

Caleb lächelte verständnisvoll. »Das war ein ausgezeichnet erster Schritt, um deinen Gefühlen freien Lauf zu lassen. Nur auf diese Weise kannst du Fortschritte erzielen.«

»Darf ich dir noch ein anderes Gefühl anvertrauen?«, fragte Annabelle.

»Sicher.«

»Entweder du wirst wieder zum amüsanten Testosteron-Caleb, den ich kenne, oder du kannst deinen Arsch zu Fuß nach Washington zurückschleppen.«

Wie nicht anders zu erwarten, verlief der Rest der Fahrt in eisigem Schweigen.

Knox fuhr nach Tazburg und kam an der örtlichen Polizeiwache vorbei. Er hielt an und sah uniformierte Polizisten kommen und gehen; manche zu Fuß, während andere in lehmbespritzte Ford LTDs stiegen und forsch davonfuhren. Der Ortskern bestand aus baufälligen Ziegel- und Sperrholzbauten. Uralte Telefonleitungen führten hinein, und vor den Häusern standen kreuz und quer Autos geparkt. Auf dem Weg zu diesem Ort hatte Knox einen langen, durch einen Gebirgsabschnitt getriebenen Tunnel durchquert. Er hatte das Gefühl gehabt, eine Grenze zu passieren.

In welchem Bundesstaat bin ich hier eigentlich?

Knox holte die Bilder mit Carrs Konterfei heraus und prägte sich sein Aussehen noch einmal genau ein. Dann fuhr er langsam weiter. Er wollte sich die Ortsmitte anschauen, Straße für Straße. So wie das Nest aussah, würde er dafür unmöglich mehr als fünf Minuten brauchen. Danach wollte er hier etwas essen, ohne seine Dienstausweise zu zücken und die Phantombilder herumzuzeigen. Knox wollte einfach nur beobachten. Einen Vorteil hatte er: Carr wusste nicht, wer er war, wohingegen er eine ziemlich genaue Vorstellung davon hatte, wie Carr aussah. Daraus könnte er noch großen Nutzen ziehen. Falls dieses Vorgehen sich wider Erwarten nicht auszahlte, wollte Knox sich schließlich doch an die örtlichen Cops wenden und die Angelegenheit mit ihnen durchhecheln.

Zumindest hatte er erst mal einen Plan.

Nachdem er sich in vier Schnellrestaurants den Hintern plattgesessen und mehr Kaffee getrunken hatte, als seinem Magen und seiner Blase guttat, musste er drei Stunden später den Schluss ziehen, dass sein Plan nichts brachte.

Knox parkte vor dem Polizeirevier, ging hinein, wies sich aus und erläuterte seinen Auftrag, was im Wesentlichen bedeutete, dass er nichtssagendes Geheimdienstkauderwelsch von sich gab. Leider zeigten die Gesetzeshüter sich nicht zur

Zusammenarbeit bereit. Zwar fanden sie es aufregend, einen gefährlichen Desperado in ihrem Zuständigkeitsbereich zu haben, wollten Knox aber in keiner Weise behilflich sein, zumal niemand einen Mann gesehen hatte, der dem Kerl auf den Fotos auch nur im Entferntesten ähnelte – ausgenommen ein junger Cop, der erklärte, ein Mann dieses Aussehens sei seit sechsunddreißig Jahren in Tazburg ansässig, nämlich sein Vater.

Knox bedankte sich höflich und kehrte beinahe im Laufschrift zu seinem Geländewagen zurück. Noch ehe er die Tür zugeschlagen hatte, schnurrte sein Handy.

Der Anrufer war wieder einmal Hayes. Der Geheimdienstchef war alles andere als zufrieden. Allerdings hatte Knox noch nie gehört, dass der Mann je mit irgendetwas zufrieden gewesen wäre. Knox war bei ihm gewesen, als die Berliner Mauer fiel. Seine gesamte Umgebung hatte die Champagnergläser erhoben und auf diesen Triumph mit markigen Sprüchen angestoßen. Hayes hingegen hatte nur an Stille Wasser genippt und »War ja auch höchste Zeit!« gemurmelt.

»Ja, Sir?«

»Haben Sie jemals erlebt, dass ich einen nicht ernstzunehmenden Befehl erteilt habe?«

»Das kann ich nicht behaupten.«

»Als ich Ihnen die Anweisung erteilt habe, mir regelmäßig Meldung zu erstatten«, herrschte Hayes ihn an, »meinte ich damit nicht, dass Sie sich alle fünfzig Jahre bei mir melden!«

Knox trat aufs Gas und ließ das friedliche Tazburg zügig hinter sich. Er wollte vermeiden, dass das Megatonnen-Donnerwetter, das er kommen spürte, die Ortschaft dem Erdboden gleichmache.

»Mit Verlaub, General, ich dachte mir, Sie sind ein vielbeschäftigter Mann. Wenn ich etwas Bedeutsames zu melden hätte, wären Sie selbstverständlich sofort und als Erster informiert worden.« Knox ließ nicht zu, dass Hayes noch eine Breitseite abfeuerte. »Tatsächlich hatte ich soeben vor, Sie

anzurufen«, fügte er deshalb eilig hinzu. »Ich habe die Suche auf vier Orte eingegrenzt. Einen habe ich vorhin überprüft. Derzeit bin ich auf der Fahrt zur zweiten Ortschaft.«

»Wie heißen diese Orte?«

Diese Frage hatte Knox befürchtet. »Bei allem gebührenden Respekt, Sir – darf ich fragen, warum Sie das wissen wollen?«

»Wie bitte? Habe ich nicht das Recht zu erfahren, wo Sie Ihre Ermittlungen durchführen? Stehen Sie unter Drogen, Knox?«

»Ich bin bei klarem Verstand, Sir, das versichere ich Ihnen. Sollten Sie jedoch die Absicht haben, die hiesige Gegend mit Agenten zu überschwemmen, wäre das nach meiner Auffassung ein sehr schlechter Plan. Man begegnet unsereins hier mit Misstrauen. Außerdem hat Carr sich inzwischen möglicherweise mit irgendwelchen Landeiern verbrüdet, die ihre schützende Hand über ihn halten.«

»Warum sollte jemand so etwas tun?«

»Weil es so aussieht, als hätte die große, böse Regierung die Absicht, einen bedauernswerten Vietnamveteranen zu Tode zu hetzen. Carr kann den Leuten alles mögliche über seine Lebensgeschichte vorgelogen haben. Glauben Sie mir, ich habe hier genügend Geländewagen gesehen, in deren Türhalterungen es von Flinten und Jagdbüchsen nur so wimmelt, und Aufkleber, auf denen stand: ›Danke für den Besuch, und jetzt verpiss dich!‹ Hier herrscht eine unverkennbar feindselige Atmosphäre. Es gibt an einer Eisenbahnbrücke sogar ein drei Meter hohes Graffito mit dem Text ›Erschießt die Regierung‹. Weil die Farbe stark verwittert ist, muss ich daraus ableiten, dass es schon sehr lange existiert, ohne dass ein Versuch unternommen worden wäre, es abzuwaschen.«

»Wo sind Sie, Knox? Raus mit der Sprache!«

Also gut. Gehen wir zu Plan B über.

Knox beschleunigte, ließ das Seitenfenster herunter und hielt das Handy in den kräftigen Fahrtwind. Er steckte den

Kopf hinaus und rief ins Mikrofon: »General ... Kilometer ... Grenze ... Stunde ... Berg.«

»Knox!«, brüllte Hayes. »Die Verbindung wird schlechter.«

Knox tat so, als würde er nichts hören. Wer A sagte, musste auch B sagen. Vielleicht konnte seine Tochter ihn als Anwältin bei seinem Verfahren wegen krimineller Befehlsverweigerung vor Gericht verteidigen. Aber Hayes würde sich wahrscheinlich gar nicht mit einem Prozess aufhalten. Er würde Knox einfach verschwinden lassen.

»Nächstes ... dann ... melden ... Ermittlungen ... Westen ... Spur.« Diese Groteske belustigte Knox dermaßen, dass es ihn erhebliche Selbstbeherrschung kostete, nicht laut zu lachen.

»Verdammt noch mal, Knox!«

Knox schaltete das Handy aus, schloss das Seitenfenster und strich sich die Haare glatt. Mit ein bisschen Glück war Hayes' Blutdruck so in die Höhe geschneilt, dass man ihn mit dem Gesicht auf dem Schreibtisch fand – das unglückliche Opfer eines von Agent Joe Knox verursachten tödlichen Herzschlags.

Knox lenkte das Fahrzeug zum nächsten Zielort auf seiner Liste.

Während Stone durch den Krankenhausflur schritt, hörte er Gelächter. Als er Willies Zimmer erreichte, sah er den Grund dafür. Danny lag in dem Bett neben Willie, und zwischen ihnen saß Abby.

Alle drei hoben den Blick, als Stone ins Zimmer trat.

Danny hatte einen Verband um den Kopf, ein geschwollenes Auge und Schnittwunden im Gesicht. Als er sich zurechtsetzte, tat er es mit langsamen, steifen Bewegungen. Trotzdem grinste er auf seine gewohnte Weise, als er Stone sah.

»Guckt mal, wer da kommt. Unser Herkules für Arme, der Retter der Menschheit. Oder wenigstens zweier jämmerlicher Bergburschen.«

Abby lächelte. »Den Bergburschen ist anscheinend wesentlich wohler zumute, seit sie im selben Zimmer liegen.«

»Kommt mir auch so vor.« Stone zog sich einen Stuhl heran und nahm neben ihr Platz. »Wie geht's, Danny?«

»Ich kann klarer denken als je zuvor. Weißt du, ein paar Schläge auf den Hinterkopf haben mir das Gehirn geradegerückt.«

»Schade, dass dir das nicht schon passiert ist, als wir noch Football gespielt haben«, meinte Willie. »Erinnerst du dich an das grausige Match in unserem Einstiegsjahr, als du beim Halbfinale dabei sein durftest? Ich stand völlig frei, aber du hast den Ball zielsicher ins Publikum geworfen. Fast hätten wir das Spiel verloren.«

»Ach, das Spiel lief ganz gut. Das einzige Problem war, ich hab beim Werfen auf die Cheerleader der gegnerischen Mannschaft geguckt. Eins von den Mädels hat sich ständig nach vorn gebeugt. Wetten, dass die mich ablenken wollte?«

»Na, das ist ihr dann ja auch gelungen«, sagte Abby matt. »Jungs werden nie erwachsen, nur älter, und ihnen wächst mehr Haar, und dann bezeichnen die Leute sie als Männer.«

»Tyree hat mir erzählt«, sagte Stone, »er hätte dich besucht.«

Dannys Miene wurde verschlossen. Er schaute zum Fenster hinaus, hielt aber den Mund, was ganz untypisch für ihn war.

»Diese Mistkerle hätten dich um ein Haar totgeschlagen, Danny«, fügte Stone hinzu. »Und mich hätten sie auch fast umgebracht.«

»Das tut mir schrecklich leid, Ben. Die Sache ging dich ja gar nichts an.«

»Wer waren die Typen?«

»Ich kann mich wirklich nicht erinnern. Die Ärzte sagen, ich hätte 'ne Gehirnerschütterung.« Danny blickte Stone mit wieder aufgeheiterter Miene an. »Na ja, sobald wir entlassen werden, gehen Willie und ich nach Kalifornien. Nicht wahr, Willie?«

Willie nickte. »Wir haben die Sache gestern Abend besprochen. Es ist schon alles geplant.«

»Seid ihr sicher, dass ihr nicht bloß unter dem Einfluss der Betäubungsmittel irgendwas geschwafelt habt?«, fragte Abby.

»Nein, ganz bestimmt nicht. Für uns beide ist Divine zu klein. Was, Willie?«

»Auf jeden Fall.«

»Er schießt auf den Bergbau, und ich werde Filmstar. Dann wird Willie mein Agent.«

»Was versteht ihr zwei denn von diesen Dingen?«, fragte Abby mit ungläubiger Miene.

»In meinen Augen sind Schauspieler bloß bezahlte Lügner. Sie merken sich 'ne Menge Sätze und leiern sie runter. Und du hast doch immer gesagt, Mam, ich könnte den größten Mist reden, ohne die Miene zu verziehen.«

»Da ist was dran, Mrs. Riker«, sagte Willie.

»Kalifornien ist weit weg«, gab Abby versonnen zu bedenken.

Danny musterte sie. »Soll ich bleiben?«

»Aber nein. Ich will ja, dass du Glück und Zufriedenheit findest. Und dass du in Sicherheit bist. Und wenn das bedeutet, du musst nach Kalifornien gehen, dann gehst du eben nach Kalifornien. Vielleicht komme ich dich mal besuchen.«

»Wenn ich richtig was werde, kauf ich dir eine Villa gleich neben Brad Pitt! Aber du musst mir erlauben, dass ich ab und zu rüberkomme, damit ich über den Zaun heimlich Mrs. Pitt begaffen kann.«

»Na klar, Danny, wird gemacht«, sagte Abby gefasst, aber sichtlich voller Sorge.

Danny bemerkte es. Er zog eine Hand unter der Bettdecke hervor und ergriff die Hand seiner Mutter. »Mam, es wird alles gut. Ich versprech's dir.«

»Sicher. Ich weiß.«

»Du kannst dich an den Vorfall der vergangenen Nacht überhaupt nicht erinnern?«, fragte Stone hartnäckig.

»Nein«, antwortete Danny mit Nachdruck. »Aber falls meine Erinnerung wiederkehrt, erfährst du es sofort.«

Stone wollte noch etwas sagen, als eine Krankenschwester ins Zimmer kam. »Sie werden auf ärztliche Anordnung entlassen, Willie. Wir stellen gerade die Papiere zusammen. Haben Sie eine Möglichkeit, nach Hause zu kommen?«

»Ich bin in Ihrem Dodge hergefahren«, sagte Stone. »Ich bringe Sie gerne hin.«

»Klasse, aber vorher ruf ich Opa an. Bestimmt will er bei mir zu Hause auf mich warten.«

»He, Willie, vergiss bloß nicht, was wir vereinbart haben! Kalifornien, wir kommen!«

»Na logo, Mann.«

Beide stießen die Fingerknöchel aneinander, um die Abmachung zu besiegeln.

»Wie lange bleibst du noch hier?«, erkundigte Stone sich bei Abby.

»Ein paar Stunden. Möchtest du heute Abend zum Essen kommen?«

»He«, sagte Danny, »habt ihr zwei was laufen?«

»Hör mal, Mr. Filmstar, du bist nicht der Einzige, der Träume hat«, antwortete Abby und errötete dabei ein wenig.

* * *

Während der Rückfahrt in den Ort richtete Stone eine Frage an Willie, die ihn schon seit einer Weile beschäftigte. »Sie sagten, Debby hätte Sie an dem Abend, bevor sie tot aufgefunden wurde, noch angerufen. Von wo?«

»Aus der Bäckerei. Sie hatte dort an einem Wandgemälde gearbeitet. Man hat sie aber lieber nach Ladenschluss daran arbeiten lassen. Wer Muffins und Plätzchen kauft, möchte ungerne Farbe riechen. Wäre schlecht fürs Geschäft.«

Stone dachte an das halb fertige Wandgemälde, das er dort gesehen hatte. »Und die Bäckerei ist gleich gegenüber von Rory Petersons Büro?«

»Richtig. Und?«

»Er ist ebenfalls ermordet worden.«

»Aber im Ort. Und am Abend davor. Debby wurde bei ihrem Elternhaus ermordet.«

»Nein. Debbys Leiche wurde am Morgen darauf in der Nähe ihres Elternhauses gefunden. Vielleicht wurde sie ebenfalls am vorherigen Abend ermordet, am selben Abend wie Peterson. Seine Leiche ist ja wohl schon am Morgen gefunden worden.«

»Okay, ja, aber Debbys Elternhaus steht fünfundzwanzig Kilometer vom Ort entfernt.«

»Aber sie hat um dreiundzwanzig Uhr in bester Laune aus der Bäckerei angerufen. Nehmen wir an, Peterson ist um diese Zeit oder wenig später getötet worden. Sie hat vorn im Kassensbereich an dem Wandgemälde gearbeitet und hatte dabei freien Ausblick auf die Straße und die Häuser gegenüber.«

Willie straffte sich. »Wollen Sie damit andeuten, sie könnte gesehen haben, wer Peterson ermordet hat?«

»Zumindest könnte sie gesehen haben, wer sein Büro betreten hat. Vielleicht ist sie übergegangen, um nach dem Rechten zu sehen, oder die Mörder haben sie bemerkt und mitgeschleppt – sie war ja eine mögliche Zeugin. Sie fahren mit Debby zu ihrem Elternhaus, bringen sie um und täuschen einen Selbstmord vor, und niemand kommt auf den Gedanken, zwischen den beiden Todesfällen könnte ein Zusammenhang bestehen.«

»Verdammt ...«, sagte Willie gedehnt. »Das ergibt Sinn. Wir müssen Tyree einweihen.«

»Genau das habe ich vor.«

Als sie auf den Platz vor Willies Wohnsitz fuhren, sahen sie dort schon Bob Coombs' Auto parken. Als Willie ausstieg, öffnete sich der Eingang des Wohnmobils, und auf der Schwelle erschien Bob. Er lächelte und winkte. Willie sprang die Treppe hinauf, um seinen Großvater zu umarmen. Stone,

der Willie in ein paar Schritten Abstand gefolgt war, machte kehrt, um zum Dodge zu gehen und seine Tasche zu holen.

Gerade hatte er die Fahrzeugtür wieder geschlossen, als eine gewaltige Explosion ihn von den Füßen riss und mit dem Gesicht in den Lehm warf. Während es ringsum Trümmer hagelte, hob Stone benommen den Kopf. Wo das Wohnmobil gestanden hatte, war nichts mehr. Stone konnte jetzt die Bäume sehen, auf die das Wohnmobil bisher die Sicht versperrt hatte. Irgendetwas Schweres, von dessen brutzelnder Oberfläche Rauch aufstieg, prallte neben Stones Kopf auf den Boden. Er erkannte es nicht. Und man hätte es ihm kaum verübeln können.

Es waren Willie Coombs' äußerst spärliche sterbliche Überreste.

Stones Kopf sank zurück in den Lehm, und er blieb reglos liegen.

Annabelle und Caleb waren zum Busbahnhof gefahren und hatten festgestellt, dass derselbe Busfahrer, der Stone befördert hatte, sich nun bereit machte – ein bisschen früher als zur planmäßigen Abfahrtszeit –, mit einem Bus voller Leute wieder dieselbe Strecke zu fahren. Annabelle sicherte sich einen Platz gleich hinter dem Fahrer und löcherte ihn mit Fragen, während Caleb dem Bus im Lieferwagen folgte. Eine halbe Stunde nach der Abfahrt sah Annabelle das altbekannte 1924er Indian-Motorrad mit dem linken Beiwagen den Bus überholen, anschließend zurückfallen und sich hinter dem Lieferwagen einfädeln.

Sie seufzte erleichtert. Reuben Rhodes, der Lange, war da. Gut möglich, dass sie den Muskelmann noch bitter nötig hatten. Annabelle hatte Reuben gebeten, ein paar Sachen mitzubringen, die sie möglicherweise irgendwann brauchten. Zufrieden sah sie, dass Gepäck den Beiwagen füllte.

Ein paar Stunden später stieg Annabelle in der Mitte einer kurvigen Landstraße aus dem Bus. Auf der einen Seite erhob

sich ein Berghang, während auf der anderen Seite ein steiler Abgrund klaffte, wie es in dieser Gegend anscheinend typisch war für den Straßenverlauf.

Hier, erklärte der Fahrer, seien Stone und sein Begleiter aus dem Bus gestiegen.

»Für die beiden scheint sich ja alle Welt zu interessieren«, hatte der Mann bemerkt, bevor Annabelle sich von ihm verabschiedete. »Was ist eigentlich los?«

»Darüber darf ich nicht reden. Es geht um die nationale Sicherheit.«

»Nationale Sicherheit? Für mich sahen sie wie zwei Penner aus.«

»Wie würden Sie sich denn anziehen, wenn Sie vor der Bundespolizei auf der Flucht wären?«

»Hmmm. Ich verstehe, was Sie meinen.«

»Und Sie erinnern sich wirklich nicht, eine Bemerkung gehört zu haben, die Rückschlüsse auf das Ziel der beiden Männer erlaubt?«

»Der Jüngere ist aufgestanden und hat mich gebeten, ihn hier abzusetzen. Der Ältere ist mit ihm ausgestiegen.« Kurz schwieg der Busfahrer. »Der Jüngere trug eine Studentenjacke. So eine mit Sportemblemen, Sie wissen schon.«

»Erinnern Sie sich an den Namen der Institution? War es ein College? Eine Highschool?«

»So genau habe ich nicht darauf geachtet.«

Annabelle hielt ein Blatt Papier hoch, auf dem sie sich während der Unterhaltung mit dem Busfahrer Notizen gemacht hatte. »Und das sind die benachbarten Ortschaften? Sind das wirklich alle? Sind Sie sicher?«

»Lady, hier gibt's nur wenige Kaffs. Das *sind* alle. Und nun wünsche ich Ihnen viel Erfolg bei der Suche.«

Er schloss die Tür, und der Bus fuhr weiter.

Annabelle traf sich mit Caleb und Reuben und informierte sie darüber, was sie erfahren hatte. »Knox tut das Gleiche wie wir«, sagte sie. »Allerdings hat er einen Vorsprung.«

»Ja, kann sein, aber wir sind zu dritt«, stellte Reuben fest.
»Wir können uns aufteilen. Ich sehe mich in zwei Orten um, ihr übernehmt die beiden anderen.«

»Gute Idee«, sagte Caleb.

»Hast du alles dabei, worum ich gebeten habe?«, fragte Annabelle.

»Klar, aber ich komme mir vor, als wäre ich Requisiteur in Hollywood.«

»Man weiß nie, wann man solche Dinge brauchen kann. Wir laden sie in den Lieferwagen um.« Als das erledigt war, blickte Annabelle auf ihr Blatt Papier. »Caleb und ich fahren nach Mise und Tazburg. Reuben, du schaust dich in South Ridge und Divine um.« Sie entnahm ihrer Handtasche Landkarten und reichte sie Reuben. »Die habe ich aus dem Busbahnhof. Anscheinend liegen zwischen diesen Ortschaften nicht mehr als zwei bis drei Fahrtstunden. Hier gibt's aber bloß Landstraßen mit Bergen dazwischen und Kurven über Kurven.«

»Serpentinen sind genau die richtige Herausforderung für meinen Indian«, meinte Reuben und tätschelte voller Zuneigung den Benzintank des Motorrads.

»Mir wird flau davon«, sagte Caleb. »Nicht, dass ich mich beklagen möchte«, fügte er hastig hinzu, weil Annabelle ihm einen bösen Blick zuwarf.

»Wir bleiben per Handy in Kontakt. Sobald jemand Erfolg hat, können wir uns innerhalb weniger Stunden wieder treffen.« Annabelle reichte Reuben ein Foto. »Das ist ein Bild von Knox. Für den Fall, dass du ihm über den Weg läufst.«

»Danke«, sagte Reuben, schwang sich aufs Motorrad und setzte den Helm und die altmodische Kraftfahrerbrille auf.

»Und was machen wir, wenn wir Oliver gleichzeitig mit Knox finden?«, fragte Caleb.

»Dann überzeugen wir ihn davon«, antwortete Reuben, »dass es besser ist, Oliver mit uns gehen zu lassen.«

»Das kann er nicht tun, Reuben.«

»Doch. Wenn wir überzeugend genug sind.«

»Wir können keinen Geheimdienstagenten abmurksen«, erklärte Caleb. »Da zieht selbst der neue Testosteron-Caleb eine Grenze.«

»Caleb«, sagte Annabelle, »darüber sollten wir uns erst den Kopf zerbrechen, wenn wir vor dieser Entscheidung stehen. Jetzt muss es uns erst einmal darum gehen, Oliver zu finden. Je länger wir hier bummeln, umso größer wird die Wahrscheinlichkeit, dass Knox ihn zuerst aufspürt.«

Reuben warf die Indian an, und der Motor begann zu rum-peln. Er tippte an den Schutzhelm, blickte auf eine Landkarte und tuckerte in östliche Richtung davon.

Annabelle wollte sich auf den Fahrersitz des Lieferwagens schwingen, doch Caleb hielt sie zurück. »Ich fahre«, verkündete er, sprang in den Wagen und steckte den Schlüssel ins Zündschloss.

»Weshalb?«

»Du weißt nicht, wie man Kurven nimmt. Du ruckelst zu sehr. Mir ist jedes Mal flau im Magen geworden.«

»Ach? Und wenn eine Situation entsteht, in der wir richtig schnell sein müssen, Caleb?«

»Steig ein!«

»Was?« Caleb zündete den Motor, und Annabelle musste um das Fahrzeug herumlaufen und hineinspringen, ehe es anrollte. Der Bibliothekar legte einen derartigen Kavaliersstart hin, dass Annabelle gegen die Rücklehne kippte. »Verdammt!«, rief sie und setzte sich. »Was treibst du da eigentlich?«

»Wenn es drauf ankommt, bin ich der richtige Fahrer.«

Annabelle setzte sich auf dem Beifahrersitz zurecht und schnallte sich eilends an, während Caleb mit fast neunzig Stundenkilometern erst durch eine, dann durch eine zweite Kurve schoss. Als Annabelle Zeit zum Hinschauen fand, bemerkte sie, wie professionell er das Lenkrad bediente und wie

sicher der bullige Lieferwagen, der für diese Art von Gelände nun wirklich nicht gebaut war, die Spur hielt.

»Wie machst du das, Caleb?«

»Nicht schlecht, was?«

»Wo hast du so fahren gelernt?«

Er seufzte. »Was glaubst du wohl, weshalb ich all die Jahre den schrottreifen Nova behalten habe?«

»Keine Ahnung. Ich dachte, du bist entweder sparsam, oder du hast einen schlechten Geschmack. Oder beides.«

»Sparsam bin ich durchaus, aber ich habe Geschmack. Nein, es ist wegen meinem Vater.«

»Inwiefern?«

»Mein Vater war Stockcar-Fahrer.«

»Echt?«

»Ja. Nachdem er sich vom Rennsport zurückgezogen hatte, war er in einer NASCAR-Boxenmannschaft tätig. Für Richard Petty.«

»King Richard?«

Caleb nickte. »Und ich war sein Schützling.«

»Was?«

»Du hast es doch gehört.«

»Du und Richard Pettys Schützling? Du willst mich veräppeln.«

»Von wegen! Ich bin schon mit sechs Jahren Gokart-Rennen gefahren. Mit sechzehn war ich Top-Neuling in einem Werksteam. Richard Petty wurde auf mich aufmerksam. Ich sollte in Indianapolis fahren, später in Le Mans und Monte Carlo. Ich war der aufsteigende Stern im amerikanischen Motorsport ... aber dann ging's in die Binsen.«

»Oh nein! Was ist passiert?«

»Es geschah bei der Qualifikation in Darlington. Manche nennen die Strecke ›Büroklammer‹, weil sie so aussieht. Andere nennen sie ›Lady in Black‹. Sie wurde mir zum Verhängnis.«

»Mein Gott! Was ist denn passiert?«

Calebs Miene wurde düster. »Die Lady in Black kennt keine Gnade. Ich kam mit zweihundertneunzig Sachen aus der vierten Runde, als ein Reifen die Bodenhaftung verlor. Die Kiste streifte die Abtrennung. Der rechte Vorderreifen platzte, und ich verlor die Kontrolle über den Wagen. Damals gab es noch keine Dachklappen, darum geriet die Kiste ins Schleudern und hob ab. Sie flog über Innenmauer und Boxenwand, geradewegs in eine Boxenmannschaft.«

Annabelle riss die Augen auf. »O Gott!«

»*Meine* Boxenmannschaft«, sagte Caleb düster. »*Meine persönliche* Boxenmannschaft.«

Annabelle schnappte nach Luft. »Es hat doch nicht deinen Vater erwischt, oder?«

Caleb drehte den Kopf und blickte sie aus feuchten Augen an. »Ich habe den Unfall mit Beulen und Prellungen überstanden, aber Dad lag monatelang in der Klinik, auf Leben und Tod, bis er über den Berg war. Danach war ich nicht mehr imstande, Rennen zu fahren. Ich konnte keinen Gang mehr einlegen, konnte nicht mehr einparken, konnte nicht mal mehr auf den Tacho gucken. Ich habe alles aufgegeben. Hab mein Leben umgekrempelt. Bin vom Rennfahrer zum Bibliothekar geworden. Ich wollte weg von der Rennfahrerei, von der ganzen Szene. Aber den Nova habe ich behalten. Er ist eines der ersten Autos, in denen ich gestartet bin. Ich habe ihn in dieses hässliche Grau umgespritzt, damit die Rallyestreifen und die Startnummern nicht mehr zu sehen sind. Ich hatte die Nummer zweiundzwanzig, deshalb nannte man mich in der Szene den Doppel-Zwo. Der Wagen ist eine unscheinbare Kiste, aber unter der Motorhaube – *wow!* Über vierhundert PS und ein Gaspedal, das mich nie im Stich gelassen hat. Erst Jahre später hatte ich mich wieder gefangen. Als Centreville noch eine Kuhweide war, bin ich in manchen Nächten aus Nostalgie über die Landstraßen gebrettert. Einmal hab ich die Karre auf fast dreihundert hochgeheizt.« Er seufzte. »Tja, so war das damals.«

»Oh, Caleb, es tut mir so schrecklich leid.« Sanft drückte Annabelle seine Schulter.

Einige Augenblicke des Schweigens verstrichen. »Jetzt habe ich dich aber richtig schön verarscht.« Annabelle starrte ihn an. Caleb wicherte vor Lachen. »Ich und Richard Pettys Schützling? Ich bin froh, dass ich den Führerschein geschafft habe.«

»Du hast dir das Ganze nur ausgedacht? Du Mistkerl!« Sie boxte ihn vor die Brust. Doch aus ihrer Miene sprach so etwas wie Bewunderung.

»Glaubst du vielleicht, du bist die Einzige, die sich überzeugende Lügen ausdenken kann? Ich habe mein gesamtes Erwachsenenleben in einer Bibliothek zugebracht, Annabelle. Ich kann beim Geschichtenerfinden mit den besten Autoren mithalten.«

»Das erklärt immer noch nicht, woher du so gut fahren kannst.«

»Ich bin im Bergland von Pennsylvania aufgewachsen. Meine ersten Erfahrungen am Steuer habe ich auf Feldwegen gesammelt. Meine Güte, dagegen ist diese Rüttelpiste hier eine Autobahn.« Caleb verstummte kurz. »Mit achtzehn habe ich tatsächlich an ein paar Stockcar-Rennen teilgenommen. Meistens mit Schrottautos auf Aschenbahnen. Nach meinem dritten beinahe tödlichen Unfall habe ich dann beschlossen, lieber Bibliothekar zu werden. Trotzdem bin ich noch heute ein großer Fan von Autorennen.«

»Ich muss schon sagen, Caleb, ich entdecke an dir eine ganz neue Seite.«

»Tja, jeder hat so seine Geheimnisse.«

»Im Camel Club offenbar noch mehr als anderswo.«

Stone schlug die Augen auf, spürte die Personen, die um ihn herum waren, jedoch mehr, als dass er sie sah.

»Ben?«

Er drehte den Kopf nach rechts und sah dort Abby stehen, die seine Hand hielt. Als er über ihre Schulter blickte, wurde ihm klar, dass er sich in einem Krankenzimmer befand.

»Verdammt, was ist passiert?«, murmelte er und versuchte sich aufzusetzen, doch Abby und eine zweite Person drückten ihn behutsam zurück ins Kissen.

»Schonen Sie sich, Ben.« Auf der anderen Seite des Bettes stand Tyree.

»Was ist passiert?«, wiederholte Stone seine Frage.

»Woran Erinnerst du dich denn?«, lautete Abbys Gegenfrage.

»Dass ich Willie nach Hause gefahren habe. Und jetzt wache ich hier auf.«

»Es ist explodiert«, sagte Tyree leise. »Sein Wohnmobil, meine ich. Es ist in die Luft geflogen.«

»Und Willie? Und Bob? Er war auch da.«

Abby drückte Stones Hand. »Sie sind beide tot.« Ihre Stimme schwankte.

»Wie kam es dazu?«

»Vermutlich lag es an der Propangasflasche«, antwortete Tyree. »Sie war der einzige Gegenstand, der eine solche Explosion verursachen konnte. Hätten Sie ein paar Meter näher dran gestanden, wären Sie ebenfalls erledigt gewesen. Sie hatten Glück, dass Sie auf der abgewandten Seite des Autos waren. Es hat einen Großteil der Detonationswucht aufgefangen.«

Stone dachte einen Moment nach. »Ich kann mich erinnern, dass irgendetwas neben mir auf den Boden geprallt ist ...«

Abby und Tyree wechselten einen Blick. »Ein Trümmerstück«, sagte Abby rasch.

»Was hat die Gasexplosion ausgelöst?«

»Ich ermittle noch bezüglich der genauen Umstände«, sagte Tyree mit Nachdruck. »Anscheinend hatte Willie einen Gaskocher, mehrere Propangasflaschen und jede Menge Munition im Wohnmobil.«

»Ist mir egal«, sagte Stone. »Es kann kein Unfall gewesen sein. Das ist ausgeschlossen.«

»Ich bin geneigt, Ihnen recht zu geben«, bekannte Tyree. »Aber ich brauche Beweise.«

Stone stemmte sich hoch. »Moment mal ... während der Fahrt haben Willie und ich über Debby gesprochen.« Er erzählte Tyree und Abby von seiner Schlussfolgerung, Debby könnte ermordet worden sein, weil sie Petersons Mörder beobachtet hatte.

Tyree rieb sich das Kinn. »Da habe ich nie einen Zusammenhang gesehen, allerdings hat Willie mir auch nie gesagt, dass Debby an dem Abend in der Bäckerei gewesen ist. Aber ich wusste von Anfang an, dass sie sich nicht umgebracht hat.«

»Wieso?«, fragten Stone und Abby wie aus einem Munde.

»Ihre Arme waren zu kurz, um sich den Lauf in den Mund zu stecken und auf den Abzug zu drücken.«

Stone betrachtete den Sheriff mit neuem Respekt. »Genau das musste ich auch denken, als ich die Flinte gesehen habe. Willie hatte mir ein Foto gezeigt. Deshalb wusste ich, wie zierlich Debby war.«

»Du hast nie erwähnt, dass du in Debbys Fall von einem Mord ausgehst, Tyree«, sagte Abby.

»Weil ich nicht weiß, wer sie ermordet hat. Oder warum. Ich dachte mir, es muss ein Einheimischer gewesen sein. Also hielt ich es für klüger, den Mörder glauben zu lassen, ich wäre ein einfältiger Bulle vom Lande. Vielleicht macht er dann einen Fehler, habe ich mir gesagt. Außerdem hat es mir die Gelegenheit verschafft, unauffällig Ermittlungen anzustellen.«

»Sie sind definitiv kein einfältiger Bulle vom Lande«, beteuerte Stone. Tyree blickte ihn erfreut an.

»Weiß Danny über Willie Bescheid?«, wollte Stone dann wissen.

Abby nickte. »Er war dermaßen außer sich, dass man ihm ein Beruhigungsmittel verabreichen musste. Er hat geheult wie ein Kind.«

»Aus mit dem Traum von Kalifornien«, sagte Stone.

»Was?«, fragte Tyree.

»Ach, das ist eine lange Geschichte«, sagte Abby.

»Wir müssen an die Arbeit, Tyree, bevor noch jemand dran glauben muss.«

Wieder machte Stone Anstalten, aufzustehen, und wieder drückte Tyree ihn ins Kissen zurück. »Oho, oho, nicht doch. Sie sind gerade erst um Haaresbreite dem Tod entgangen. Die Ärzte sagen, Sie brauchen ein, zwei Tage Ruhe.«

»Wir haben keine ein, zwei Tage Zeit.«

»Ich muss ein paar Nachforschungen anstellen. Was Sie mir erzählt haben, gibt mir neue Ansatzpunkte für die Ermittlungen.«

»Danny und Abby müssen geschützt werden«, sagte Stone.

»Ich?«, entfuhr es Abby.

»Sieh dir doch an, was Bob zugestoßen ist. Denen ist es egal, wen sie umbringen.«

»Ganz meine Meinung«, sagte Tyree. »Ich kann auf zwei Männer zurückgreifen, die mir schon in früheren Jahren als Deputies ausgeholfen haben. Ich stelle einen für Danny ab und einen für Abby.«

»Das muss doch nicht sein, Tyree.«

»Wir sind dazu verpflichtet, Abby. Außerdem ... falls dir etwas passiert, könnte ich nicht damit leben. Dir *darf* einfach nichts passieren. Verstehst du?«

Offenbar versetzte die Eindringlichkeit seiner Erklärung sogar den Sheriff selbst in Erstaunen, denn er errötete leicht.

»Na gut«, stimmte Abby fügsam zu.

»Was haben Sie vor?«, fragte Stone.

Tyree rückte sich einen Stuhl heran und nahm Platz. »Sie sagten, drei Männer haben Danny zusammengeschlagen.

Zwar will er mit mir nicht darüber reden, aber nach meiner Auffassung war einer von ihnen ein Bergmann.«

»Weshalb?«, fragte Stone.

»Als ich Danny in der Klinik besucht habe, hat er über alles eisern geschwiegen. Aber das hat mich nicht daran gehindert, seine Kleidung zu untersuchen. Ich habe Kohlenstaub daran entdeckt. Meines Erachtens stammt er von mindestens einem der Täter, die ihn verprügelt haben, denn meines Wissens hat Danny nie irgendeine Kohlengrube betreten.«

»Ganz recht«, bestätigte Abby. »Aber warum sollte ein Bergmann Danny feindselig gesonnen sein?«

»Oh verdammt! Ich wusste gleich, dass ich den einen Kerl schon mal gesehen hatte«, rief Stone. Tyree und Abby schauten ihn an. »Als ich das erste Mal in deinem Restaurant war. Tyree war gegangen ... und du, Abby, warst nach hinten verschwunden. Danny hatte zu Ende gegessen und wollte ebenfalls gehen, als ihm ein ziemlich großer Kerl den Weg versperrt hat. Er fragte Danny, ob er diesmal bleiben oder wieder gehen wolle. Er war einer der Typen mit den Baseballschlägern.«

»Hat der Kerl einen Namen?«

Stone überlegte. »Lonnie.«

»Lonnie Bruback?«

»Beschreiben Sie ihn mir.« Tyree tat es. »Das ist er«, sagte Stone. »Er müsste von meinem Gürtel eine Verletzung im Gesicht haben.«

»Lonnie arbeitet in Wechselschicht in der Cinch-Valley-Mine. Ich wusste gar nicht, dass er und Danny Umgang pflegen.«

»Das tun sie auch nicht, soviel ich weiß«, sagte Abby. »Er ist nie bei uns zu Hause gewesen. Er ist ... Wie soll ich mich ausdrücken ...?«

»Abby will sagen, dass Lonnie zum Weißen Abschaum zählt«, erklärte Tyree. »Ich musste ihn mir ein paarmal vorknöpfen, aber es waren keine wirklich schlimmen Sachen,

sondern Benzin- und Taschendiebstahl und natürlich die Medikamentenabhängigkeit. Danke für den Hinweis, Ben. Dem werde ich nachgehen.«

»Hat jemand Shirley über Willie und Bob informiert?«, fragte Abby.

»Ich nicht, aber ich gehe davon aus, dass sie inzwischen Bescheid weiß. Aber ich werde auch mit ihr reden.«

»Ich würde recht deutlich mit ihr reden, Sheriff«, sagte Stone.

»Glauben Sie, Shirley ist in die Sache verwickelt?«

»Ich will mal so sagen: Eine Frau nörgelt nicht an Ihrem Ehemann herum, bis er auf die Jagd geht, damit er erschossen wird. Wie hoch wäre die Wahrscheinlichkeit?«

»Sie meinen, es war im Voraus geplant?«

»Nicht zwangsläufig, aber der Todesschütze war Rory Peterson, den man schließlich ermordet hat.«

»Stimmt.« Tyree tappte mit dem Daumen an das Halfter seiner Dienstwaffe. »Wer hätte je gedacht, dass es in unserem ruhigen kleinen Divine mal zugeht wie im Wilden Westen?«

Er verabschiedete sich und ging. Abby stellte den Stuhl näher an Stones Krankenbett und ergriff wieder seine Hand. »Ich habe die Tasche mit den Sachen mitgebracht, die ich für dich gepackt hatte. Sie steht im Schrank.«

»Danke, Abby.«

»Und ich habe Dannys Handy aus deiner Jacke genommen und es ins Nachttischchen gelegt.«

»Wird Danny es nicht vermissen?«

»Ich bezweifle, dass er momentan Lust hat, mit irgendwem zu telefonieren.«

»Tut mir leid, dass du das alles mitmachen musst.«

»Du hattest mehr als ich zu leiden.«

»Anscheinend ist die Sache sehr kompliziert. Ob wir ihr jemals auf den Grund gehen können?«

Abby schaute zur Seite, als Stone diese Bemerkung machte. Stone glaubte zu wissen, warum. »Selbst wenn Danny sich in

etwas Illegales verstrickt hat, Abby, bin ich mir ziemlich sicher, dass es keinen Mord mit einschließt.«

Sie hob den Blick. »Bist du jetzt auch noch Gedankenleser? Das ist ja richtig unheimlich.« Sie seufzte. »Ich kenne meinen Sohn, zumindest bilde ich es mir ein. Aber es könnte doch sein, dass er in irgendwas Verrücktes verwickelt ist.«

»Ich will dir mal was erzählen. Als die Schläger aus dem Zug sich ein zweites Mal mit uns angelegt haben, hat Danny einem von denen was aufs Maul gegeben. Eigentlich war der Bursche schon im Reich der Träume, aber er hat noch einmal nach Danny geschlagen. Danny hätte ihm einen Schwinger verpassen können, hat's aber nicht getan. Er sagte, es sei unsportlich, jemanden zu schlagen, der schon am Boden liegt. Für mich hört sich das nicht nach einem kaltschnäuzigen Mörder an.«

»Ich habe schon Sam verloren. Ich darf nicht auch noch Danny verlieren.«

Stone packte ihren Arm und zog sie an sich. »Das wird nicht geschehen, Abby. Mein Wort darauf.«

Reuben hatte Schwierigkeiten. Er war nach South Ridge gefahren und wäre beinahe Joe Knox in die Arme gelaufen, als dieser durch die Straßen der kleinen Ortschaft streifte. Nach einer Stunde war Knox in seinen Geländewagen gestiegen und weggefahren. Aufgeregt hatte Reuben Annabelle angerufen und ihr Bescheid gegeben. Dann war ihm auf dem Weg aus der Ortschaft, als er Knox gerade noch in Sichtweite hatte, ein Reifen geplatzt. Er fuhr an den Straßenrand und rief Annabelle noch einmal an.

»Bleib, wo du bist, Reuben«, sagte sie. »Wir schauen uns noch in diesen beiden Kaffs um und holen dich anschließend ab.«

»Warum kommt ihr nicht sofort, damit wir Knox folgen können?«

»Bis wir bei dir sind, ist er über alle Berge. Und wenn er Oliver in South Ridge nicht aufgespürt hat, finden wir ihn vielleicht zuerst. Was glaubst du, welchen Ort er anfährt?«

Reuben schaute auf die Landkarte und ließ den Blick dann in die Runde schweifen, um sich zu orientieren. »Wenn du mich fragst, wird es wohl das Kaff namens Divine sein.«

»Gut. Falls es wieder was Neues gibt, ruf mich an.«

Reuben trennte die Verbindung, betrachtete missgestimmt den geplatzten Reifen und versetzte ihm einen Fußtritt. Nach all den Jahren hatte die Indian ihn schließlich doch im Stich gelassen. Als besonders ärgerlich empfand er, dass er den Ersatzreifen, den er normalerweise im Beiwagen mit sich führte, herausgenommen hatte, um auf Annabelles Wunsch allen möglichen Krempel hineinzupacken.

Reuben hockte sich an den Straßenrand und dachte über die Lage nach. Falls Knox als Erstes South Ridge abgesucht hatte, musste er sich noch in drei weiteren Orten umsehen. Also lag die Wahrscheinlichkeit, dass Oliver sich in Divine aufhielt, bei eins zu drei. Nicht günstig, aber auch nicht allzu schlecht. Ihm blieb nichts anderes übrig, als Oliver die Daumen zu drücken, dass Divine sich für den Geheimagenten nicht als Volltreffer erwies – und als voraussichtliches Todesurteil für Oliver.

* * *

Melanie Knox hatte ihren Vater mehrmals angerufen. Dass er sich nicht meldete und auch nicht zurückrief, befremdete sie eigentlich nicht so sehr. Doch Melanies letztes Gespräch mit ihm hatte bei ihr eine gewisse Beunruhigung hervorgerufen. Seine Äußerungen hatten etwas Fatalistisches gehabt, als bezweifelte er, dass ihm noch viele Tage vergönnt waren.

Kurz entschlossen fuhr Melanie mit einem Taxi zu seinem Stadthaus und ließ den Fahrer vor der Tür warten. Als sie die Haustür aufsperrte, wunderte sie sich, keinen Alarm zu hören.

Ihr Vater hatte stets sorgfältig darauf geachtet, dass die Alarmanlage während seiner Abwesenheit in Betrieb war.

Als Melanie das Licht einschaltete, musste sie den Impuls unterdrücken, laut zu schreien. Das Haus war durchwühlt worden. Zuerst glaubte Melanie an einen Einbruch und wollte hinausrennen, weil sie befürchtete, die Einbrecher könnten noch im Haus sein. Sicherheitshalber lief sie zurück zum Taxi, schilderte dem Fahrer die Situation und bat ihn, die Polizei zu verständigen, falls sie in fünf Minuten nicht zurück sei. Dann eilte sie wieder ins Haus, nahm im Flur eine schwere Vase an sich und schlich vorsichtig weiter. Die Haustür ließ sie für alle Fälle weit offen stehen.

Melanie brauchte keine fünf Minuten, um festzustellen, dass sich außer ihr niemand im Haus aufhielt. Im Obergeschoss lehnte sie sich aus einem vorderen Fenster und teilte dem Fahrer mit, dass keine unmittelbare Gefahr bestand. Dann sah sie sich genauer um. Sie wusste, dass ihr Vater im Haus zwei Tresore hatte: einen im Schlafzimmer und einen hinter einer Wandvertäfelung in der Garage. Sie fand beide unangetastet vor. Zudem hatte es ganz den Anschein, dass man keinerlei Wertsachen entwendet hatte.

Also gab es nur eine Erklärung. Die Täter hatten etwas anderes gesucht als Wertgegenstände. Und sie hatten den Code der Alarmanlage gekannt.

Melanie betrat das Arbeitszimmer ihres Vaters, knipste das Licht an und besah sich alles näher. Wie sie wusste, hatte er hier stets Dinge liegen, die mit seiner Arbeit zu tun hatten; gleichzeitig war sie sich bewusst, dass er niemals etwas wirklich Wichtiges achtlos behandelte. Sie bückte sich und blätterte in den Akten, die haufenweise den Fußboden bedeckten. Dreißig Minuten später war sie auf nur ein interessantes Papier gestoßen, eine Namensliste. Zwar kannte sie keinen der Namen, und doch erregte einer davon ihre Aufmerksamkeit.

Secret-Service-Agent Alex Ford, tätig im Washingtoner Büro der CIA. Warum er im Haus ihres Vaters auf einer Na-

mensliste stand, konnte sie sich nicht vorstellen. Aber über eines gewann sie Klarheit: Sie musste mit Ford Verbindung aufnehmen und herausfinden, ob er irgendetwas über die Sache wusste, in die ihr Vater derzeit verwickelt war.

Nachdem Melanie die Haustür abgeschlossen und die Alarmanlage reaktiviert hatte, stieg sie wieder ins Taxi. Außer Atem lehnte sie sich im Sitz zurück. Sie hatte das scheußliche Gefühl, dass der »Beruf« ihres Vaters ihn diesmal in eine prekäre Situation gebracht hatte. Und zwar auf ganz gefährliche Weise.

Alex Ford saß in der Küche und stärkte sich mit einer Tasse Suppe und einem Bier. Seit der letzten Zusammenkunft mit dem Camel Club – oder was davon übrig war – hatte er sich eher lustlos seinen Dienstpflichten gewidmet. In der Hoffnung, Annabelle könnte zurück sein, war er am Friedhofsgärtnerhäuschen des Mount Zion Cemetery vorbeigefahren. Mehrere Male hatte er telefonisch Kontakt mit Reuben aufzunehmen versucht, doch ohne Erfolg. Und Caleb war in der Bibliothek nicht zu erreichen gewesen. Plötzliche private Angelegenheiten hielten ihn fern, hatte es geheißt.

Alex wusste genau, was die anderen im Sinn hatten: Mit vereinten Anstrengungen wollten sie Oliver retten. Und im Innersten hoffte er, dass es ihnen gelang.

Als das Telefon läutete, stöhnte er auf. Wahrscheinlich war der Anrufer sein Chef, der ein paar Leute aus ihrer kargen Freizeit holen und für minderrangige Schutzaufgaben abstellen wollte. Dabei hatte er sich für heute Abend so viel vorgenommen! Er wollte sich Aufzeichnungen vom Festplattenrecorder ansehen, die Tomatensuppe genießen und sich reichlich Bier in den Hals schütten.

»Hallo?« Der Anrufer war tatsächlich sein Chef, allerdings ging es ihm nicht um Überstunden. Vielmehr teilte er Alex mit, dass er jeden Moment Besuch erhalten würde und mit den Besuchern uneingeschränkt kooperieren müsse.

»Wer sind die Leute?«, fragte Alex.

Doch sein Chef hatte schon aufgelegt.

Dass kaum dreißig Sekunden später jemand an Alex' Tür klopfte, bewies ihm, dass sein Chef mit den »Besuchern« in telefonischer Verbindung stand und ihnen wohl soeben Bescheid gegeben hatte, dass er sie angekündigt habe. Alex schüttete das restliche Bier in die Küchenspüle, steckte das Hemd in die Hose, zupfte eilig die Krawatte zurecht und öffnete die Tür.

Alex maß über eins fünfundachtzig, aber der weißhaarige, knochige alte Knacker, der vor ihm stand, überragte ihn um mindestens fünf Zentimeter. »Agent Ford, mein Name ist Macklin Hayes. Ich würde gern ein Wörtchen mit Ihnen wechseln.« Alex trat beiseite, ließ den Mann ein und spähte kurz nach draußen, um festzustellen, ob Hayes allein war. Alex konnte zwar niemanden sehen, wusste aber genug über Hayes, um zu wissen, dass ein Mann wie er nirgends ohne Begleitung aufkreuzte. Er schloss die Tür und winkte Hayes in einen Sessel. »Danke.«

Alex nahm ihm gegenüber Platz und bemühte sich um eine gleichmütige Fassade. »Was kann ich für Sie tun, Sir?«

»Entspricht es den Tatsachen, dass einer meiner Untergebenen, ein gewisser Joe Knox, Sie in einer bestimmten Angelegenheit aufgesucht hat?«

Alex nickte. »Ja. Er hatte ein paar Fragen über einen Mann, den ich kannte.«

»John Carr?«

»Er hat nach einem John Carr gefragt, ja. Allerdings kenne ich niemanden, der so heißt.«

»Dann vielleicht Oliver Stone? Ist Ihnen der Mann bekannt, der sich hinter diesem Namen verbirgt?«

»Die meisten der Secret-Service-Agenten, die schon mal vor dem Weißen Haus Wache geschoben haben, kennen Oliver Stone.«

»Aber Sie standen ihm näher als Ihre Kollegen?«

Alex zuckte mit den Schultern. »Er war ein Bekannter.«

»Sie waren viel mehr als sein Bekannter. Sie werden mir jetzt alles erzählen, was Sie über seinen inzwischen verwirklichten Plan wissen, Carter Gray und Senator Simpson zu ermorden. Und ob Sie ihm bei der Flucht geholfen haben. Im schlimmsten Fall können Sie als Mitverschwörer gelten. Im harmlosesten Fall als Mitwisser vor und nach den Morden. Bei einem so ernstesten Vorkommnis droht Ihnen in beiden Fällen eine lebenslange Haftstrafe.«

Sieh an, der Mann vergeudet wirklich keine Zeit.

»Ich weiß beim besten Willen nicht, wovon Sie reden, Sir.«

Hayes zog einen Zettel aus dem Mantel und richtete den Blick darauf. »Fast seit zwanzig Jahren im Secret Service, gute Leistungen. Sie gehörten zu den Beschützern des Präsidenten, als er in Pennsylvania entführt wurde.«

»Ich war der letzte Mann, der auf den Beinen stand.«

»Sie sind also dabei gewesen, als er verschwand. Hatten Sie auch etwas mit seinem Wiederauftauchen zu tun? Oder vielleicht, um die Frage konkreter zu stellen, Ihr Freund Stone?«

»Ich ...«

Hayes ließ ihn nicht ausreden. »Haben Sie jemals vom Murder Mountain gehört? Von einem vermissten CIA-Agenten namens Tom Hemingway? Von irgendwelchen belastenden Beweisen, die Ihr Freund gegen Carter Gray in der Hand hielt? Oder von einer russischen Exspionin mit Namen Lesya?« In der Tat hatte Alex von allem Kenntnis, was Hayes aufzählte; dennoch schwieg er. Wie sollte er etwas sagen, ohne sich selbst in die Pfanne zu hauen?

»Ich fasse Ihr Schweigen mal als ein Ja auf«, bemerkte Hayes.

»Oliver war dabei behilflich, einen Spionagering auszuheben, der in Washington tätig war. Ein Beteiligter war Ihr Untergebener. Vielleicht haben Sie ja davon gehört. Oliver hat sogar eine Belobigung vom FBI-Direktor erhalten.«

»Das ist ja ganz toll für ihn, bloß bezweifle ich, dass es ihm viel helfen wird, wenn man ihn schnappt und wegen zweifachen Mordes anklagt.«

»Was verlangen Sie eigentlich von mir?«

»Ich will wissen, welche Fragen Knox an Sie gerichtet hat und was für Auskünfte Sie ihm gegeben haben.«

»Können Sie ihn nicht selbst fragen? Er hat doch bestimmt einen ausführlichen Bericht in Arbeit und ...« Alex verstummte. »Wissen Sie nicht, wo Agent Knox steckt?«

»Ich bin nicht hier, um Fragen zu beantworten, sondern um welche zu stellen. Soviel ich weiß, haben Sie vorhin einen Anruf Ihres Vorgesetzten beim Secret Service erhalten. Er hat Ihnen die Anweisung erteilt, uneingeschränkt mit mir zu kooperieren.« Alex wiederholte zwei Minuten lang, was er und Knox besprochen hatten. »Sonst nichts?«, fragte Hayes sichtlich enttäuscht. »Offenbar muss ich Knox einen Fortbildungskurs in Vernehmungstechnik verordnen.«

»Er hat gesagt, er käme noch mal wieder, um weitere Fragen zu klären«, sagte Alex und fügte eine kleine Stichelei hinzu. »Bei der Gelegenheit kann ich ihm ja ausrichten, dass Sie ihn suchen.«

Hayes stand auf. »Ich gebe Ihnen eine gut gemeinte Warnung. Sollte ich herausfinden, dass an der Aussage, die Sie heute Abend gemacht haben, irgendetwas unwahr ist oder sollten Sie mir etwas verschwiegen haben, belegen Sie einen längeren Einzelhaft-Selbsterfahrungslehrgang im Castle.«

»Castle? Das ist das Militärgefängnis in Leavenworth, nicht wahr? Ich bin aber kein Angehöriger des Militärs.«

»Oh, es ist auch für Häftlinge vorgesehen, die eines Verbrechens gegen die nationale Sicherheit überführt wurden. Und es ist mir ein Leichtes, Ihnen *jedes* Verbrechen anzuhängen, glauben Sie mir.«

Als die Tür sich hinter Hayes geschlossen hatte, merkte Alex, dass ihm der Atem gestockt war; er blies ihn heftig aus und erhob sich mit wackeligen Beinen. Genauso gut hätte er

gemeinsam mit dem Camel Club auf die Suche nach Oliver gehen können, um ihm zu helfen, denn es sah ganz so aus, als ob er so oder so im Knast landete.

Erneut klingelte das Telefon. Wahrscheinlich rief sein Chef an, um ihm vorzuwerfen, er sei nicht kooperativ genug gewesen, und ihm zu eröffnen, ihm stünde eine Suspendierung ohne Bezüge bevor.

Doch Alex irrte sich. »Agent Ford?«, meldete sich eine Frauenstimme. »Mein Name ist Melanie Knox. Joe Knox ist mein Vater. Jemand ist in sein Haus eingebrochen, und ich kann ihn telefonisch nicht erreichen. Ich habe bei ihm eine Liste gefunden, auf der Ihr Name steht.«

»Wann hatten Sie das letzte Mal Kontakt mit Ihrem Vater?« Melanie beantwortete die Frage. »Ich habe kurz zuvor mit ihm gesprochen«, fuhr Alex fort. »Seitdem habe ich nichts mehr von ihm gehört. Es könnte ein gewöhnlicher Einbruch sein. Sie sollten die Polizei verständigen.«

»Es ist nichts Wertvolles entwendet worden. Man hat die beiden Tresore überhaupt nicht angerührt.«

»Ich bin mir nicht sicher, wie ich Ihnen helfen könnte.«

»Worüber hat mein Vater mit Ihnen geredet?«

»Leider darf ich Ihnen das nicht verraten.«

»Ich bin wirklich sehr besorgt um meinen Vater, Agent Ford. Als ich mich das letzte Mal mit ihm unterhalten habe, sprach er ... es klang so, als glaubte er, es könnte das letzte Mal sein, dass er mit mir redet. Ich befürchte, dass er in großen Schwierigkeiten steckt.«

Möglicherweise war das der Grund für Hayes' unerwarteten Besuch. Sein treuer Jagdhund war von der Leine entlaufen, und nun tappte der Alte im Dunkeln. »Als Sie zuletzt mit ihm gesprochen haben, hat er da Andeutungen gemacht, wo er sich aufhält?«

»Er sagte nur, es sei westlich von hier, in einer eher ländlichen Gegend. Ich habe noch einen Scherz über Terroristen

gemacht, die sich in Heuschobern verstecken. Daraufhin sagte er, man könne nie wissen.«

»Das alles fällt eigentlich nicht in meine Zuständigkeit, Miss Knox.«

»Ich bin Anwältin in einer privaten Kanzlei, die viele Verbindungen pflegt. Obwohl mein Vater nie erwähnt hat, welche Tätigkeit er tatsächlich für die Regierung ausübt, ist mir klar, dass es keine Routineaufgaben für das Außenministerium sind – das ist bloß Tarnung. Könnten Sie mir wenigstens das bestätigen?«

Alex zögerte, doch ihr flehentlicher Tonfall erweichte sein Herz. »Ich könnte mir vorstellen, dass er Ermittlungen für die CIA betreibt oder zumindest daran beteiligt ist.«

»In wichtigen Angelegenheiten?«

»Wichtig genug. Er versucht jemanden zu finden, der nicht gefunden werden will.«

»Ist diese Person gefährlich?«

»Die meisten Menschen, die nicht gefunden werden wollen, sind gefährlich.« Alex glaubte, sie aufstöhnen zu hören.

»Was soll ich jetzt tun?«, fragte sie. »Meine Mutter ist tot, und mein Bruder ist mit den Marines im Irak. Was soll ich nun anfangen, Agent Ford? Außer Ihnen weiß ich niemanden, an den ich mich wenden kann.«

Alex saß da und starrte ins Leere. Es schien, als wären die fast zwanzig Jahre Dienst im Secret Service aus seinem Gedächtnis gelöscht. Ging es nach Hayes, konnte er diese Zeit tatsächlich getrost vergessen. Warum also sollte er hier sitzen und stillhalten, bis die Bombe einschlug?

»Nennen Sie mir eine Rufnummer, unter der ich Sie jederzeit erreichen kann. Ich höre mich ein bisschen um und schaue mal, was sich in Erfahrung bringen lässt.«

»O Gott, ich bin Ihnen ja so dankbar!«

»Ich kann Ihnen nicht versprechen, dass ich etwas erfahre oder dass es Ihnen gefällt, was ich herausfinde.«

»Ich weiß, Sie kennen meinen Vater nicht besonders gut, Agent Ford, aber hätten Sie irgendwelche Probleme, würden Sie sich wünschen, einen Mann wie Joe Knox an Ihrer Seite zu wissen. Er ist ein zutiefst redlicher Mensch. Ich hoffe, das bedeutet Ihnen etwas.«

»Durchaus«, antwortete Alex halblaut.

Am späten Abend stemmte Stone sich im Krankbett hoch und starrte eine Zeitlang an die Wand. Schließlich schaute er auf die Armbanduhr, öffnete die Nachttischschublade neben dem Bett und nahm Dannys Handy heraus. Erst rief er Abby an, dann Tyree. Abby war noch im Restaurant beschäftigt. Tyree war unterwegs, um sich Lonnie Bruback vorzuknöpfen, der jedoch, wie der Sheriff sagte, unauffindbar blieb. In den Trümmern von Willies Wohnmobil, erzählte Tyree, waren lediglich zwei zerfetzte Propangasflaschen und die Überbleibsel eines Gaskochers entdeckt worden.

»Ich habe eine Abteilung Sprengstoffexperten der Staatspolizei Virginia hergeben, damit sie den Explosionsort untersuchen. Ich weiß, Sie hören es ungern, aber es kann sein, dass es wirklich bloß ein Unfall war. Willie war nicht da. Vielleicht war eine Gasflasche leck, und dann hat Bob sich eine Zigarette angezündet, gerade als Willie zur Tür hereinkam, und schon machte es bum.«

»Wäre eine Propangasflasche leck gewesen, hätte es vorher schon knallen müssen. Ich bin dort Shirley begegnet, wie ich bereits sagte, und sie hat eine Zigarette geraucht. Und man sollte doch meinen, Bob hätte das Gas gerochen. Um die Benutzer zu warnen, werden dem Gas ja scharf riechende Zusätze beigemischt.«

»Ich weiß«, lautete Tyrees Antwort. »Aber warum sollte jemand so sehr daran interessiert sein, Willie zu beseitigen? Erst mit einer Überdosis, dann mit einer Bombe?«

»Willie wusste, dass Debby keinen Selbstmord begangen hatte. Er hätte gestänkert, bis die Wahrheit ans Tageslicht kommt. Und das scheint jemandem missfallen zu haben.«

»Aber jetzt, nachdem man Willie ermordet hat«, wandte Tyree ein, »wissen wir doch erst recht, dass hier etwas oberfaul ist.«

»Diese Leute sind äußerst verschlagen, und wir haben keine Beweise für ein Verbrechen. Aus ihrer Sicht ist die Situation also günstiger geworden.«

»Hmm ... Was mich betrifft, ich werde weder ruhen noch rasten, bis ich alles aufgeklärt habe.«

»Aber bis dahin muss jeder von uns auf sich Acht geben, und das gilt auch für Sie, Tyree.«

»Ist schon klar.«

Stone trennte die Verbindung und betrachtete das Handy. Danny benutzte ein modernes Verizon-Handy mit sämtlichen Schikanen, einschließlich E-Mail. Stone rollte das Rufnummernverzeichnis ab. Überwiegend waren Frauennamen gespeichert. Danny hatte den Einträgen sogar Bemerkungen über die Vorzüge der jeweiligen Dame hinzugefügt und sie ausnahmslos durch Digitalfotos verdeutlicht. Einige der Bilder konnten durchaus – jedenfalls nach Stones Urteil – als Pornografie gelten.

Stone schüttelte den Kopf. Danny wäre gut beraten, bei der Auswahl seiner Frauenbekanntschaften auf höheres Niveau zu achten.

Stone schaute zum Fenster hinaus. Inzwischen war es dunkel geworden. Langsam stieg er aus dem Bett. Er fühlte sich ziemlich steif und lahm, aber nachdem er sich eine Zeitlang bewegt hatte, wurde es besser. Sein Gesäß war vom stundenlangen Liegen in dem verdammten Bett schon taub.

Er verließ das Zimmer und suchte das Schwesternzimmer auf. Dort bekam er zwar einen Rüffel, weil er sein Bett verlassen hatte, aber auf Befragen wies man ihm schließlich auch die Richtung zu Dannys Zimmer.

Stone durchmaß den Korridor und sah vor Dannys Zimmer jemanden sitzen. Als Stone näher trat, stand der Mann auf. »Kann ich Ihnen irgendwie behilflich sein?«

»Sind Sie der Deputy, den Tyree mit Dannys Personenschutz beauftragt hat?«

»Stimmt genau. Moment mal, Sie sind doch Ben, sein Retter, oder nicht?«

»Ja. Darf ich zu Danny rein?«

»Da er Ihnen sein Leben verdankt, klar, nur zu.«

Als Stone den Kopf ins Zimmer steckte, saß Danny aufrecht im Bett; er hatte aufgequollene Augen und ein gerötetes Gesicht. »Darf ich reinkommen, Danny?«

Danny blickte Stone an. Er sagte nichts, bat ihn aber mit einer matten Handbewegung ins Zimmer. Stone rückte einen Stuhl ans Bett und setzte sich. »Es tut mir sehr leid, was mit Willie passiert ist.«

Danny hob nicht den Blick, sondern ließ ihn auf das Kissen gesenkt, das er sich über den Schoß gebreitet hatte. Als er schließlich antwortete, klang seine Stimme langsam und schleppend. Liegt wahrscheinlich an den Beruhigungsmitteln, folgerte Stone.

»Er hatte es nicht verdient, so zu sterben.«

»Niemand hat so etwas verdient.«

Danny musterte ihn missmutig. »Manche Leute doch.«

»Wahrscheinlich hast du recht. Manche Leute ja.«

»Er hat nie jemandem etwas zuleide getan, weißt du?«

»Ich weiß.«

»Und dann Bob. Ich meine, er war ein harmloser alter Knaube. Warum mussten sie auch ihn in die Luft sprengen?«

»Wer war es, Danny? Über wen reden wir?«

Danny musterte Stone. »Warum fragst du mich?«

»Warum hast du Divine verlassen?«

»Um ganz von vorn anzufangen. Das habe ich doch schon gesagt.«

»Und weshalb bist du zurückgekommen?«

»Das ist meine Sache.«

»Möchtest du mir etwas über Debby Randolph erzählen?«

»Was gibt es da zu erzählen? Debby war Willies Freundin. Er hat sie geliebt. Die beiden wollten heiraten.«

»Du hast es also gewusst?«

Danny nickte zerstreut. »Ich wusste von seinen vielen Versuchen, von den Drogen loszukommen. Die Arbeit im Bergwerk hat ihn kaputt gemacht. Er hatte schlimme Schmerzen. Und ich weiß noch, wie diese Scheiße meinen Alten zugrunde gerichtet hat. Ich wollte nicht, dass es mit Willie das gleiche Ende nimmt. Und dann kam Debby und brachte ihn auf den richtigen Weg. Verstehst du, was ich meine? Es ging ihm gut. Dann rief er mich aus heiterem Himmel an und sagte mir, er hätte beschlossen, Debby zu heiraten. Er hat mich nach meiner Meinung gefragt. Einerseits wollte ich sagen: Nein, Mann, lass die Finger davon, wir sind noch zu jung. Wir müssen noch was erleben, müssen noch mit anderen Mädchen in die Kiste. Aber im tiefsten Innern war ich neidisch, Mann. Ich konnte zwar meine fleischlichen Gelüste stillen, aber er hatte eine Frau, die ihn liebte.«

»Und was hast du ihm geraten?«

»Dass er sie heiraten soll. Ich kannte Debby. Sie war ein prächtiges Mädel. Genau richtig für Willie. Er hat mich gebeten, Trauzeugen zu sein.«

»Hört sich an, als hättet ihr eure Differenzen beigelegt, du und Willie.«

»Wir hatten nie ernste Differenzen. Im Grunde waren es bloß alberne Reibereien.«

Danny verstummte. Stone lehnte sich in den Stuhl und betrachtete Danny eine Weile, während es draußen stockfinster wurde. »Ich habe gesehen, dass du auf Debbys Grab geweint hast«, sagte er schließlich. »Möchtest du mir etwas darüber erzählen?«

Ruckartig hob Danny den Kopf. »Da gibt's nichts zu erzählen. Ich war traurig, weil sie tot ist. Und weil ich wusste, dass ihr Tod Willie fertiggemacht hatte.«

»Du weißt auch, wer sie ermordet hat, nicht wahr?«

»In diesem Fall hätte Tyree es doch längst mitgeteilt, oder?«

»Wirklich?«

»Ich bin müde, Mann. Ich möchte schlafen.«

»Bist du sicher, dass du mir nichts zu sagen hast?«

»So wahr ich hier liege und nichts tue.«

Stone kehrte in sein Krankenzimmer zurück, legte sich aber nicht ins Bett. Irgendetwas beschäftigte ihn; etwas, das er gesehen oder gehört hatte. Oder vielleicht beides. Etwas, auf das er sich partout keinen Reim machen konnte.

Nachdenklich nahm er sich nochmals Dannys Handy vor. Er sah ein zweites Mal das Rufnummernverzeichnis durch, um vielleicht jemanden zu finden, der ihm einen Hinweis geben oder sogar erklären könnte, weshalb Danny sich weigerte, etwas Konkretes über die Geschehnisse zu erzählen. Doch keiner der aufgelisteten Namen gab ihm einen Grund zur Hoffnung.

Stone drückte weitere Tasten und erforschte die Inhalte des Handyspeichers genauer. Plötzlich erschien auf dem Display ein einzelner Name plus Rufnummer. Tyree. Aber die Rufnummer stimmte nicht mit der Nummer des Sheriffs überein, die Stone kannte. Er tippte sie ein. Nach mehrmaligem Rufton meldete sich eine Stimme. »Danny?«, fragte der Mann.

Sofort trennte Stone die Verbindung. Tatsächlich erreichte man unter der Rufnummer Tyree. Stone hatte seine Stimme erkannt. Warum hatte Danny im Handy unter dem Namen des Gesetzeshüters eine zweite Rufnummer an versteckter Stelle abgespeichert? Und wenn es eine Geheimnummer war, warum hatte er sie sich nicht einfach gemerkt? Warum hatte er sie so gespeichert, dass selbst jemand wie Stone sie leicht finden konnte?

Wieder warf Stone einen Blick auf die reguläre Liste. Es standen auch die Telefonnummern von Abbys Haus und vom Restaurant darauf, also Nummern, die Danny längst auswendig kennen müsste. Spontan rief er Abby an und schilderte ihr seine Unterhaltung mit Danny, ließ die Entdeckung einer zweiten Rufnummer Tyrees auf dem Handy ihres Sohnes jedoch unerwähnt.

»Macht es Danny Schwierigkeiten, sich Zahlen zu merken, Abby?«

»Schon seit der Highschool. Die Ärzte meinten, die vielen Gehirnerschütterungen, die er beim Footballspielen erlitten hat, wären schuld daran. Ich habe Willie schon früh geraten, mit diesem Sport aufzuhören, aber seine Begeisterung war einfach zu groß. Er war am Boden zerstört, als er wegen seines Knies nicht für die Virginia Tech spielen durfte. Warum willst du das wissen?«

»Ach, nur so. Ich sitze hier rum und muss die Zeit totschiagen. Danke.«

Als Stone das Gespräch beendete, hörte er ein Rumpeln draußen auf dem Flur. Er schaute gerade noch rechtzeitig hinaus, um einen Pfleger einen Wagen voller Kartons vorbeischieben zu sehen.

Dieser im Grunde alltägliche Anblick löste bei Stone eine außergewöhnliche Reaktion aus: Mit einem Mal fiel ihm der Groschen von ganz allein.

Sechzig, nicht achtzig Kartons. Schwarzer Staub statt der normalen rötlichen Erde. Und Bergleute, die den Ort verlassen, um ihre Methadoncocktails abzuholen, lange bevor der Morgen graut.

Zwar erregte es den Eindruck einer plötzlichen Eingebung, aber Stone wusste, dass es sich keineswegs so verhielt. Unbewusst waren diese Beobachtungen schon länger durch seinen Verstand gestrudelt, ohne ein Ganzes zu bilden. Jetzt aber war es endlich an die Oberfläche gedrungen.

Er nahm Abbys Tasche aus dem Schrank und zog sich rasch frische Kleidung an. »Komm schon, du musst doch da sein, ich brauche dich«, murmelte er vor sich hin, als er die Tasche gründlicher durchsuchte. Er erinnerte sich genau daran, sie in die Tasche gesteckt zu haben.

Schließlich umschloss seine Hand die Pistole, die Abby ihm geliehen hatte. Er schob die Waffe in den Hosenbund und kaschierte die Ausbeulung mit einem Hemdzipfel. Gleich darauf lugte er um den Türrahmen. Als er das Schwesternzimmer unbesetzt sah, eilte er über den Flur davon. Wenn zu später Stunde die Krankenschwester kam, um ihm seine Medikamente zu geben, würde sie das Zimmer leer vorfinden.

Er wusste nicht, dass den Schwestern die gleiche Entdeckung in Dannys Zimmer bevorstand, denn eine Stunde zuvor hatte Danny seinen Aufpasser ausgetrickst und war aus der Klinik entwichen.

Knox tuckerte in die Ortschaft namens Divine, ohne so recht zu wissen, was er dort erwarten sollte. Inzwischen war es spät und dunkel, und längs der Hauptstraße war kaum noch ein Licht zu sehen. Knox fuhr die Straße entlang und schaute nach rechts und links, obwohl er nicht damit rechnen durfte, dass John Carr an irgendeiner Ecke lümmelte und seine Ankunft abpasste. Knox kam an einem Lokal mit Namen *Rita's Restaurant & Bar* vorbei. Außerdem gab es ein Gerichtsgebäude und ein Sheriffbüro mit Gefängnis, in denen sich um diese Uhrzeit jedoch kein Mensch aufzuhalten schien. Knox überlegte, ob er den örtlichen Gesetzeshüter wecken sollte, aber bisher waren die Cops in diesem Landstrich bestenfalls nutzlos für ihn gewesen. Diesmal wollte er etwas anderes probieren.

Knox bog von der Hauptstraße ab und setzte die Fahrt – so zeigte es jedenfalls der Bordkompass an – nach Osten fort. Knox' natürlicher Orientierungssinn hatte nach dem Befahren

ungezählter Serpentinien, wie sie überall in den zerklüfteten Appalachen verliefen, längst kapituliert.

Knox verminderte die Geschwindigkeit, als er etwas bemerkte, das wie die Trümmer eines Wohnmobils aussah. Auf den ersten Blick ging seine Vermutung dahin, dass hier ein Tornado gewütet hatte, doch die Bäume und die Erde rund um die Überreste des Fahrzeugs waren offensichtlich nicht von einem Twister in Mitleidenschaft gezogen worden. Knox hielt an, stieg aus und nahm die Stätte der Verwüstung in Augenschein.

Angesichts der geschwärzten, zerfetzten Trümmer und des erschreckenden Radius ihrer Verteilung drängte sich Knox der Schluss auf, dass eine Explosion die Ursache gewesen sein musste. Das war eine Auffälligkeit. Sie bedeutete nicht zwangsläufig, dass John Carr sich in der Nähe befand, aber immerhin hatte sich hier etwas Außergewöhnliches ereignet.

Knox umrundete das Kaff und kehrte zurück in den Ortskern, wo er eine kleine Absteige entdeckte. Er parkte in einigem Abstand vom Eingang und schlenderte dorthin. Unterwegs hielt er wachsam die Augen nach Carr auf.

Er klopfte an die Haustür, musste aber noch fünf Minuten länger pochen, bis er endlich hörte, dass sich innen ohne jede Eile regelmäßige Schritte näherten.

Die Tür wurde geöffnet. Auf der Schwelle stand ein verschrumpelter Greis, dem Büschel weißen Haars die Schläfen umkräuselten. Der Alte starrte Knox ungehalten ins Gesicht. »Wissen Sie, wie spät es ist, junger Mann?«

Seit wenigstens zwanzig Jahren war Knox nicht mehr »junger Mann« genannt worden. Er setzte sein gequältes amtliches Lächeln auf. »Bitte entschuldigen Sie. Leider bin ich erheblich später eingetroffen, als ich es mir vorgenommen hatte.«

»Soll das heißen, Sie sind mit Absicht nach Divine gekommen?«, fragte der Alte ungläubig.

»Gibt's hier ein Gesetz dagegen?«, stellte Knox eine Gegenfrage und lächelte umso breiter – auf entwaffnende Weise, wie er hoffte.

»Was wollen Sie denn bei uns?«, erkundigte der Greis sich in schroffem Tonfall.

So viel zur Wirkung seines entwaffnenden Lächelns. »Im Moment suche ich bloß eine Schlafstelle, Mister ...?«

»Sagen Sie einfach Bernie. Bedauere, ich bin ausgebucht.«

Über die Schulter blickte Knox auf die nachtschwarze Straße. »Ist jetzt in Divine Hochsaison?«

»Ich hab nur zwei Zimmer zu vermieten.«

»Ach so. Nun, es verhält sich folgendermaßen: Ein Kumpel und ich sind hier verabredet. Vielleicht haben Sie ihn ja gesehen. Ein großer, hagerer Bursche, ungefähr sechzig, mit kurzen weißen Haaren.«

»Ach, Sie meinen Ben? Er hat eines meiner Zimmer gemietet, aber er ist derzeit nicht im Haus.«

»Haben Sie eine Vorstellung, wo er stecken könnte?«

»Drüben in der Klinik.«

»Klinik? Was macht er da? Hat er sich verletzt?«

»Um ein Haar wäre sein Arsch in die Luft geflogen. Bob und Willie Coombs haben bei der Explosion dran glauben müssen, aber Ihr Kumpel ist ganz knapp verschont geblieben.«

Knox zwang sich zu einem ruhigen, gleichmäßigen Tonfall. »Und wo ist diese Klinik? Ich möchte gern wissen, wie es ihm geht.«

»Oh, er ist wohlauf. Wir alle sind sehr froh darüber. Ben ist ein richtiger Held.«

»Wie das?«

»Er hat verschiedene Mitbürger aus dem Dreck gezogen. Danny Riker, als er in der Eisenbahn Ärger mit Schlägern hatte. Willie Coombs, als er fast an Pillen verreckt wäre. Ben hat beide gerettet. Und dann ist Danny sogar hier bei uns im Ort überfallen worden. Und da hat Ben ihn ein zweites Mal

beschützt. Er soll drei Schlägertypen umgehauen haben. So hat man's mir jedenfalls erzählt.«

»Oh ja, das klingt genau nach Ben. Er ist immer und überall mittendrin gewesen. Ich werde ihm einen Gruß von Ihnen ausrichten, wenn ich bei ihm in der Klinik bin. Wo war die noch mal?«

Bernie erklärte ihm die Strecke. »Die Besuchszeit ist aber längst vorbei.«

»Ich werde versuchen, mir den Weg frei zu quatschen. Aber falls das nicht klappt – gibt es hier irgendwen, der mir behilflich sein könnte?«

»Wenden Sie sich am besten an Abby Riker. Sie wohnt auf der Mittsommerfarm.« Bernie erklärte Knox auch diese Strecke. »Nach allem, was man munkelt, stehen sie und Ben sich inzwischen ziemlich nah.«

Als sie sich verabschiedeten, drückte Knox dem alten Gentleman einen Zwanziger in die Hand. »Von mir aus können Sie gern im Vorderzimmer schlafen«, sagte Bernie und wies auf die Räumlichkeit hinter ihm.

»Danke. Vielleicht muss ich auf das Angebot zurückkommen.«

Auf dem Rückweg zum Geländewagen versuchte Knox die Ruhe zu bewahren. Er stieg auf den Fahrersitz, ließ den Motor an und fuhr los. Während er den Wagen mit einer Hand über die verschlungene Landstraße steuerte, klappte er mit der anderen das Handschuhfach auf, holte die Neun-Millimeter-Pistole heraus und legte sie auf den Beifahrersitz.

Ich komme, John Carr.

Annabelle senkte den Blick auf ihr summendes Handy. »Wer ruft denn mitten in der Nacht an?«

»Vielleicht Reuben«, meinte Caleb, der am Steuer saß.

»Nein, diese Nummer kenne ich nicht.« Annabelle schnippte den Deckel des Handys auf. »Hallo?«

»Annabelle? Wie steht es um euch?«

»Verflixte und zugenäht«, schnauzte Annabelle, »was willst du denn?«

»Ich freue mich auch, deine Stimme zu hören«, antwortete Alex Ford mit heiterer Ironie.

»Hör mal, ich bin sehr beschäftigt, Alex.«

»Kann ich mir denken.«

»Von wo rufst du an? Ich kenne die Nummer nicht.«

»Von einem öffentlichen Telefon.«

»Warum denn das?«

»Weil ich mir verdammt sicher bin, dass die Telefone in meiner Wohnung, im Büro und obendrein mein Handy abgehört werden.«

»Weshalb?«, fragte Annabelle. »Sitzt Knox dir noch immer im Nacken?«

»Darum melde ich mich ja bei dir. Ich habe einen beinahe verzweifelten Anruf von Knox' Tochter Melanie bekommen. Sie ist Anwältin im D. C. Ihr Vater ist verschwunden.«

»Nein, ist er nicht. Er verfolgt Oliver, und wir verfolgen ihn.«

»Und wo findet diese abenteuerliche Verfolgungsjagd statt?«

»In den malerischen Bergeinöden im südwestlichen Virginia. Du kannst Klein-Melanie also ausrichten, dass ihr Dad sozusagen in Kur ist. Jedenfalls bis auf Weiteres.«

»Das ist noch nicht alles. Sein Haus ist von jemandem durchwühlt worden, der irgendetwas gesucht hat, und ich spreche hier von keinem Allerweltseinbruch. Außerdem hatte ich Besuch von einem Mann namens Macklin Hayes.«

»Sagt mir nichts.«

»Wie auch. Er ist ein ehemaliger Dreisternegeneral, der jetzt im Geheimdienst tätig ist. Er genießt eine ähnliche Reputation wie Carter Gray, ist aber noch fieser und gemeiner. Er ist Knox' Chef, weiß aber nicht, wo der Bursche gegenwärtig steckt. Das heißt, Knox handelt derzeit auf eigene Faust.«

»Warum sollte er das tun?«

»Er könnte auf etwas gestoßen sein, das darauf hindeutet, was sich hinter alldem verbirgt, und vielleicht ist ihm dabei mulmig geworden. Ich glaube nicht, dass Knox ein Killer ist. Er ist ein Fahnder, und wenn Hayes ihn auf Oliver angesetzt hat, muss er sein bester Mann sein. Für mich ist klar, dass Knox den Auftrag hat, Hayes' Todesschwadron anzufordern, sobald er Oliver findet, damit sie den Rest erledigt.«

»Was könnte Knox entdeckt haben, dass er auf Distanz zu Hayes geht?«

»Keine Ahnung. Wie dicht seid ihr Oliver auf den Fersen?«

»Schwer zu sagen. Wir haben das abzusuchende Gebiet auf vier Ortschaften eingegrenzt, soweit wir die Lage überblicken. In zwei Orten waren wir schon, jetzt sind wir unterwegs zum dritten Kaff.«

»Sind Caleb und Reuben bei dir?«

»Natürlich. Wir sind der Camel Club.«

»Was davon übrig ist.«

»Ja, wir haben starken Mitgliederschwund. Manche gehen freiwillig, andere hatten keine Wahl.«

»Annabelle, ich bemühe mich, euch zu helfen, ja? Indem ich bloß mit dir telefoniere, nehme ich ein großes Risiko auf mich.«

»Niemand hat dich gebeten, dich irgendwelchen Risiken auszusetzen, Alex. Beschränk dich auf dein gemütliches, sicheres Regierungsbeamtendasein.«

»Irgendetwas an dir pisst mich an. Was mag das nur sein?«

»Bestimmt mein mädchenhafter Charakter.«

»Dann hör mal zu, Mädchen. Wenn Knox tatsächlich eigenmächtig handelt, wird er für Hayes zur Zielperson, genau wie Oliver. Hayes wird sie beide auslöschen wollen – und jeden, der zufällig danebensteht.«

»Diese Gefahr nehmen wir drei auf uns.«

»Dass *du* sie auf dich nimmst, weiß ich, aber hast du mal daran gedacht, die beiden anderen zu fragen?«

»Ich brauche sie nicht zu fragen. Dass sie bei mir sind und mitziehen – im Gegensatz zu gewissen anderen Leuten –, spricht für sich.«

Caleb sah Annabelle beunruhigt an.

»Na schön, aber sag ja nicht, ich hätte euch nicht gewarnt.«

»Danke für deine große Hilfe.« Annabelle trennte die Verbindung und warf das Handy beiseite.

»Wenn ich mich nicht irre«, meinte Caleb, »hat das Gespräch keinen allzu erquicklichen Verlauf genommen.«

»So kann man es ausdrücken.«

»Was hat er denn gesagt?«

»He, guck mal, da ist Reuben.«

Am düsteren Straßenrand winkte der Lange ihnen zu. Sie hielten. Wenige Minuten später hatten sie das Motorrad im Laderaum des Lieferwagens verstaut. Als sie weiterfuhren, informierte Annabelle ihre Begleiter über das, was Alex ihr mitgeteilt hatte. Als Hayes' Name fiel, erblasste Reuben.

»Macklin Hayes?«, fragte er.

»Ja«, bestätigte Annabelle. »Kennst du ihn?«

Reuben nickte. »Ich habe beim Verteidigungsnachrichtendienst unter ihm gedient. Und ich habe fast überall auf der Welt für ihn im Einsatz gestanden. Der gute General stand berechtigterweise in dem Ruf, seine Männer krepieren zu lassen, wenn es zum Debakel kam. Einmal bin ich selbst eines seiner Bauernopfer gewesen. Aber seine Weste ist immer weiß geblieben. Deshalb sitzt das Arschloch heute dort, wo es sitzt.«

»Tja, anscheinend ist er jetzt hinter Oliver und Knox her.«

»Dann hat Hayes die Absicht, Oliver zu liquidieren?«, fragte Reuben.

»Aber wir sind dem Macker voraus«, sagte Annabelle, die Reubens nervösen Gesichtsausdruck bemerkte. »Und wenn er dich schon einmal hintergangen hat, Reuben«, fügte sie hinzu, »findest du jetzt eine Gelegenheit, mit ihm abzurechnen.«

»Mit einem Oberbonzen wie Macklin Hayes kann man nicht abrechnen, Annabelle«, erwiderte Reuben. »Er hat eine Armee im Rücken und die schwärzeste Seele, die man sich vorstellen kann, und er ist heimtückisch und hinterlistig. Ich habe nie gehört, dass er jemals den Kürzeren gezogen hätte.«

»Wir können den Kerl austricksen, Reuben.«

»Wir wissen doch gar nicht, ob Knox diesem Hayes wirklich weggelaufen ist«, sagte Caleb. »Das ist bloß Alex' Meinung. Vielleicht arbeiten die beiden in Wahrheit zusammen. Hayes' Besuch bei Alex könnte ein Täuschungsmanöver gewesen sein.«

»Das ergibt doch keinen Sinn, Caleb«, erwiderte Annabelle.

»Es ergibt so viel Sinn wie die Tatsache, dass wir durch die Pampa fahren, um Oliver zu finden, während die CIA das Gleiche tut. Bist du wirklich der Überzeugung, wir könnten Erfolg haben? Und was machen wir, sollten wir Oliver zuerst aufspüren? Können wir ihn spurlos verschwinden lassen, obwohl Heerscharen von Leuten nach ihm fahnden? Für so was sind wir keine Experten.«

»Ich schon«, antwortete Annabelle.

»Na gut. Aber ich nicht. Unterstellen wir mal, wir schaffen es, Oliver verschwinden zu lassen. Was dann? Soll ich nach unerklärter Abwesenheit an meinen Arbeitsplatz in der Bibliothek zurückkehren? Glaubst du, man wird sich nicht auf mich stürzen?« Caleb heftete den Blick auf Reuben. »Und wenn man mir mit dem Surfbrett kommt, gestehe ich alles. Ich bin nicht so naiv, mir einzubilden, ich wäre für so was geschaffen. Und danach wandere ich für den Rest des Lebens in den Knast. Großartig.«

»Verdammt noch mal«, sagte Annabelle hitzig, »weshalb hast du dich mir angeschlossen, wenn du so denkst?«

»Weil Oliver uns etwas bedeutet und weil wir ihm helfen wollen«, sagte Reuben.

»Und inzwischen habt ihr es euch anders überlegt?«

»So einfach ist das nicht, Annabelle.«

»Doch, Reuben, ist es«, widersprach sie mit zornigem Nachdruck. »An der Sache selbst hat sich nichts geändert. Demzufolge muss sich eure Einstellung geändert haben.« Sie blickte zwischen Reuben und Caleb hin und her. »Also, was nun? Wollt ihr aufgeben? Zurück nach Hause? Von mir aus! Seht zu, dass ihr abhaut. Es ist nicht so, dass ich euch brauche.« Beklommen blickten Reuben und Caleb einander an. »Fahr an den Straßenrand, Caleb«, verlangte Annabelle. »Ich will aussteigen.«

»Reg dich erst mal ab, Annabelle«, sagte Reuben, dessen Stimme ein wenig lauter geworden war.

»Nein! Ich reg mich nicht ab! Ich kann nicht glauben, dass ihr zwei und Alex solche Memmen seid und ...«

»Halt die Klappe!«, brüllte Reuben.

Annabelle zog ein Gesicht, als hätte er sie auf den Mund geschlagen. Reuben starrte sie an. In seinen Augen erkannte sie, dass er seine Wut kaum noch bezähmen konnte. »Ich habe für die Heimat im Krieg gekämpft. Ich habe mir für die Heimat den Arsch zerschießen lassen. Weil ich an Olivers kleinen Abenteuern teilgenommen habe, hätte ich ein Dutzend Mal fast ins Gras gebissen. Ich habe ihn gern wie einen Bruder, und er war für mich da, als ich niemand anders hatte. Ich bin mit ihm in eine Todesfalle namens Murder Mountain gegangen, und um ein Haar hätten wir sie nicht lebend verlassen. Und weißt du, wer an unserer Seite stand? Alex Ford. Er hat seine Laufbahn aufs Spiel gesetzt, obwohl er es nicht nötig hatte, sich aus dem Fenster zu lehnen. Auch ihn haben Kugeln erwischt. Er ist gegen einen Trupp halb verrückter koreanischer Ninjas angetreten, die uns die Gurgel durchschneiden wollten. Er hat dem Präsidenten der Vereinigten Staaten als Kugelfang gedient und hat uns allen fast im Alleingang aus dem Dreck geholfen.« Er schaute Caleb an. »Und dieser Mann wurde niedergeschlagen und entführt, ist beinahe erstickt und wäre fast in die Luft gesprengt worden – ein Mann,

der Oliver und mir mehrmals den Hals gerettet hat. Und beide mussten wir verkraften, dass man einen unserer engsten Freunde umgelegt hat. Bei alldem haben wir jedes Mal erhobenen Hauptes durchzuhalten versucht. Und jetzt stecken wir hier mitten im elendsten Nirgendwo und versuchen Olivers Leben zu schützen, während uns ein verrücktes Arschloch im Nacken sitzt, gegen das Charles Manson wie ein Bettsockenträger wirkt. Wenn du uns trotzdem als Memmen bezeichnest ... okay, Lady, dann bekennen wir uns dazu. Wir sind Memmen.«

Während der nächsten Minute waren in der Enge der Fahrerkabine nur Reuben Rhodes' schwere Atemzüge zu vernehmen.

Annabelle starrte ihn an. Die verschiedensten widerstreitenden Empfindungen spiegelten sich in ihrem Gesicht, bis schließlich ein Gefühl die Oberhand gewann. »Ich bin eine Idiotin, Reuben. Es tut mir leid. Es tut mir ehrlich leid.«

»Ach ja? Na dann ...« Mit gerötetem Gesicht starrte Reuben auf den Fahrzeugboden und drosch die Faust auf den Sitz.

»Vielleicht sollten wir einfach weitermachen«, schlug Caleb vor, ehe Annabelle etwas sagen konnte.

Reuben lächelte ihm grimmig zu. »Ist ja nicht das erste Mal. Und hoffentlich auch nicht das letzte Mal.«

Annabelle nahm die Männer bei den Händen. »Mir wird gerade etwas klar«, sagte sie.

»Und was?«, fragte Caleb.

»Dass ich mein großes Maul halten sollte. Ich benehme mich, als wäre ich hier die Anführerin, dabei bin ich noch nicht mal vollwertiges Mitglied des Camel Club. Ich habe mir die Mitgliedschaft noch gar nicht verdient.«

»Du machst Fortschritte«, sagte Reuben und lächelte ihr knapp zu. Annabelle erwiderte sein Lächeln und drückte beiden Männern die Hand.

»Wie heißt der nächste Ort auf der Liste?«, fragte Reuben.

Caleb blickte auf das Blatt. »Divine.«

Mit gezogener Pistole ging Stone in die Hocke. Es gefiel ihm nicht, in dieser Situation allein zu sein, aber da Tyree sich derzeit mit Nachforschungen befasste, konnte er schwerlich irgendwelche Unterstützung finden. Schon reihten sich die Geländewagen der Methadoncocktail-Brigade auf: rostige Autos und ebenso verschlissene Bergleute, die ihre Cocktails abholten. Hier jedoch wurde er nicht verabreicht. Die Männer kamen aus der alten Scheune im rückwärtigen Bereich von Abby Rikers Grundstück. Sie trugen große Kartons, die sie in die Geländewagen luden und mit Planen bedeckten. Dann fuhr die Kolonne ab.

Stone hätte sich in den Hintern treten können, weil er die Wahrheit nicht schon eher durchschaut hatte. Als er die Kolonne am allerersten Abend seines Aufenthalts in Divine gegen zwei Uhr sah, hatte Danny ihm erklärt, die Männer stünden so früh auf, weil sie um sieben Uhr die Schicht im Bergwerk beginnen müssten. Doch vom Ort bis zur Klinik und zurück dauerte die Fahrt lediglich zwei Stunden. Stone war die Strecke selbst mehrere Male gefahren. Doch er hatte die Kolonne gegen fünf Uhr morgens an der Methadonklinik vorfahren sehen.

Und im Gerichtsgebäude hatte er einen unerlaubten Blick auf den Lieferschein der Formularkartons geworfen. Darauf hatte man die Anlieferung von achtzig Kartons vermerkt, aber es waren nur sechzig da gewesen: Sechs Kartons hoch war der Stapel gewesen und zehn Kartons breit. Stone hatte sich nichts dabei gedacht, bis ihm die Diskrepanz in der Fahrtzeit der Bergleute auffiel. Eine wenigstens drei Stunden längere Fahrt, fehlende Kartons ...

Und noch etwas. Stone blickte auf die Wiese vor der Scheune. Zwar hatte er diese seltsame Beobachtung schon gemacht, als er hier arbeitete, hatte aber keinen Gedanken daran verschwendet: Das Gras war plattgewalzt und schwarz

von den schmutzigen Reifen der Geländewagen, wenn die Männer hier vorfuhren, um die Fracht abzuholen. So wie die Zufahrt an der Schlangengrube, aus der er sich nur knapp hatte befreien können ... schwarzer Lehm, schwarzes Gras: Er hätte eher darauf aufmerksam werden müssen.

Nun stellte sich nur noch eine große Frage: Was war in den Kartons?

Nachdem jetzt fast alle Unklarheiten beseitigt waren, glaubte Stone auch die Antwort auf diese Frage zu kennen. Aber ergab sich die Gelegenheit, Gewissheit zu erlangen?

Ein Geländewagen parkte noch vor der Scheune. Der Fahrer lud Kartons ein. Bevor er die Plane darüberlegte und sie festzurte, öffnete er einen Karton und holte einen kleinen schwarzen Beutel heraus. Das Gleiche hatte Stone bei jedem der Fahrer beobachtet. Der Mann klappte den Karton zu und verzurrte die Plane, als ein Kollege, der beim Einladen geholfen hatte, ihm etwas zurief. Gemeinsam betraten die Männer die Scheune.

Stone steckte die Pistole in den Hosenbund und schlich geduckt aus dem Schatten der Bäume zu dem Fahrzeug. Ein heller Vollmond stand am Himmel, sodass die Nacht längst nicht so dunkel war wie sonst. Stone erreichte den Wagen, wobei er die Scheune im Auge behielt. Er schob die Plane beiseite und zog vorsichtig einen der Kartons zu sich heran. Zum Glück war der Deckel nicht zugeklebt. Stone hob ihn ab und schaute in den Karton.

Er hatte recht. Im Karton lagen Klarsichtbeutel voller Pillen, die nach verschreibungspflichtigen Medikamenten aussahen. Wahrscheinlich Oxycodon. Eine einzige Pille kostete auf der Straße zweihundert Dollar, hatte Willie erwähnt. Demnach musste allein dieser Karton den Gegenwert mehrerer Millionen Dollar enthalten.

Und in den schwarzen Beuteln, die eben die Drogenkuriere an sich genommen hatten, war vermutlich ihr Lohn für den Transport des Stoffes zum nächsten Etappenziel. Der letztend-

liche Bestimmungsort war vermutlich eine Großstadt an der Ostküste. Wenn sämtliche Mitarbeiter einer Firma Drogenabhängige waren, hatte man ein sehr starkes Druckmittel gegen sie in der Hand. Diese Leute würden alles tun, solange sie nur ihren Stoff bekamen – eine Droge, die sie sich sonst nicht leisten könnten. Es war ein brutales Vorgehen, das bei Drogenhändlern aber nicht verwundern konnte.

Plötzlich spürte Stone, dass jemand hinter ihm war, und fuhr herum, doch einen Sekundenbruchteil zu spät – er hatte die Pistolenmündung schon am Kopf.

»Eine falsche Bewegung«, hörte Stone einen Mann sagen, »und Sie sind tot.« Stone fühlte, wie der Mann ihn mit der freien Hand auf geübte Weise abtastete; dann riss er ihm die Pistole aus dem Hosenbund und warf sie ins Gras. Mit einem Fußtritt beförderte er die Waffe unter den Geländewagen.

Stone rührte sich nicht. Mit einem Klarsichtbeutel voller Pillen in der Hand stand er da.

»Zum Teufel, was ist das?«, fragte der Fremde.

»Verschreibungspflichtige Pillen, die illegal vertrieben werden«, sagte Stone verwirrt. »Wer sind Sie eigentlich?«

»Joe Knox, CIA. Und Sie sind John Carr.«

Stone wusste nicht, ob er erleichtert sein sollte, dass er es in dieser verfänglichen Situation mit der CIA zu tun bekam und nicht mit den Drogenfahndern. »Tja, Mr. Knox«, sagte er, »Sie sind hier soeben in einen laufenden Drogentransport hineingetaucht.«

»Was?«

»Erlauben Sie mir den Vorschlag, dass wir die Unterhaltung woanders fortsetzen.« Stone deutete auf die Männer, die soeben die Scheune verließen.

»He!«, schrie einer von ihnen, als er Stone und Knox neben dem Geländewagen stehen sah. Plötzlich hielten sie Gewehre und Pistolen in den Händen. Aus der Scheune eilten weitere Männer ins Freie.

»Nichts wie weg, Knox!«, rief Stone. Er und Knox benutzten das Fahrzeug als Deckung und suchten das Weite, flohen in den Wald. Die Männer liefen ihnen nach, zielten mit den Waffen auf sie.

»Verdammt noch mal«, schimpfte Knox, der dicht an Stones Seite rannte, »was ist hier eigentlich los?«

»Ihr Timing war so miserabel wie meine Wahl des Verstecks.« Stone blickte sich um. »Aufgepasst!« Er packte Knox am Ärmel und zog ihn von dem Waldweg, über den sie gerannt waren. Einen Sekundenbruchteil später trennte eine Gewehrku­gel einem Baum, an dem Knox soeben vorbeigestürzt war, einen Ast ab.

Knox hob die Pistole über den Kopf und feuerte weitgefächert vier Schüsse ab, um Zeit zu schinden. Das einzige Ergebnis aber war ein Kugelhagel seitens der Verfolger. Ein Projektil streifte Knox' rechten Arm und schlug in einen Baumstamm ein.

»Verdammt!« Knox umklammerte den verletzten Arm, lief aber weiter.

Blitzartig entwand ihm Stone die Pistole, wirbelte herum und feuerte das Magazin auf die Verfolger ab. Einer wurde getroffen. Die übrigen Schüsse trieben die Männer in Deckung.

»Schnell! Da lang!«, rief Stone. Sie überquerten ein Rinn­sal, gelangten auf die asphaltierte Landstraße, sprangen mit drei Sätzen darüber hinweg und flüchteten auf der anderen Seite wieder in ein Waldstück. »Wie steht's mit dem Arm?«

»Habe schon Schlimmeres erlebt.«

»Haben Sie ein Reservemagazin?«, fragte Stone.

Knox kramte in der Tasche und warf Stone ein gefülltes Magazin zu. »Jetzt tut es mir leid, dass ich Ihnen die Knarre weggenommen habe.«

»Mir auch.« Stone stieß das Reservemagazin in die Waffe und hielt sie schussbereit.

»Wir können denen nicht entkommen«, sagte Knox. Er keuchte, während er nervös die Pistole in Stones Hand betrachtete.

»Nein, wohl kaum. Die Kerle sind wesentlich jünger als wir.«

»Sie sind ein verdammt guter Schütze.«

»Das wird uns diesmal wohl nichts nützen.«

»Sie sind John Carr, stimmt's?«

»John Carr ist tot.«

»Das heißt dann wohl ja.«

Ein neuerlicher Kugelhagel zwang die beiden Männer, in östliche Richtung auszuweichen. Sie kämpften sich einen Abhang hinauf. Beide keuchten und wurden rasch langsamer. Stone glitt im Schlick aus und stürzte. Knox beugte sich vor und half ihm hoch. Fast hatten sie die Hügelkuppe erreicht.

»Gehen Sie hinter dem Baum da in Deckung, Knox«, sagte Stone japsend. »Hier haben wir einen Geländevorteil, den ich nicht ungenutzt lassen will.«

Knox verbarg sich hinter einem Baumstamm und beobachtete, wie Stone geschickt auf eine Eiche kletterte und sich der Länge nach auf einem dicken Ast ausstreckte. Sobald der erste Verfolger aus dem Gehölz zum Vorschein kam, eröffnete er das Feuer. Der Mann schrie auf und brach zusammen. Ihm folgten zwei weitere Männer. Als sie die Waffen hochrissen, schoss Stone einem der Verfolger ins Bein. Im nächsten Moment pfiß abermals ein Kugelhagel heran. Stone erwiderte den Beschuss und bestrich die gegenüberliegenden Baumreihen mit Projektilen. Dann sprang er vom Baum, huschte zu Knox hinüber und drückte ihm die Waffe in die Hand.

Verdutzt blickte Knox ihn an. »Ist Ihnen klar, dass ich hier bin, um Sie wegen der Ermordung Carter Grays und Senator Simpsons festzunehmen?«

»Ja doch.«

»Warum geben Sie mir dann die Waffe zurück?«

»Weil sie leer ist.«

Schnell liefen sie weiter – jedenfalls so schnell, wie zwei ältere Gentlemen es in hügeligem Gelände schafften.

»Scheiße!«, entfuhr es Knox. Jetzt hörten sie, dass sich auch vor ihnen Männer näherten.

»Sie haben uns überholt«, ächzte Stone.

Sie verharreten, als vier Männer mit Gewehren aus den Sträuchern hervorbrachen und die Waffen auf sie anlegten. Auch hinter Stone und Knox erschienen vier Verfolger und richteten ebenfalls Gewehre auf sie.

Knox streckte die Hand mit der Pistole in die Höhe. »Bringt es Sie zur Vernunft«, rief er, »wenn ich Ihnen sage, dass ich Geheimdienstagent bin und hinter mir eine größere Abteilung Kollegen eingreifbereit steht?«

Ein Mann gab einen Schuss ab, der Knox' rechtes Ohr nur um wenige Zentimeter verfehlte. »Beantwortet das Ihre Frage?«, rief der Schütze. »Und nun legen Sie ganz langsam die Knarre hin.«

Stone hatte befürchtet, dass die Verfolger von Tyree angeführt wurden; diesen Mann aber kannte er nicht.

»Ich bin nur hier, weil ich den Burschen da in Gewahrsam nehmen muss«, sagte Knox und deutete auf Stone. »Alles andere interessiert mich einen Dreck.«

»Na klar, und wir gehen wieder ganz entspannt unseren Geschäften nach und bauen darauf, dass Sie und Ihr Kumpel die Fresse halten. Weg mit der Waffe! Na los, ich sag's nicht noch einmal.«

Knox bückte sich und legte die Pistole auf die Erde. Einer der Männer trat vor, nahm erst die Waffe an sich und erleichterte Knox danach auch um seine Brieftasche und das Handy. Dann wiederholte er beides bei Stone.

Der Mann, der den Warnschuss abgefeuert hatte, klappte Knox' Brieftasche auf und sah sich die Ausweise an. Anschließend musterte er Knox und schüttelte langsam den Kopf. »Wir haben hier unten ein gewaltiges Problem«, sagte er dann in ein Funksprechgerät. Nach einer ungefähr

einminütigen Unterhaltung steckte er das Funksprechgerät in eine Gürtelhalterung.

»Legen wir sie sofort um?«, fragte ein Mann.

»Nein«, lautete die barsche Antwort. »Wir müssen uns gründlich überlegen, wie wir diese Scharte auswetzen.« Der Schütze winkte den Männern. »Fesselt sie.«

Rasch umringten die Bergleute Knox und Stone und verschnürten sie auf fachmännische Weise. Dann trugen sie die beiden Gefangenen zur Landstraße und legten sie bäuchlings auf die Ladefläche eines Kleinlasters. Der Wagen fuhr ab, während der Rest der Gruppe in Geländewagen stieg, die dahinter geparkt waren.

Fünf Minuten später schaukelte der Kleinlaster von der Landstraße auf eine Waldlichtung, wo er in einem Aufstieben aus Erdkrumen und abgerissenen Grashalmen rumpelnd zum Stehen kam.

Stone hörte das Geräusch am Himmel eher als Knox. »Ein Hubschrauber.«

Der Helikopter landete neben dem Kleinlaster. Der Sturm, den der Rotor entfachte, war so stark, dass es Stone und Knox erhebliche Mühe bereitete, das Gleichgewicht zu halten, zumal sie gefesselt waren, als man sie nun von der Ladefläche des Kleinlasters in den Helikopter stieß. Nach ihnen stiegen zwei Bewaffnete zu; dann hob der Hubschrauber ab.

»Wohin fliegen wir?«, fragte Knox. Als die Männer keine Antwort gaben, sah er Stone an. »Haben Sie eine Ahnung?«

Stone betrachtete das Innere der Maschine. Bisher hatte er in dieser Gegend nur einen einzigen Hubschrauber gesehen. »Ich glaube, wir fliegen nach Dead Rock.«

»Dead Rock? Was ist das?«

Stone schaute zum Fenster hinaus. »Das da.«

Knox rückte näher und blickte hinunter auf die Lichter der Gefängnisanlage.

»Ein Hochsicherheitsknast«, erklärte Stone.

»Verdammt, wieso befördern Drogenkuriere uns zu einem Hochsicherheits...« Knox verstummte. Sein Gesicht war aschfahl. »Verdammt. Jetzt sind wir gelemmt.«

»Allerdings.«

Als sie am Tag darauf am frühen Morgen die Hauptstraße von Divine entlangfuhren, beobachteten Annabelle, Reuben und Caleb die Leute auf den Gehwegen. Mehrere Passanten starrten argwöhnisch zu ihnen herüber.

»Kein allzu gastfreundliches Kaff hier, was?«, meinte Caleb.

»Warum sollten die Leute gastfreundlich sein?«, knurrte Reuben. »Sie wissen ja nicht, wer wir sind und was wir wollen. Sie wissen nur, dass wir nicht von hier sind.«

Nachdenklich nickte Annabelle. »Ja, wir müssen vorsichtig sein.«

»Vielleicht bleibt uns keine Zeit für allzu große Vorsicht«, wandte Reuben ein. »Knox hat einen beachtlichen Vorsprung. Wer weiß, ob er Oliver nicht schon gefunden hat.«

»Ich sehe etwas, wo wir einen Anfang machen könnten«, sagte Caleb.

Die Blicke des Trios fielen auf das Sheriffbüro neben dem Gebäude des Landgerichts.

»Halt an, Caleb«, sagte Annabelle. »Ich gehe rein.«

»Brauchst du Unterstützung?«, fragte Reuben.

»Im Augenblick nicht. Wir halten dich im Hintergrund für den Fall, dass etwas schiefgeht.«

»Was spielst du diesmal?«, fragte Caleb. »FBI-Agentin oder verlassene Ehefrau?«

»Weder noch. Ich hab was Neues.« Annabelle überprüfte im Innenspiegel Gesicht und Frisur; dann öffnete sie die Seitentür und stieg aus. »Falls ich in zehn Minuten nicht zurück bin, fahrt ans Ende der Straße. Dort treffen wir uns wieder.«

»Und wenn du nicht kommst?«, fragte Reuben.

»Dann dürft ihr davon ausgehen, dass ich den Auftritt verbockt habe. Dann fährt und fährt, ohne anzuhalten.«

Sie warf die Tür zu und betrat das Gebäude.

»Hallo?«, rief sie. »Hallo?«

Eine Tür schwang auf, und Lincoln Tyree kam in den kleinen Vorraum. »Kann ich Ihnen helfen, Ma'am?«

Annabelle betrachtete den hochgewachsenen Gesetzeshüter, der in frisch gestärkter Uniform, auf Hochglanz gewachsenen Stiefeln und mit düsterer Miene vor ihr stand. »Ich hoffe es«, sagte sie. »Ich suche jemanden.« Sie holte ein Foto heraus und zeigte es ihm. »Haben Sie diesen Mann gesehen?«

Tyree blickte auf Oliver Stones Foto, ließ sich aber nichts anmerken. »Warum kommen Sie nicht erst mal herein?« Er hielt ihr die Tür zum Büro offen.

Annabelle zögerte. »Ich möchte eigentlich nur wissen, ob Sie den Mann gesehen haben.«

»Und ich muss wissen, warum Sie ihn suchen.«

»Sie haben ihn also gesehen?«

Tyree wies mit der Hand ins Büro. Annabelle hob die Schultern und ging an ihm vorbei. Im Büro saß ein zweiter Mann. Er trug einen Seersucker-Anzug und eine rote Fliege.

»Das ist Charlie Trimble, der Herausgeber der Lokalzeitung.« Trimble schüttelte Annabelle die Hand. Tyree schloss die Tür und deutete auf einen Stuhl. Das Foto noch in der Hand, nahm er hinter seinem sorgfältig aufgeräumten Schreibtisch Platz.

»Okay, dann erzählen Sie mir mal, worum es eigentlich geht«, sagte Tyree.

»Es ist eine vertrauliche Angelegenheit«, antwortete Annabelle und heftete den Blick auf Trimble. »Nehmen Sie es mir bitte nicht übel, aber ich würde lieber unter vier Augen mit dem Sheriff sprechen.«

Trimble stand auf. »Wir können unsere Unterhaltung später fortsetzen, Sheriff.« Sein Blick streifte das Foto. Auch von der Seite konnte er erkennen, dass die darauf abgebildete Per-

son der Mann war, den er unter dem Namen Ben kannte. »Vielleicht können wir beide nachher auch noch ein bisschen miteinander plaudern, Ma'am.«

»Mein Name ist Susan Hunter«, sagte Annabelle, als Trimble gegangen war, und reichte Tyree einen professionell gefälschten Führerschein. »Der Mann auf dem Foto ist mein Vater. Es kann sein, dass er sich Oliver oder John nennt oder sich einen ganz anderen Namen zugelegt hat.«

»Wozu so viele Namen?«, erkundigte sich Tyree, besah sich die Fahrerlaubnis und gab sie Annabelle zurück.

»Mein Vater war vor vielen Jahren für die Regierung tätig. Er hat den Dienst unter ... nun ja, ziemlich ungewöhnlichen Umständen verlassen. Seither ist er gewissermaßen ständig auf der Flucht.«

»Ungewöhnliche Umstände? Ist er kriminell geworden?«

»Nein. Die ungewöhnlichen Umstände, von denen ich rede, sehen so aus, dass Feinde der Vereinigten Staaten ihn suchen, um ihn aus Rache zu töten, weil er ihre Pläne durchkreuzt hat.«

»Feinde? Wer?«

»Zum Beispiel Regierungen, die Ihnen nicht unbekannt wären. Ich kann nicht behaupten, dass ich über die ganze Geschichte Bescheid weiß, aber in der Zeit zwischen meinem sechsten Lebensjahr und meinem College-Einstieg sind wir vierzehn Mal umgezogen. Meinen Eltern wurden ständig neue Namen, Biografien und Berufe zugewiesen. Es gab Kontakte, die sich damit beschäftigt haben.«

»Dann waren Sie alle in einer Art Zeugenschutzprogramm?«

»In gewisser Weise. Mein Vater war ein echter amerikanischer Held, der sehr gefährliche Aufträge für die USA erledigt hat. Allerdings hatte dieses Heldentum seinen Preis. Und diesen Preis zahlen wir schon seit langem.«

Tyree rieb sich das Kinn. »Dadurch könnte sich mir eine Menge erklären.«

Eifrig beugte Annabelle sich vor. »Er ist also hier gewesen?«

Der Sheriff lehnte sich in den Bürostuhl. »Er war hier, ja. Er nannte sich Ben, Ben Thomas. Wie ist es Ihnen gelungen, ihm bis zu uns zu folgen?«

»Er hat mir eine verschlüsselte Nachricht übermittelt. Leicht war es nicht. Ich bin schon in fast jeder Kleinstadt in dieser Gegend gewesen und hatte beinahe schon die Hoffnung aufgegeben.«

»Nun, wie gesagt, er war hier. Aber jetzt ist er's nicht mehr.«

»Und wo ist er?«

»Als ich ihn das letzte Mal gesehen habe, lag er im Krankenhaus.«

»Im Krankenhaus? War er verletzt?«

»Er wäre um ein Haar in die Luft gesprengt worden, hatte aber Glück. Ich bin in aller Frühe in der Klinik gewesen, um mit ihm zu sprechen, aber da war er bereits fort.«

»Hat er das Krankenhaus freiwillig verlassen?«

»Keine Ahnung.«

»Er wäre fast in die Luft gesprengt worden, sagen Sie?«

»Ja. Hier sind in letzter Zeit einige rätselhafte Dinge geschehen. Noch blicke ich nicht durch. Ihr Vater hat mir geholfen. Übrigens wird nicht nur er vermisst, sondern auch ein junger Mann namens Danny Riker. Ich hatte zu seinem Schutz einen Aufpasser abgestellt, weil irgendjemand ihm ans Leder wollte. Aber irgendwie ist es Danny gelungen, sich ebenfalls aus dem Krankenhaus zu schleichen.«

»Und Sie haben keine Ahnung, wo mein Vater jetzt sein könnte?«

»Nein, Ma'am, tut mir leid. Ich wollte, ich wüsste es. Ich bin hier der einzige Polizist und völlig überlastet. Aber wenn Ihr Vater Nutznießer eines Zeugenschutzprogramms war, wieso ist er dann geflüchtet?«

»Vor ein paar Wochen wurde ein Mordanschlag auf ihn unternommen. Er hat mich in Sicherheit gebracht und sich anschließend abgesetzt. Der Anschlag war so professionell, dass mein Vater wahrscheinlich den Schluss gezogen hat, dass Insider daran beteiligt waren.«

»Nun, falls er gehofft hat, sich hier verstecken zu können und ein bisschen Ruhe und Frieden zu finden, hat er sich schwer getäuscht.«

»Was meinen Sie damit?«, fragte Annabelle.

Es kostete Tyree mehrere Minuten, ihr zu schildern, was sich seit Stones Ankunft in Divine zugetragen hatte. Annabelle lehnte sich zurück und stellte in rasender Eile Überlegungen an. Sie war nicht versessen darauf, in die seltsamen Geschehnisse verwickelt zu werden, die sich zurzeit in Divine zutrug, doch falls diese Vorfälle mit Stones Verschwinden im Zusammenhang standen, gab es wahrscheinlich keinen anderen Weg, um ihn ausfindig zu machen. Nervös strich sie mit den Händen über die Armlehnen des Stuhls. »Hat außer mir irgendjemand hier im Ort – ein Fremder, meine ich – Erkundigungen über meinen Vater eingezogen?«

»Nicht dass ich wüsste. Er hat bei Bernie gewohnt, einem Zimmervermieter gleich um die Ecke. Sie können ihn ja mal fragen.«

»Mach ich, Sheriff. Und vielen Dank.« Sie stand auf; auch Tyree erhob sich. »Gibt es hier sonst jemanden, der mir weiterhelfen könnte?«

»Ja, Abby Riker. Ihr gehört *Rita's Restaurant* weiter unten auf der Straße. Sie und Ben haben sich anscheinend sehr gut verstanden.«

Bildete Annabelle es sich ein, oder lag Eifersucht in der Stimme des Sheriffs?

»Danke.« Sie reichte ihm eine Visitenkarte. »Hier steht meine Rufnummer für den Fall, dass Ihnen noch etwas einfällt.«

Als Annabelle ging, blieb Tyree mit sorgenvoller Miene in seinem Büro stehen.

Offenbar hatte Charlie Trimble vor dem Haus auf Annabelle gewartet. »Vorhin habe ich zufällig das Foto des Mannes gesehen, nach dem Sie suchen«, sagte er. »Ich habe ihn wegen einiger Vorkommnisse interviewt, die sich hier kürzlich ereignet haben. Vielleicht hat der Sheriff Sie eingeweiht ...?«

»Mord, Selbstmord und Sprengstoffanschläge, ja, er hat es erwähnt. Sie haben mit dem Mann gesprochen? Was hat er Ihnen gesagt?«

»Wissen Sie ... ich hatte mir eigentlich überlegt, dass wir in eine Art Informationsaustausch eintreten.«

»Wie bitte?«

»Ich bin Zeitungsverleger, Ma'am. Als ich hierher gezogen bin und das Lokalblättchen aufgekauft habe, dachte ich, ich bräuchte über nichts Aufregenderes zu berichten als über Hühnerdiebstähle und Kneipenschlägereien. Doch wenn man überlegt, was sich jetzt hier abspielt, fühle ich mich beinahe wieder wie zu Hause in Washington.«

Annabelle verzog das Gesicht. Trimbles schmierige Art widerte sie an. »Was genau wollen Sie von mir?«

»Sie erzählen mir etwas, und ich erzähle Ihnen etwas.«

»Zum Beispiel?«

»Zum Beispiel, wer Ben wirklich ist.«

»Und was können Sie mir erzählen, wenn ich mich darauf einlasse?«

»Wir müssen ein bisschen gegenseitiges Vertrauen an den Tag legen. Als Erstes kann ich Ihnen sagen, dass er auf mich nicht wie der typische Herumtreiber gewirkt hat, von Anfang an nicht. Seine Sprache war zu gebildet und zu geistreich. Und seine körperlichen Fähigkeiten sprachen für sich. Nach allem, was ich erfahren habe, hat er in einer Eisenbahn drei Schläger ausgeschaltet, hat einem jungen Burschen mit Hilfe eines Zündkabels das Leben gerettet und drei weitere Typen

unschädlich gemacht, die mit Baseballschlägern bewaffnet waren. So ein Haudegen kann kein Wanderprediger sein.«

»Er hat gewisse spezielle Fähigkeiten, das stimmt schon.«

»In welcher Beziehung stehen Sie zu ihm?«

»Er ist mein Vater.«

»Prächtig. Er war beim Militär, habe ich gehört.«

»In Vietnam.«

»Bei den Sondereinsatzkräften?«

»Bei einer ganz besonderen Truppe.«

»Und ist es jetzt sein Hobby, durch die Natur zu wandern?«

»Eine Zeitlang hatte er einen Posten in einer Regierungsbehörde, aber er hatte es schnell satt, am Schreibtisch zu sitzen.«

Trimble erlaubte sich ein herablassendes Lächeln. »Ich bezweifle, dass Ihr Vater jemals an einem Schreibtisch gesessen hat. Wenn Sie mir nicht die Wahrheit verraten, Miss, habe ich keinen Grund, Ihnen die Wahrheit zu sagen.«

»Ich glaube, ich habe Ihnen schon genug verraten. Wie wär's, wenn Sie jetzt mit ein paar Informationen herausrücken?«

»Also gut. Ihr Vater hat viel Zeit mit Abby Riker und ihrem Sohn Danny verbracht. Danny ist so was wie ein Sorgenkind. Der Inbegriff des Highschool-Mädchenschwarms, der mit achtzehn seine beste Zeit hatte und mit dem es seitdem ständig bergab geht.«

»Nimmt er Drogen? Ist er ein Säufer?«

»Drogen nimmt er nicht, aber er kippt sich gerne einen hinter die Binde. Seine Mutter hat einen spektakulären Prozess gegen ein Bergwerksunternehmen gewonnen, bei dem es um einen Unfall ging, der ihren Ehemann das Leben gekostet hat. Deshalb haben diese Leute massenhaft Geld und wohnen in einem großen Haus, aber Dannys Leben ist schon längere Zeit aus den Fugen geraten.«

»Der Sheriff sagt, dass dieser Danny ebenfalls vermisst wird.«

»Ich habe in Ihrem Vater einen anständigen Menschen gesehen, der das Richtige zu tun versucht. Aber gehen Sie ja nicht davon aus, dass jeder hier im Ort die gleiche Einstellung hat. Das gilt auch für Danny, obwohl Ihr Vater ihm das Leben gerettet hat.«

»Und gilt es auch für Sie?«, fragte Annabelle.

»Ich wohne noch nicht sehr lange hier. Vorher war ich vierzig Jahre in Washington zu Hause. Ich habe dort noch viele Freunde, die mich regelmäßig über gewisse Dinge informieren. Und ...« Trimble unterbrach sich. Sein Blick schien sich mit einem Mal durch Annabelle hindurch auf etwas viel Interessanteres zu richten.

»Mr. Trimble?« Der Blick gefiel Annabelle ganz und gar nicht.

Trimble gab sich Mühe, sie anzuschauen, doch seine Augen bezeugten, dass seine Gedanken sich mit etwas anderem beschäftigen. »Entschuldigen Sie, ich muss sofort etwas überprüfen.« Er eilte davon.

Annabelle ging zum Lieferwagen und stieg ein. Rasch setzte sie Reuben und Caleb über ihr Gespräch mit Tyree und die Unterhaltung mit dem Zeitungsverleger ins Bild.

»Du glaubst, er hat einen Verdacht, was Oliver betrifft?«, fragte Caleb.

»Gut möglich. Und in Anbetracht der Situation dürfen wir uns nicht den kleinsten Schnitzer erlauben.«

»Verdammt, dem armen Oliver ist keine Atempause vergönnt, was?«, rief Reuben. »Er entscheidet sich für dieses Loch, und sieh an, es wimmelt von Mördern.«

»Fahren wir schleunigst zu dem Zimmervermieter. Die Uhr tickt.«

Etliche Minuten später hatte Annabelle sämtliche Informationen aus Bernie Sandusky herausgekitzelt und fand sich wieder im Lieferwagen ein. »Knox war hier. Er hat von Oliver's Anwesenheit erfahren. Bernie hat ihm gesagt, Oliver müsse im Krankenhaus sein. Wenn nicht, sollte er es bei

Abby Riker versuchen, auf der Mittsommerfarm. Falls Knox im Krankenhaus war, Oliver aber nicht angetroffen hat, dürfte er zur Mittsommerfarm gefahren sein. Also nichts wie hin.«

An Metallstühle gekettet, die im Steinboden verschraubt waren, saßen Stone und Knox in einem fensterlosen Betonverschlag mit grau gestrichenen Wänden. Viele Stunden saßen sie da schon, und es war dermaßen kalt, dass beide zitterten. Sie erschranken, als krachend die Tür aufflog und eine Gruppe von fünf massigen Männern eintrat. Sie trugen blaue Uniformen und waren mit Pistolen bewaffnet; an den breiten Gürteln baumelten Schlagstöcke. Die Muskelpakete bildeten hinter den zwei Gefangenen einen Halbkreis und verschränkten die Arme vor der Brust.

Stone und Knox waren von dieser Truppe dermaßen beeindruckt, dass sie den sechsten Mann erst hörten, als er die Tür hinter sich schloss. Als Stone den letzten Ankömmling sah, zuckte er zusammen.

Es war Tyree. Und doch nicht Tyree. Jedenfalls nicht Lincoln Tyree. Dieser Mann war eine kleinere, stämmigere Ausgabe des Sheriffs.

Stone begriff sofort, dass er Howard Tyree vor sich hatte, Lincolns älteren Bruder, den Gefängnisdirektor. Er trug ein marineblaues Polohemd, eine gebügelte Khakihose und befranste Schuhe; auf der Nase des sorgsam rasierten Gesichts saß eine Drahtgestellbrille. Er wirkte nicht wie der grimmige Oberwachhund eines Hochsicherheitsgefängnisses, eher wie ein Versicherungsvertreter am Golfwochenende.

»Guten Morgen, Gentlemen«, sagte er.

Bei dieser Begrüßung schwand Stone der Mut. Genau diese Stimme hatte er gehört, als er mit Dannys Handy die unbekannte, unter dem Namen Tyree gespeicherte Telefonnummer angerufen hatte. Howard Tyree und der Sheriff hatten fast die gleiche Stimme.

Scheißkerl.

Als Tyree eintrat, hatten die anderen Männer Haltung angenommen. Nun setzte er sich Stone und Knox gegenüber an einen kleinen Tisch. Der Direktor hielt eine Akte in der Hand. Er klappte sie auf und las darin.

Nach vielleicht einer Minute nahm er die Brille ab und richtete den Blick auf Stone. »Anthony Butcher, dreifacher Mörder, der das Glück hat, seine Verbrechen in einem Bundesstaat verübt zu haben, in dem man die Todesstrafe nicht zu schätzen weiß. Deshalb sind Sie statt zur wohlverdienten Hinrichtung zu lebenslanger Haft ohne Aussicht auf vorzeitige Entlassung verurteilt worden. Während der letzten zwölf Jahre sind Sie aus vier verschiedenen Gefängnissen verlegt worden, darunter aus der Hochsicherheitsstrafanstalt in Arkansas, weil Sie zu gewalttätigen Wutausbrüchen neigen.« Er senkte den Blick wieder in die Akte. »Und Sie haben Probleme, Autoritäten zu respektieren.«

Stone blickte Knox an, dann Tyree. Er konnte die Wut über das, was man hier mit ihnen trieb, nicht mehr unterdrücken. Er wusste zwar, dass er besser den Mund halten sollte, brachte es aber nicht fertig. »Was kostet es, solche Fetzen zu fabrizieren, Howie? In Ihrem Beruf müssen sie doch billig zu haben sein.«

Der Direktor pochte mit dem Daumen auf den Tisch, und einer der Wärter reichte ihm einen Schlagstock, ein Handtuch und ein Stück Stretchkordel. Tyree stand auf, wickelte das Handtuch gemächlich um den Schlagstock und befestigte es mit der Stretchkordel.

Einen Augenblick später hing Stone seitwärts auf dem Stuhl. Blut rieselte ihm über das anschwellende Gesicht.

Nachdem Tyree das blutige Schlagwerkzeug auf den Tisch gelegt hatte, nahm er wieder Platz. Er zupfte ein Taschentuch aus der Hosentasche, wischte sich penibel einen verspritzten Blutfleck von der Brille und schaute dann erneut in die Akte. »Dank des Handtuchs gibt es kaum Beulen«, sagte er in sach-

lichem Tonfall. »So etwas ist uns hier eine Hilfe, die Ordnung aufrechtzuerhalten. Die Häftlinge haben zu viel Zeit, sich dauernd über irgendwelche Kleinigkeiten zu beschweren.« Er blätterte in der Akte und deutete schließlich auf Knox. »Sie sind Richard Prescott alias Richie Patterson aus dem schönen Bundesstaat Mississippi. Vor einundzwanzig Jahren haben Sie in Newark bei einem bewaffneten Raubüberfall zwei Menschen getötet, eine dritte Person sogar während der Haft. In New Jersey will man Sie nicht mehr haben, darum sind Sie nun für den Rest Ihres irdischen Daseins unser Gast.« Er dozierte diesen Humbug, als hielte er vor einem Auditorium gelangweilter College-Neulinge eine anspruchsvolle Vorlesung.

»Mein Name ist Joseph P. Knox von der CIA. In ungefähr vierundzwanzig Stunden wird hier ein Heer unserer Agenten über euch herfallen, und dann seid ihr Arschlöcher diejenigen, die ganz schnell in einem Hochsicherheitsknast vergammeln.«

Tyree schlug Knox dermaßen brutal mit dem Schlagstock, dass sich die Schrauben des Stuhls lösten und Knox bewusstlos auf den Steinboden fiel. Der Direktor schloss die Akte. »Stellen Sie die Penner auf die Beine.« Die Wärter befreiten Stone und Knox von den Ketten und stemmten sie hoch. Tyree musterte den besinnungslosen Knox. »Wecken Sie ihn auf, George«, befahl er. »Er soll hören, was ich zu sagen habe.«

Der Mann kippte Knox einen Eimer Wasser ins Gesicht. Er kam zu sich und prustete, spuckte Wasser und Blut. Tyree wartete, bis Knox wieder zu Atem gekommen war; dann stapfte er vor ihm und Stone auf und ab, die Hände auf dem Rücken gefaltet.

»Wir befinden uns hier im Hochsicherheitsgefängnis Blue Spruce. Es unterscheidet sich von jedem anderen Gefängnis, das Sie vielleicht schon kennen. Mein Name ist Howard W. Tyree. Ich habe die Ehre, Direktor dieser herausragenden Einrichtung zu sein. Bei uns werden Häftlinge untergebracht,

denen es Probleme bereitet, sich ins Gefängnisleben zu integrieren, oder die Probleme allgemeiner Art haben. Unsere Kollegen in den anderen Gefängnissen verlegen Leute wie Sie zu uns, weil wir im Blue Spruce auf Problemlösungen spezialisiert sind. Bei uns finden keine Revolten statt, und ebenso wenig – ich halte es für überflüssig, dies zu erwähnen – kommt es zu Ausbrüchen. Wir sind hier absolut professionell. Solange Sie unsere Regeln einhalten, haben Sie keinen nachvollziehbaren Grund, um Ihr persönliches Wohlergehen zu fürchten, weder seitens der Mitgefangenen noch seitens der aufrechten Männer, die in dieser Einrichtung als Vollzugsbedienstete tätig sind.« Während Tyree redete, tropfte Stones und Knox' Blut auf den Fußboden. Unwirsch schnippte Tyree mit den Fingern; ein Wärter schnappte sich ein Handtuch und wischte das Blut auf. »Drastische Maßnahmen werden nur ergriffen, wenn es gänzlich unumgänglich ist. Damit in dieser Hinsicht Klarheit besteht, möchte ich diese Maßnahmen beispielhaft demonstrieren.«

Er blieb stehen und wandte sich Stone und Knox direkt zu. »Wenn ein Häftling die Anweisung eines Vollzugsbediensteten nicht augenblicklich befolgt, kann und wird der Vollzugsbedienstete an dem betreffenden Gefangenen den angemessenen Grad der zur Durchsetzung erforderlichen Gewaltausübung vollstrecken.« Tyree nahm den Schlagstock eines Wärters und rammte ihn mit der Spitze in Stones Magengrube. Stone krümmte sich, erbrach das Wenige, was er im Magen hatte, und sank in sich zusammen. Gelassen sprach Tyree weiter. »Beachten Sie bitte, dass es im Blue Spruce, anders als in anderen Strafanstalten, nicht vorgeschrieben ist, Häftlingen eine Warnung zu geben, und im Regelfall wird darauf verzichtet. Ungebührliches Verhalten seitens eines Häftlings hat unverzüglich Konsequenzen. Wenn ein Häftling einen Vollzugsbediensteten auf irgendeine Weise mündlich oder durch Gebärden beleidigt, wird der Vollzugsbedienstete an dem Ge-

fangen den angemessenen Grad der zur Ahndung erforderlichen Gewaltausübung anwenden.«

Tyree rammte den noch benommenen Knox, schleuderte ihn auf den Steinfußboden und drückte ihm den Schlagstock auf die Kehle, bis Knox' Gesicht blau anlief und sein Körper aus Sauerstoffmangel in Zuckungen verfiel. Dann erst stand Tyree auf und warf den Knüppel dem Wärter zu. Zwei andere Wärter zerrten den noch immer röchelnden Knox erneut auf die Beine.

»Wenn ein Häftling«, sagte Tyree und klopfte sich die Hose ab, »einem Vollzugsbediensteten körperliche Misshandlungen androht oder ihn körperlich angreift, wird der Vollzugsbedienstete ohne vorherige Warnung den zur Abwehr dieses Angriffs erforderlichen Todesschuss anbringen.« Tyree nickte einem Wärter zu, der die Pistole zog und sie dem Direktor reichte. Tyree überzeugte sich davon, dass sich ein Projektil im Lauf befand, kippte den Sicherungshebel, hob die Waffe und richtete sie auf Stones Kopf.

»Um Himmels willen!«, schrie Knox trotz seiner verquollenen Lippen. »Nicht!«

Jemand öffnete die Tür, und Wärter zerrten einen großen Schwarzen herein, dessen Gesicht blutig und geschwollen war. Seine Hände und Füße waren zusammengekettet, sodass er nur schlurfen und sich kaum bewegen konnte. Die Wärter stießen ihn gegen einen Teil der Wand, der von einem gummiartigen, zernarbten Material bedeckt war, und traten zur Seite.

»Dieser Mann hat vor knapp fünf Minuten einen Vollzugsbeamten angegriffen«, erklärte Tyree. »Der Mann war der irrigen Ansicht, es verletze seine Bürgerrechte, wegen des Zeigens seines Mittelfingers mit der Prügelstrafe belegt zu werden, nachdem einer meiner Männer einen harmlosen kleinen Scherz über die Mutter dieses Mannes gemacht hatte.« Tyree schwang die Pistole herum und schoss dem Schwarzen eine Kugel in den Kopf. Mit einer Austrittswunde im Hinter-

kopf brach der Getroffene zusammen. Ein Teil seines Gehirns war gemeinsam mit dem Geschoss in der Gummibeschichtung der Wand verschwunden, in der sich eine neue, große Narbe gebildet hatte. »Tja, er wurde bei einem Fluchtversuch mit Geiselnahme erschossen – ein Vorfall, den wir für etwaige Inspektionen ordnungsgemäß durch Zeugenaussagen dokumentiert haben.« Tyree gab dem Wärter die Waffe zurück und schritt wieder hin und her.

»So lauten hier die Grundregeln. Wir haben sie kurz und einfach gefasst, damit es Ihnen leichtfällt, sie sich zu merken und sich daran zu halten. Bitte beachten Sie außerdem, dass Sie hier keine Privatsphäre, keine Rechte, keine Würde und kein Anrecht auf *irgendetwas* haben, ausgenommen das, was wir Ihnen gewähren. Von dem Moment an, als Sie diese Strafanstalt betreten haben, waren Sie keine Menschen mehr. Wegen der Verbrechen, mit denen Sie die Menschheit geschädigt haben, sind Sie jeglichen Rechts verlustig gegangen, selbst als Menschen anerkannt zu werden. Kein Wärter wird Bedenken verspüren, Ihr Leben zu jedem beliebigen Zeitpunkt zu beenden. Sie werden nun offiziell den Gefängnisinsassen zugeteilt. Solange Sie uns keinen Ärger machen, kann ich Ihnen mit einiger Sicherheit versprechen, dass Sie Ihr Dasein bei uns relativ friedlich und unbehelligt beschließen können. Ich kann allerdings nicht voraussagen, wie lange dieses Dasein dauern wird. Von der Natur der Sache her sind Hochsicherheitsgefängnisse ein extrem gefährliches Milieu. Selbstverständlich werden wir alle zumutbaren Vorkehrungen treffen, um für Ihren Schutz zu sorgen, aber es gibt keine Garantie.« Tyree verstummte und blieb vor Knox und Stone stehen. »Willkommen in Dead Rock, Gentlemen. Ich kann Ihnen versprechen, dass Sie den Aufenthalt bei uns *nicht* genießen werden.«

Annabelle betrat *Rita's Restaurant* und verharrte auf der Schwelle, um sich das Innere anzusehen. Die Hälfte der Tische und sämtliche Hocker am Tresen waren belegt.

»Kann ich Ihnen helfen?« Ein Mann kam um die Theke und blickte Annabelle ins Gesicht.

»Ich suche Abby Riker.«

»Sie ist zu Hause.«

»Auf der Mittsommerfarm?«

»Wer sind Sie?«

»Sheriff Tyree hat mir empfohlen, hier nach ihr zu fragen.«

»Ach so. Na, dann wird es wohl seine Ordnung haben. Am besten rufen Sie sie zu Hause an und reden mit ihr.«

»Haben Sie die Telefonnummer?«

»Kleinen Moment.«

Annabelle rief auf der Mittsommerfarm an. Als Abby sich meldete, war ihr anzuhören, dass sie geweint hatte. Anfangs wollte sie nicht mit Annabelle sprechen, bis sie den Mann erwähnte, den Abby unter dem Namen Ben kannte. »Er ist mein Vater.« Kurz gefasst erzählte Annabelle ihr dieselbe Geschichte, die sie Tyree aufgetischt hatte.

»Mir hat er gesagt«, entgegnete Abby unterkühlt, »dass seine Frau und seine Tochter tot sind.«

»Meine Mutter ist tot, seit Jahrzehnten schon, aber ich erfreue mich bester Gesundheit. Er hat Ihnen gegenüber behauptet, ich sei tot, weil er mich auf diese Weise zu beschützen versucht.«

»Ein Regierungsspion? Ich wusste gleich, dass irgendwas Besonderes an ihm ist. Er ist einfach anders, verstehen Sie?«

»Oh ja. Mein Vater ist wirklich ganz anders als die meisten anderen. Haben Sie eine Ahnung, wo er jetzt sein könnte?«

»Gestern lag er noch in der Klinik. So wie mein Sohn Danny. Jetzt sind beide verschwunden. Ich habe allen Grund, mir große Sorgen zu machen.«

»Ja, Sheriff Tyree hat mir erzählt, was hier in letzter Zeit alles vorgefallen ist. Da haben Sie wirklich Anlass zur Sorge. Sagen Sie, dürfte ich Sie wohl aufsuchen?«

»Warum?«

»Im Moment sind Sie die aussichtsreichste Spur zu meinem Dad, die ich habe.«

»Ich sagte doch schon, ich weiß nicht, wo er ist. Und auch nicht, wo mein Sohn steckt.«

»Aber vielleicht erinnern Sie sich an irgendetwas, wenn wir ausführlicher darüber reden. Bitte, Sie sind momentan meine einzige Chance.«

»Also gut.« Abby erklärte ihr, wie sie zur Farm kam.

Einige Zeit später saß Annabelle ihr im Wohnzimmer gegenüber. Caleb hatte den Lieferwagen in einigem Abstand geparkt und war mit Reuben darin sitzen geblieben. Abby beantwortete bereitwillig alle Fragen Annabelles, doch wertvolle Informationen ergaben sich nicht.

»Hatten Sie sich mit ihm angefreundet?«

»Er ist ein aufmerksamer Zuhörer«, sagte Abby, die ihre Worte sorgfältig wählte. »Und er fällt keine vorschnellen Urteile. Das ist eine Kombination, die man selten antrifft. Ich hoffe, es geht ihm gut.« Eine Träne rann ihr über die Wange. »Er hatte eine besondere Art, wissen Sie. Man hat sich in seiner Nähe einfach wohl gefühlt.«

»Glauben Sie, er und Ihr Sohn haben die Klinik zusammen verlassen?«

»Keine Ahnung. Danny war ziemlich angeschlagen. Wäre Ben nicht gewesen ...« Abby verstummte und schaute Annabelle an. »Wie heißt er eigentlich mit richtigem Namen?«

Annabelle zögerte, doch Abby schien sich ernsthafte Gedanken um Stone zu machen. »Oliver.«

»Wäre Oliver nicht gewesen, hätte ich jetzt keinen Sohn mehr, also werde ich alles tun, um Ihnen zu helfen.«

»Falls Sie sich doch noch an irgendetwas erinnern, das nützlich sein könnte – ich bin unter dieser Nummer zu errei-

chen.« Annabelle gab Abby ihre Visitenkarte, drückte ihr zur Ermutigung kräftig die Hand und ging.

Versonnen nahm sie im Lieferwagen Platz. »Was nun, Annabelle?«, fragte Caleb, während Reuben sie verwundert musterte.

»Ist alles klar mit dir?«, fragte Reuben.

Annabelle zuckte zusammen und schaute ihn an. »Was? Ja, sicher.«

»Au Backe, Abby Riker muss ja massenhaft Schotter haben«, meinte Reuben, als er das riesige Wohnhaus betrachtete.

»Ja. Allerdings hat es sie ihren Ehemann gekostet.«

»Was machen wir nun, Annabelle?«, wiederholte Caleb seine Frage.

Annabelle antwortete nicht, weil sie keine Antwort wusste.

Wo um Himmels willen bist du abgeblieben, Oliver?

Zur Eingliederung in die Haftanstalt Dead Rock gehörte offenbar, dass man in vorgebeugter Haltung und so schmerzhaft wie möglich die Gesäßbacken gespreizt bekam, während mehrere Männer und eine Frau zuschauten. Zum würdigen Ablauf der Prozedur trug bei, dass die Frau die Vorgänge mit einer Videokamera festhielt. Nachdem die Körperöffnung gründlich durchsucht worden war, rasierte man Stone und Knox den Schädel kahl.

Verdacht auf Läusebefall, hörte Stone einen Wärter scherzen; einer seiner Kollegen spekulierte belustigt, in den Haarwurzeln könnten Waffen versteckt sein.

Als Nächstes saßen Knox und Stone geduckt in einer Ecke, während Männer sie mit harten Bürsten, deren Borsten aus Stahl zu sein schienen, energisch abschrubben, bis die Haut sich von Kopf bis Fuß wund anfühlte. Danach spritzte man sie mit einem Wasserschlauch ab, aus dem der Strahl mit solcher Wucht schoss, dass sie hilflos gegen die Wand gedrückt wurden.

Gekleidet in orangerote Overalls, führte man sie, an Händen und Füßen mit Ketten gefesselt, durch einen Betonkorridor zu einer Zelle. Die Wärter hielten Elektroschocker in nur wenigen Zentimetern Abstand neben ihnen bereit, als warteten sie bloß auf die Gelegenheit, sie mit 50000 Volt zu kitzeln. Die Zellentür bestand aus fünf Zentimeter dickem, massivem Stahl, hatte zwei Klappen in der unteren Hälfte – eine zum Essendurchreichen, eine zum Anlegen der Handschellen – und ein kleines Sichtfenster in der oberen Hälfte. Man stieß Stone und Knox hinein, nahm ihnen die Ketten ab – auf eine Weise, dass man ihnen die Haut aufschrammte – und schlug die Zellentür krachend zu, ehe sie geräuschvoll verriegelt wurde.

Knox und Stone sanken nebeneinander in die Hocke und ließen den Blick durch die trostlose, zwei Meter fünfzig mal vier Meter große Zelle schweifen. Es gab eine Toilette und ein Waschbecken, beides aus Stahl und an die Mauer geschraubt, jedoch ohne Hähne, die als Waffen hätten missbraucht werden können. Außerdem diente eine Stahlplatte als Tisch. Zwei weitere, längere Stahlplatten an der Wand, auf denen Plastikmatten und Plastikkissen lagen, dienten als Liegen. Das einzige Fenster war eine fünfzehn Zentimeter breite, senkrechte Scharte in der Stahlbetonmauer.

In der nächsten halben Stunde beschränkten die beiden Männer sich unter Ächzen und Stöhnen darauf, ihre zahllosen Prellungen, Kratzer und Beulen zu massieren.

Schließlich lehnte Knox sich an die Wand, wackelte mit dem Finger im Mund an einem gelockerten Zahn und richtete den Blick auf Stone. »Herrje, was ist bloß aus dem guten alten Brauch der ordnungsgemäßen Gerichtsverfahren geworden?«

»Dieser Brauch gerät offenbar zusehends in Vergessenheit«, sagte Stone und rieb sich behutsam eine dicke Schwellung an der Schläfe.

»Es überrascht mich, dass sie uns zusammen eingesperrt haben. Ich hatte erwartet, dass sie uns trennen.«

»Das haben sie sich gespart, weil es ihnen egal ist, worüber wir uns unterhalten.«

»Sie meinen, weil wir hier sowieso nie wieder rauskommen?«

»Wir sind schon so gut wie hinüber. Die Typen können mit uns machen, was sie wollen. Der Direktor hat vor unseren Augen einen Menschen ermordet. Also rechnet er nicht im Geringsten damit, dass wir jemals als Zeugen gegen ihn aussagen könnten. Glauben Sie, dass die Zelle verwanzt ist?«

»Ich kann mir nicht vorstellen, dass diese Leute so neugierig sind, aber man kann nie wissen.«

Stone rückte näher, trommelte in langsamem Takt mit den Schuhen gegen die Wand und senkte die Stimme zum Flüsterton. »Besteht die Aussicht, dass die Agency Sie findet?«

Knox ahmte das Beispiel nach und verdoppelte mit seinen Schuhen die Lautstärke des Geräuschs. »Die Möglichkeit besteht. Offenbar ist es die einzige Chance, die uns bleibt. Aber selbst wenn die Agency hier auftaucht – überlegen Sie nur, wie viele Möglichkeiten dieser Knast bietet, uns zu verstecken. Es ist so, wie Sie gesagt haben: Wir existieren nicht mehr.«

»Und sie können uns jederzeit abmurksen. Unsichtbar im Leben, nichts mehr im Tod. Wer hat Sie mir eigentlich auf den Hals gehetzt?«

»Es wäre wohl ziemlich bescheuert, unter diesen Umständen noch auf Geheimhaltung hinzuweisen. Es war Macklin Hayes.«

Ein Schmunzeln legte sich auf Stones Lippen. »Dann ergibt alles einen Sinn.«

»Sie haben unter ihm gedient.«

»Wenn man es so nennen will.«

»Wie würden Sie es denn nennen?«

»Ich habe nicht unter ihm gedient, ich habe ihn überlebt.«

»Sie sind nicht der Erste, der mir so etwas sagt.«

»Hätte mich auch gewundert.«

»Sie hatten die Medal of Honor verdient. Warum haben Sie den Orden nicht gekriegt?«

Stone wirkte verduzt. »Wie haben Sie denn davon erfahren?«

»Durch Recherchen. Sie waren ein erstrangiger Kandidat für unsere höchste Auszeichnung.«

»Jeder Soldat unserer Kompanie hätte für mich das Gleiche getan.«

»Das ist Quatsch, das wissen Sie selbst. Ich war auch drüben. Es sind nicht alle Soldaten gleich. Also, warum haben Sie den Orden nicht erhalten? Ich kenne die Akten. Der Bremsklotz hieß Hayes.«

Stone zuckte mit den Achseln. »Darüber habe ich in all den Jahren kaum nachgedacht.«

»Sie müssen etwas angestellt haben, das den Mann sehr wütend gemacht hat.«

»Wenn es so war, ist es jetzt gleichgültig, oder?«

»Erzählen Sie's mir.«

»Nein, ich erzähle Ihnen nichts.«

»Okay. Nächstes Thema. Ich weiß, dass Sie Gray und Simpson erschossen haben.«

»Schön für Sie.«

»Ist das ein Geständnis?«

Stone verstärkte die Intensität des Trommelns. »Wir sollten uns lieber Mittel und Wege einfallen lassen, wie wir aus diesem Bau rauskommen. Falls wir das nicht schaffen, spielt es nämlich keine Rolle mehr, was einer von uns getan hat oder nicht.«

»Einverstanden«, sagte Knox. »Ich höre.«

»Ich habe noch keinen Plan. Aber mal angenommen, wir kommen frei, was werden Sie dann tun?«

»Wie meinen Sie das?«

Stones Augen funkelten. »Sie wissen genau, wovon ich spreche. In Bezug auf mich.«

»Müsste ich diese Frage zum jetzigen Zeitpunkt beantworten, würde ich sagen, ich führe meinen Auftrag zu Ende und liefere Sie den zuständigen Stellen aus.«

Stone nahm diese Antwort zur Kenntnis und nickte. »Na schön. Immerhin sind Sie ehrlich. Wenigstens wissen wir jetzt, woran wir sind.«

»Berichten Sie mir von den Ereignissen, die heute damit geendet haben, dass wir hier sitzen.«

Stone erzählte ihm von den vorangegangenen Geschehnissen, während beide unablässig mit den Schuhen gegen die Wand trommelten. »Verdammt noch mal«, sagte Knox schließlich. »Wirklich, es war kein Spaß, als Sie gesagt haben, Sie hätten sich zum Untertauchen den verkehrten Ort ausgesucht.« Er schabte an einer Kratzwunde in seinem Gesicht. »Übrigens, ich habe mit Ihren Freunden gesprochen.«

»Welche Freunde?«

»Sie wissen schon.«

»Ist alles in Ordnung mit ihnen? Sagen Sie die Wahrheit.« Stone blickte Knox fest in die Augen.

»Ich jedenfalls habe ihnen nichts getan. Und soviel ich weiß, ist ihnen nichts zugestoßen.«

»Sie wissen nichts und haben nichts verbochen. Vermerken Sie das in Ihrem Bericht, falls wir hier je wieder rauskommen. Bei allem geht es um mich, nicht um sie.«

»In Ordnung.« Knox beugte sich zu Stone hinüber und raunte ihm den nächsten Satz ins Ohr. »Es ist ihnen gelungen, mir nach Divine zu folgen.«

»Sind Sie sicher? Haben Sie sie gesehen?«

»Das nicht, aber es kann niemand anders gewesen sein. Zumindest die junge Frau ist da. Susan, obwohl das nicht ihr echter Name ist. Auf jeden Fall hat sie mir in einem Imbissrestaurant eine üble Nachrede angehängt, für die mir beinahe die Fresse poliert worden wäre.«

»Wenn ja, dann ausschließlich aus Freundschaft zu mir, Knox. Es ist die Sache nicht wert, ihr deswegen nachzustel-

len. Sie haben ja mich. Mehr verlangt Hayes gar nicht von Ihnen.«

»Trotzdem ... halten Sie es für möglich, dass Ihre Freunde irgendwann darauf kommen, dass wir hier sind?«

»Ich bin mir nicht sicher, weil ich selber kaum glauben kann, dass wir hier stecken.«

Knox klatschte die flache Hand gegen die harte Mauer. »Wie kann man aus dem Innern eines Hochsicherheitsgefängnisses erfolgreich Drogenhandel treiben? Was meinen Sie?«

»Was das angeht, blicke ich auch noch nicht durch. Aber wenigstens braucht man sich keine Sorgen wegen irgendwelcher Zeugen zu machen. Das Publikum ist ja buchstäblich gefangen.«

»Vielleicht wissen die Häftlinge gar nichts. Aber ich vermute, die Wärter hängen alle mit drin.«

»Nicht unbedingt«, widersprach Stone.

»Wieso?«

»Einmal hat hier ein Wärter gearbeitet, der bei einem Jagdunfall ums Leben gekommen sein soll, von dem ich bezweifle, dass es ein Unfall war. Er hieß Josh Coombs. Ich glaube, er hat gemerkt, was in diesen Mauern abläuft, und sein Wissen mit dem Leben bezahlt.«

»Coombs? So heißen doch die beiden Personen, die man durch eine Explosion getötet hat.«

»Genau. Willie wusste, dass Debby Randolph keinen Selbstmord verübt hatte. Seine Mutter steckt auch mit drin, da bin ich mir ziemlich sicher. Man hatte sie darauf angesetzt, Willie durch eine Überdosis Pillen zu beseitigen. Als das nicht klappte, hat man mittels raffinierter technischer Manipulationen das Wohnmobil gesprengt.«

»Eine Mutter und den eigenen Sohn ermorden?«

»In einem Kuhdorf namens Divine ... jawohl.«

Irgendjemand hämmerte rabiat gegen die Zellentür. Beide Männer taumelten hoch und wichen zurück. »Ruhe im Bau!«, brüllte jemand durch die Tür.

»Schon gut, schon gut, wir sind ja still«, sagte Knox.

»Ich sagte, ihr sollt die Schnauze halten, ihr Arschlöcher!« Stone und Knox schwiegen, beobachteten nur die Tür. »Noch ein Wort, und ihr kriegt eine Abreibung!« Schweigen. »Okay, ihr wollt es ja nicht anders. An die Fixieröffnung treten, umdrehen und die Hände durchstecken! Sofort!« Stone und Knox wechselten einen Blick. Stone ging zuerst und schob die Hände durch die Klappe, den Rücken der Tür zugewandt. Brutal wurden ihm Handschellen angelegt. Derb schlug man seine Handgelenke aneinander, und die Kante der Öffnung zerschnitt ihm die Haut. Dann kam Knox an die Reihe. »Und nun geht von der Tür weg und auf Abstand!«, befahl die Stimme.

Knox und Stone entfernten sich zur Wand gegenüber der Tür. Sie wurde aufgestoßen – und was sich als Nächstes ereignete, geschah dermaßen schnell, dass man es nur mit einem Wirbelwind vergleichen konnte.

Fünf mit Schutzwesten und Helmen gepanzerte Wärter stürmten herein. Zwei Mann trugen große, zentimeterdicke Schilde aus Plexiglas. Sie rammten Knox und Stone mit voller Wucht und schleuderten sie gegen die Betonwand. Man sprühte ihnen Pfefferspray in die Augen und verpasste ihnen mit Tasern schmerzhaftes Stromstöße. Sie brachen zusammen, wollten sich die Augen reiben, waren jedoch wegen der Handschellen und der durch die Elektroschocks verkrampften Gliedmaßen nicht dazu imstande. Sie wurden entkleidet, hochgehoben und in den Flur getragen. Von dort stieß man sie in eine Dusche und spritzte sie nochmals mit harten Wasserstrahlen ab, die zumindest den Vorteil mit sich brachten, das Brennen der Augen zu lindern.

Aus der Dusche wurden sie in eine Räumlichkeit getragen, in der es zwei Tischen ähnelnde Stahlplatten gab, an denen etwas klebte, das nach Urin- und Kotresten aussah. Man schmetterte sie regelrecht auf diese harten Liegen und schnallte sie an fünf Stellen darauf fest. Ehe die Wärter gingen, verpassten sie ihnen noch mehrere Elektroschocks.

»Wofür soll das sein, zum Teufel?«, gelang es Knox zu schreien, obwohl die Stromschläge ihn zappeln ließen.

Ein Wärter, der einen Streifen am Ärmel hatte, hieb ihm die Faust auf den Mund. »Für Ungehorsam. Das ist hier nicht irgendein Gefängnis. Wir sind im Dead Rock. Keine Ahnung, aus welchem Knast du kommst, aber bei uns gibt's keine Ermahnung und keine Scheißwarnung. Und damit du Bescheid weißt, ich kann dir jederzeit mit dem Taser eins überbraten, wann immer ich Lust habe oder wenn ich sauer bin, weil meine Frau mir keinen geblasen oder der Hund auf den Teppich geschissen hat.«

»Ich bin von der CIA, verdammt!«

»Na klar. He, Freunde, wir haben hier 'nen waschechten Spion. Ich wette, dein Kumpel ist beim KGB.« Der Streifen-träger drehte sich der anderen Stahlliege zu und verpasste Stone eine schallende Ohrfeige. »Bist du vom KGB, Opa?« Der Wärter griff nach Stones Geschlechtsteilen und drückte zu. »Ich hab dich was gefragt, du alter Sausack.«

Stone schwieg eisern, musterte den Wärter stumm, prägte sich trotz des Plexiglasvisiers jede Einzelheit seiner Visage ein. Und plötzlich erkannte er ihn. Er hatte zu dem Trio mit den Baseballschlägern gehört, das erst Danny zusammengeschlagen und dann die gleiche Absicht mit ihm verfolgt hatte. Der Wärter war die Nummer drei, der Feigling, der stiften gegangen war; trotzdem hatte Stone den Kerl mit einem ihm hinterhergeschleuderten Baseballschläger im Rücken getroffen.

»Hast du eigentlich deinen Kumpels erzählt, dass du sie im Stich gelassen und dich feige verpisst hast?«, fragte Stone leise, während die Nachwehen der Elektroschocks abklangen.

Stone starrte den Mann so durchdringend und intensiv an, dass dieser ein nervöses, hohles Auflachen von sich gab. Dann blickte er zu den anderen Wärtern und nahm die Hand weg. Während er mit seinen Kumpanen die Kammer verließ, schaffte Stone es trotz der Fixierung, den Kopf zu drehen und

den Mann mit Blicken zu verfolgen. Dann schloss sich die Tür.

»Ich glaube«, stöhnte Knox, »die haben vor, uns ziemlich schnell zur Schnecke zu machen.«

»Da müssen sie sich schon mehr anstrengen.«

»Glauben Sie?«

»Ja, glaube ich.«

Irgendetwas an Stones Tonfall bewog Knox, ihn anzusehen.
»Waren Sie damals in Kriegsgefangenschaft?«

»Sechs Monate lang. Hier ist es ziemlich nett im Vergleich zu dem, was der Vietkong für human hielt. Dort hatte ich nur ein Loch mit einer Plane drüber und kriegte Schläge, wenn die Wächter Lust darauf hatten. Und verglichen mit den dortigen Verhörpraktiken ist das Surfbrett die reinste Warmdusche. Und das Essen, das man einmal am Tag zu mir herunter-schmiss, konnte man nicht mal bei äußerstem Vorstellungs-vermögen als genießbar betrachten.«

»Aber wir sind keine zwanzig mehr, Carr.«

»Nennen Sie mich Oliver. Carr ist tot.«

»Von mir aus. Trotzdem sind wir nicht mehr zwanzig.«

»Es ist eine Sache des Kopfes, Knox. Ausschließlich des Kopfes. Solange wir nicht glauben, dass sie uns kleinkriegen können, schaffen sie das auch nicht.«

»Nein, bestimmt nicht«, sagte Knox, doch Stone hatte ihn eindeutig nicht überzeugt.

»Haben Sie Familie?«

»Einen Sohn, eine Tochter. Mein Junge ist zurzeit mit den Marines im Nahen Osten. Meine Tochter arbeitet als Anwältin in Washington.«

»Ich hatte auch eine Tochter. Aber sie ist umgekommen. Und Ihre Frau?«

»Tot.«

»Meine auch.«

»Claire? In Brunswick, Georgia?«

Stone gab keine Antwort.

»Jemand namens Harry Finn hat mir erzählt, Simpson hätte zugegeben, ihre Liquidierung veranlasst zu haben. Dass er eine CIA-Aktion gegen Sie und Ihre Familie angeordnet hatte.«

Stone starrte an die Betondecke und stemmte bedächtig die Gliedmaßen gegen die dicken Lederriemen. »Harry ist ein feines Kerlchen. Er weiß, wie man sich den Rücken freihält.«

»Es tut mir leid um Ihre Familie ... Oliver«, meinte Knox halblaut.

»Gönnen Sie sich ein bisschen Schlaf, Knox. Sie werden's brauchen.« Stone schloss die Lider.

Ein paar Minuten später tat der völlig erschöpfte Joe Knox es ihm gleich.

»Uns läuft die Zeit davon«, stellte Caleb fest. Auf einer kleinen Lichtung abseits der Hauptstraße Divines saßen sie zu dritt um einen alten Campingtisch. Auf dem Tisch befanden sich mehrere Gerichte, die Annabelle aus *Rita's Restaurant* besorgt hatte. Reuben nagte an einem gegrillten Hähnchen. Annabelle heftete den Blick auf Caleb.

»Ich höre mir gern Vorschläge an«, sagte sie.

»Vielleicht kann Alex uns helfen«, meinte Caleb, während er seinem Grillhähnchen sorgfältig die gebackene Haut abzog.

»Wobei helfen? Murks zu bauen?«

»Wir haben doch schon über Alex gesprochen, Annabelle«, meinte Reuben. »Er ist absolut professionell. Und ich finde, Calebs Vorschlag hat einiges für sich.«

»Was erwartet ihr denn von ihm? Dass er angesaust kommt und uns zur Seite steht? Das würde ihm die Karriere verderben. Ihr habt doch gehört, was er dahergeredet hat.«

»Fragen kannst du ihn trotzdem.«

»Warum ich?«

»Gut, dann ich«, erklärte Reuben. »Um Oliver zu unterstützen, tue ich alles.«

Annabelle schaute zwischen den beiden Männern hin und her, stöhnte auf und zückte das Handy. »Nein, ich mach's.« Augenblicke später kam die Verbindung zustande. »Alex?«

»Annabelle? Ist alles in Ordnung?«

»Ich ...« Sie unterbrach sich. »Wir möchten dich um eine Gefälligkeit bitten.«

Fünf Minuten später beendete sie das Telefonat. »Und?«, fragten Reuben und Caleb im gleichen Atemzug.

»Er hilft uns. Er kommt sogar her.«

Reuben gab Caleb einen Klaps auf den Rücken, sodass der Bibliothekar fast mit dem Gesicht in eine Schale Kartoffelsalat kippte. »Wusste ich's doch. Freundschaft ist stärker als Dienstpflicht.«

»Vielleicht. Wir werden sehen, nicht wahr?«, murmelte Annabelle. »Aber in der Zwischenzeit können wir nicht nur auf dem Hintern sitzen. Wir müssen etwas unternehmen.«

Reuben warf die Knochen der Hähnchenbrust in die Sträucher, wischte sich den Mund ab und knüllte die Serviette zusammen. »Ich bin bereit. Ich fahre mal ein Stück durch die Gegend. Mal sehen, ob mir was auffällt.«

»Und ich und Caleb?«

»Du quatschst noch mal mit ein paar Einwohnern. Caleb bleibt bei dir. Denkt dran, hier gehen Mörder um. Anschließend treffen wir uns wieder.«

»Ich habe Sorgen wegen dieses Zeitungsfritzens«, bekannte Annabelle. »Selbst wenn wir Oliver finden, könnte der Bursche uns alles vermasseln. Seine Miene hat mir gar nicht gefallen. Ich hatte den Eindruck, dass dem Burschen plötzlich irgendwas in den Sinn gekommen war.«

»Tja«, sagte Caleb, »vielleicht müssen wir ihm verdeutlichen, dass es in seinem besten Interesse liegt, sich nicht mehr damit zu befassen.«

Annabelle dachte über diese Anregung nach. »Da könntest du recht haben.«

Reuben fuhr mit seiner Indian los, während Caleb und Annabelle in den Ortskern zurückkehrten. Annabelle ließ Caleb in der Nähe des Gerichtsgebäudes halten.

»Der Sheriff hat erwähnt, dass Willie Coombs' Mutter beim Gericht als Justizangestellte beschäftigt ist. Mal sehen, ob ich ein Wörtchen mit ihr reden kann.«

Caleb schaute sich um. Als sein Blick auf die Bibliothek fiel, leuchteten seine Augen. »Ich sehe etwas, womit ich mich befassen kann«, gab er zur Antwort. »Aber wenn du einen Leibwächter brauchst, bleibe ich bei dir. Wie Reuben schon sagte – hier treiben sich Mörder herum.«

Annabelle schenkte ihm ein wohlwollendes Lächeln. »Ich weiß dein Angebot zu schätzen, mein Held, aber ich finde mich schon allein zurecht. Das Sheriffbüro ist gleich nebenan.«

Caleb strebte hinüber zur Bibliothek, und Annabelle betrat das Gerichtsgebäude.

Shirley Coombs hob den Blick vom Empfangstisch, als sich die Tür öffnete. Annabelle stellte sich vor und nannte den Grund ihres Kommens. Sie konnte es nicht wissen, doch Shirley Coombs sah aus, als wäre sie in den vergangenen Tagen um Jahrzehnte gealtert.

»Es tut mir aufrichtig leid um Ihren Sohn.«

Shirley maß sie mit misstrauischem Blick. »Haben Sie Willie gekannt?«

»Nein, aber Sheriff Tyree hat mir erzählt, was geschehen ist.«

»Eltern sollten nicht die eigenen Kinder überleben«, sagte Shirley mit gedämpfter Stimme, ehe sie sich eine Zigarette entzündete; ihre Finger zitterten so heftig, dass sie kaum ihr Zippo handhaben konnte.

»Das stimmt, Ma'am.«

»Meinen Ehemann habe ich auch verloren«, erklärte Shirley spontan. »Durch einen Unfall. Und meinen Vater bei einem Grubenunglück.«

»Das ist schrecklich.«

»Ja, das Leben kann ganz schön grausam sein, nicht wahr? Okay, was kann ich für Sie tun?«

»Ich hatte gehofft, Sie könnten mir etwas über den Verbleib meines Vaters sagen.«

»Ich bin ihm nie begegnet«, antwortete Shirley sofort.

Obwohl Annabelle sich nichts anmerken ließ, beobachtete sie die Justizangestellte ganz genau. Kein Zweifel, das war gelogen. Ihr Blick streifte die aufgestapelten Kartons. »Ich habe viel Arbeit«, sagte Shirley.

»Offensichtlich. Ich mache mir wirklich große Sorgen um meinen Vater.«

»Jemand hat gesagt, er hätte Divine verlassen.«

»Wer?«

»Weiß ich nicht mehr. Wahrscheinlich jemand in *Rita's Restaurant*.«

»Sind Sie mit Abby Riker gut bekannt?«

In diesem Moment öffnete sich eine Innentür, und Richter Mosley kam ins Foyer geschlendert. In der Hand hielt er seine Schiebermütze. »Shirley, ich bin ...« Er verstummte, als er Annabelle sah. Ein Lächeln legte sich auf sein Gesicht. »Na, wen haben wir denn da?« Annabelle schüttelte ihm die Hand und hatte das Empfinden, dass er ihre Finger ein klein wenig zu lang umschlossen hielt. Sie erklärte ihm, wer sie war und was sie wollte.

»Ben kam mir wie ein höchst bemerkenswerter Mann vor«, sagte Mosley. »Ich wünschte, ich hätte ihn näher kennen lernen dürfen. Hoffentlich finden Sie ihn. Tja, ich muss los.«

»Rauf zur Haftanstalt, Richter?«, fragte Shirley.

»Genau.« Mosley wandte sich an Annabelle. »Einmal die Woche fahre ich hinauf und schlichte Konflikte zwischen Häftlingen und Vollzugsbeamten. Leider gibt es eine Menge davon.«

»Verstehe.«

»Rehabilitation heißt der Schlüssel zum Erfolg«, sagte der Richter. »Obwohl nur wenige Häftlinge des Blue Spruce irgendwann wieder als freie Menschen das Tageslicht sehen werden, verdienen sie ein gewisses Maß an Achtung und Würde.«

»Das hat Josh auch gedacht«, entfuhr es Shirley. Mosley und Annabelle drehten sich um und schauten sie an. Shirley wurde rot. »Mein Ehemann. Er war auch Vollzugsbediensteter da oben.« Sie heftete den Blick auf Annabelle. »Wie gesagt, er ist ums Leben gekommen ... bei dem Unfall. Er war der Meinung, man sollte Menschen stets mit Respekt begegnen, egal was sie getan haben und ob sie Häftlinge sind oder nicht.«

»Vollkommen richtig«, stimmte Mosley ihr zu. »Ich bin der Erste, der zugibt, dass Howard Tyree kein unbedingter Anhänger dieses Prinzips ist, aber eben deshalb muss immer wieder darauf hingewiesen werden. Und dank meiner Anwesenheit einmal in der Woche kann jeder sehen – hoffe ich wenigstens –, dass man einen gemeinsamen Nenner finden kann.«

»Howard Tyree?«, wiederholte Annabelle den Namen und runzelte die Stirn.

»Der Bruder des Sheriffs«, sagte Shirley. »Er ist Direktor des Dead Rock.«

Mosley lächelte Annabelle zu. »Der offizielle Name der Haftanstalt lautet Blue Spruce, aber die Bürger nennen sie Dead Rock.«

»Und zwar deshalb«, sagte Shirley gereizt, »weil dort eine Gruppe Bergleute beim Einsturz eines Stollens begraben wurde. Man hat sie nie bergen können. Stattdessen hat man die Grube zugeschüttet und einen verdammt Knast darauf gebaut. Einer der Verunglückten war mein Vater.«

Tränen verschmierten Shirleys Mascara, während Annabelle und Mosley höflich zur Seite schauten. »Der Beruf des Bergmanns ist sehr gefährlich«, gab der Richter schließlich zum Besten.

»Leuchtet mir ein«, bemerkte Annabelle.

»Also, Ladys, dann noch einen schönen Tag.«

Als Mosley gegangen war, erhob sich Annabelle. »Ich glaube, ich lasse Sie jetzt in Ruhe Ihre Arbeit erledigen.«

»Zu dumm, dass ich Ihnen nicht helfen konnte«, sagte Shirley mit rauer Stimme.

Aber nein, dachte Annabelle, *du hast mir durchaus geholfen, Lady*.

Stone und Knox mussten fast sechs Stunden festgezurret liegen bleiben, schliefen jedoch die ganze Zeit. Anscheinend ärgerte es die Wärter, die erschienen, um sie zurück in die Zelle zu bringen, dass sie die Schikanen so gut überstanden hatten.

Man kleidete sie wieder in orangerote Overalls und schleifte sie in die Zelle. Angesichts der ständigen Verhöhnung durch die Wärter mussten beide Männer eine erhebliche Selbstbeherrschung an den Tag legen. Während Knox sich auf die Lippe biss, starrte Stone bloß geradeaus, ohne mit der Wimper zu zucken, und tröstete sich mit der Überzeugung, dass geduldiges Warten irgendwann in Gelegenheiten mündete.

Eine Stunde später wurden sie von Neuem nackt durchsucht, mit Hand- und Fußschellen gefesselt und in den Speisesaal geführt. Dort nahm man ihnen wenigstens die Handschellen ab, damit sie essen konnten.

Knox knurrte der Magen, als sie sich an einen noch freien Tisch setzten. Sie schauten sich die übrigen Häftlinge an. Durch rasches Zählen kam Stone auf eine Gesamtzahl von fast fünfhundert Sträflingen. Mehr als drei Viertel waren Schwarze; sämtliche anwesenden Wärter hingegen waren Weiße.

Etliche Häftlinge beobachteten ihrerseits Knox und Stone und zeigten dabei eine große Bandbreite unterschiedlicher Emotionen, angefangen von Gleichgültigkeit über Neugier bis hin zu Feindseligkeit. Nur wenige Männer unterhielten sich.

Die Mehrheit konzentrierte sich aufs Essen. Knox senkte den Blick auf das Tablett, als jemand ihm eine Mahlzeit an den Platz schob. »Ich frage mich«, wandte er sich an Stone, als der Essensauteiler sich entfernt hatte, »ob man uns zu diesem Fraß wenigstens einen bekömmlichen Cabernet reicht.«

»Ah! Humor, Knox. So gefällt es mir. Man kann sich damit die Zeit vertreiben. Was sehen Sie hier?« Stone wies in die Runde auf die Gefängnisinsassen.

»Bedauernswerte Schweine wie uns. Nur dass wir kein Verbrechen begangen haben. Das heißt, zumindest habe ich keins verübt.«

Mit einem weichen Styroporlöffel, den man als einziges Besteckteil zur Verfügung stellte, verzehrte Stone einen Bissen seiner Essensportion. »Sie haben doch schon andere Gefängnisse von innen gesehen, oder?«

»Ja, aber nicht als Häftling.«

»Was ist hier anders? Denken Sie mal nach.«

Knox blickte sich um. »Nun ja, wenn man berücksichtigt, dass hier die schlimmsten Hurensöhne der Nation sitzen sollen, verhalten diese Knackis sich seltsam ruhig.«

»Stimmt genau. Sie verhalten sich still, bedrückt, ängstlich. Was noch?«

Knox musterte eine kleine Gruppe, die in ihrer Nähe saß. Die vier Männer, ausnahmslos Schwarze, schaufelten sich gemächlich Essen in den Mund und sparten sich sogar die Mühe, sich gegenseitig anzusehen. Knox kniff die Lider zusammen, beobachtete die lethargischen Bewegungen der Männer und starrte ihnen in die trüben Augen. »Stehen sie unter Medikamenteneinfluss?«

»Oh ja. Wir wissen, dass dafür genügend Pillen vorhanden sind.«

»Glauben Sie, das Gefängnis ist der Bestimmungsort der Pillentransporte?«

»Nein. Das ganze Zeug war für den Verkauf auf der Straße bestimmt, wahrscheinlich in New York, Philadelphia, Boston,

Washington und anderen Großstädten an der Ostküste. Vermutlich wird ein bisschen Überschuss dafür abgezweigt, um diese Jungs hier ruhig zu stellen.«

»Häftlinge werden ohne ihr Wissen mit Medikamenten zugedröhnt? Das verstößt gegen ungefähr eine Million Grundrechte.«

Plötzlich beugte Stone den Kopf und löffelte Essen. Knox spürte den Grund und eiferte ihm sofort nach. Schritte näherten sich und verstummten.

»Sagen Sie, Manson, verstehen es die neuen Häftlinge, sich in unseren Alltag zu integrieren?«, fragte Howard Tyree den bulligen Wärter, der neben ihm stand.

Auf dem rechten Auge trug Manson eine Augenklappe. Als er ihn anschielte, erkannte Stone den Grund dafür. Manson war der Schläger, den Stone mit der Gürtelschnalle ins Auge getroffen hatte.

Das wird ja immer schöner.

»Es kostet einigen Aufwand, Sir, aber wir bringen sie so weit, wie sie sein sollen.« Stone sah, wie Manson wiederholt die Finger zu Klauen krümmte, während er Stone aus dem gesunden Auge anstierte. Auch wenn sein Blick einäugig blieb, war die unverhohlene Mordabsicht nicht zu übersehen. Er zog den Schlagstock aus dem Halter, setzte das Ende an Stones Kinn und drückte dagegen. »Der Bursche hier dürfte uns wohl ein bisschen zusätzliche Mühe abverlangen, aber es wird uns schon gelingen, ihm unsere Regeln einzutrichtern.«

»Tüchtig, Manson«, lobte Tyree. Als Manson den Knüppel fortnahm, tat er es so, dass die scharfkantige Riffelung der Holzstange über Stones Gesicht schrammte. Es fing zu bluten an, aber Stone regte keinen Finger, um das Blut abzuwischen.

»Wissen Sie«, sagte Tyree, »in den meisten Hochsicherheitsgefängnissen essen die Häftlinge in den Zellen, und die Freistunde verbringt jeder für sich allein. Aber hier im Blue Spruce sind wir liberaler.« Sein Blick schweifte durch den totenstillen Speisesaal. »Hier erlauben wir den Sträflingen

menschlichen Umgang. Nette gemeinsame Mahlzeiten, ein bisschen Kameradschaft ...« Tyree legte Stone eine Hand auf die Schulter und drückte sie leicht. Lieber hätte Stone den Biss einer Klapperschlange erduldet als diese widerwärtige Berührung. Dennoch blieb er starr sitzen, und schließlich ließ Tyree von ihm ab. »Und weil wir in dieser Hinsicht so verständnisvoll und mitfühlend sind«, fügte der Gefängnisdirektor hinzu, »unterwirft sich früher oder später jeder Häftling unseren Regeln. Allerdings gebe ich zu, dass der Weg zu diesem Ziel bisweilen steinig sein kann.«

Als Tyree, umringt von Wärtern, den Speisesaal verließ, starrten sämtliche Häftlinge auf die Teller, als stünde das schmackhafteste Essen ihres Lebens vor ihnen.

Diese Knackis stehen nicht nur unter Medikamenteneinfluss, überlegte Stone, sie haben außerdem eine Scheißangst, denn sie wissen, dass der Häftling sie wahrscheinlich irgendwann kaltmacht, ohne dass sie etwas dagegen tun können. Auch mich kann er ohne Weiteres umbringen. Und wahrscheinlich wird er es tun. Tyree wird mich ermorden. Wenn Manson ihm nicht zuvorkommt.

Erst nachdem Manson und Tyree den Speisesaal verlassen hatten, tupfte Stone sich mit der Serviette das Blut vom Gesicht.

Nach dem Essen durften die Sträflinge dreißig Minuten ins Freie. Das »Freie« umfasste in diesem Fall einen betonierten Innenhof mit einer Überdachung aus rasiermesserscharfem NATO-Stacheldraht, in dem nur eine Basketballtorwand ohne Netz und ein geflickter Ball zur sportlichen Betätigung einluden.

Ein wunderbarer Beweis für liberales menschliches Verständnis, dachte Stone.

Einige Gefangene joggtten langsam durch enge Kreise, ein Häftling ließ den Ball springen, doch die überwiegende Mehrzahl stand nur herum und begaffte die eigenen Schuhe. Auf

den Laufgängen der Wachtürme lümmelten Wärter herum, die jeder im Gefängnishof deutlich sehen konnte, und hielten ihre AK-47, Flinten und Scharfschützengewehre bereit. Stone sah, dass man um die Betonfläche eine dünne blaue Linie gezogen hatte.

»Latschst du da drüber, bloß mit einem Zeh, kriegst du von oben 'nen Salutschuss verpasst.« Ein kleiner, nervös zuckender Häftling mit drahtigem grauem Schnauzbart, wirren Haaren und Augen, deren Ausdruck wenig geistigen Hintergrund bezeugte, sprach Stone und Knox an.

»Danke für den Tipp«, sagte Knox. »Das hat man im Einführungslehrgang vergessen zu erwähnen.«

Der Schnauzbart lachte. »He, der war echt gut.« Er sah Stone an. »Kommt ihr Jungs irgendwann raus?«

»Sieht nicht so aus«, antwortete Stone. »Du?«

»Lebens-, lebens-, lebenslang«, trällerte der Schnauzbart mit Singsangstimme. »Ich soll dreimal Dauerwurst abbrummen. Nicht gleichzeitig, sondern nacheinander. Ist ein gewaltiger Unterschied. Na klar, alle drei Mal fängt's mit 'nem Scheiß-L an, aber da hört die Gemeinsamkeit auch schon auf, Mann.«

»Kann ich gänzlich nachvollziehen.« Systematisch bewertete Stone die Verteilung der Laufgänge und das Schussfeld, das die Wärter bestreichen konnten. Die sorgsam durchdachten Gegebenheiten machten großen Eindruck auf ihn. Man brauchte kein Meisterschütze zu sein, um jeden beliebigen Mann auf dem Hof abknallen zu können, bevor er dazu Gelegenheit fand, auf den Beton zu pinkeln, geschweige denn, einen Fluchtversuch zu wagen.

»Gilt das hier für die meisten Jungs?«, erkundigte sich Knox. »Alles Lebenslängliche?«

»Alle, wo ich kenne, und ich bin seit elf Jahren hier. Glaub ich jedenfalls, dass es elf sind. Früher hab ich mal 'nen Kalendarer geführt, aber dann fehlte mir irgendwann der Platz an

den Wänden. Na, is' ja auch egal. Kein Abgang für den guten alten Donny.«

»Was hast du denn angestellt, guter alter Donny?«, fragte Knox mit hörbarem Widerwillen, doch Donny schien taub dafür zu sein.

»Drei kleine Kinder hab ich massakriert«, lautete seine sachliche Antwort, so, als würde er lediglich sein Geburtsdatum nennen. Er schnäuzte sich in den Handteller und wischte den Rotz an der Hose ab.

»Und warum hast du das getan, Donny, alter Junge?« Knox ballte eine Faust.

»Weil die Hexe es von mir verlangt hat, darum. Es waren die Bälger aus zweiter Ehe, Mann. Wegen Zaster von der Versicherung. Hat sie jedenfalls gesagt. Sie hat mich beschwätzt, wirklich wahr. Hat mir mächtig Druck gemacht. Und ich war bekifft, als ich die Bälger ausgeknipst hab. Man sollte doch meinen, das sind mildernde Umstände, was? Aber nee, war nicht drin. Man hat mich zugrunde gerichtet, Mann, zugrunde! Ich meine, wo bleibt denn die Verantwortlichkeit?«

»Verantwortlichkeit?«, wiederholte Knox ungläubig.

»Klar doch, Mann. Die ganzen Anwälte und Richter und so. Und böse Hexen, die dir mächtig Druck machen und dich zu irgendwelchem Scheiß anstiften. Keiner will noch für nichts mehr Verantwortung übernehmen. Verdammte Schande. Gott segne Amerika, aber wir müssen endlich mal in unserem Land die ganze Kacke auf die Reihe bringen.«

Knox biss die Zähne zusammen. »Ist die Frau auch zu dreimal lebenslänglich verknackt worden?«

»Die bekackte Hexe? Ach was, nein! Gab doch alle Schuld mir. Und jetzt ist sie wieder verheiratet und fein raus wegen dem Versicherungszaster, aber ich sitz hier mit dem Arsch in der Scheiße und muss im Bau verfaulen. Einen Irren haben sie mich vor Gericht genannt. Dabei haben die Schlampe und ich doch zusammen Cocktails geschlappt, ich schwör's, Mann.«

»Hört sich an, als hättest du einen besseren Verteidiger gebraucht«, meinte Knox. »Trotzdem glaube ich, dass du dort bist, wo du hingehörst, Donny.« Bedrohlich trat er einen Schritt auf den Mann zu. »Und nun such dir eine andere Ecke zum Abhängen, ja?«

Ehe Donny sich vom Fleck rühren konnte, packte Stone ihn am Arm, obwohl ein Wärter sie vom Turm aus beobachtete und den Finger um den Abzugsbügel der AK-47 gelegt hatte.

»He, Donny, sag mal, warst du schon in vielen Staatshotels?«

»Ich? Scheiße, ja, sicher. Bin jetzt im vierten Knast. Und im zweiten Hochsicherheitskittchen.« Den letzten Satz äußerte er voller Stolz.

»Warum hat man dich nach Dead Rock verlegt?«

»Hab 'nen Schließer gehauen. Die mögen's nicht, wenn du denen eine semmelst. Aber die selbst tun sich keinen Zwang an, verfluchte Kacke. Die prügeln dich windelweich, wenn sie Lust drauf haben. Ist es nich' so?«

»Ja, das Leben ist ungerecht«, rief Knox.

»Ich wette, du bist ein Mann, der die Augen offen hält«, sagte Stone. »Ist dir hier irgendwas Komisches aufgefallen?«

»Was Komisches? Mann, wir haben bloß eine einzige Freistunde am Tag. Die eine Hälfte geht fürs Fressen drauf, die andere Hälfte für den Hofgang. Die anderen dreiundzwanzig Stunden hängt man in der Zelle rum. Da bleibt keine Zeit, dass man sich was Komisches angucken kann.«

Während die drei Männer miteinander sprachen, entfiel dem einsamen Ballspieler der Ball und rollte davon, und zwar über den blauen Strich. Der Häftling lief hin, um den Ball zu holen.

»Du meine Güte!«, rief Knox, als er es bemerkte. »He, Mann, Kumpel, tu's nicht!«

Entweder hörte der Gefangene ihn nicht, oder ihm war alles egal. Kaum hatte er die Linie überquert, traf ihn ein Geschoss in den Rücken. Er stürzte vornüber aufs Gesicht. Stone und

Knox machten Anstalten, zu ihm zu eilen, doch da fielen weitere Schüsse, und sie verharreten.

Vor ihren Augen stürmten zwei Wärter herbei und zerrten den Mann hoch. Stone sah kein Blut.

»Bei der ersten Übertretung benutzen sie diese verdammten Hartgummigeschosse. Tun höllisch weh, die Mistdinger. Man überschlägt sich fast, bleibt aber am Leben. Aber das zweite Mal kriegst du keine Gelegenheit für 'n drittes Mal, versteht ihr, was ich euch texte?«

Als die Wärter den Besinnungslosen vom Hof schafften, setzte Stone die Unterhaltung fort. »Gibt es eine Hausbibliothek? Fortbildungskurse? Werkstätten? Ist dir vielleicht da etwas Merkwürdiges begegnet?«

Donny prustete. »Wie, was, hast du zu oft *Flucht von Alcatraz* geguckt? Sieh dich doch um, Mann! Siehst du hier irgendwo Clint Eastwood den Anstaltsschreck geben? Man verspricht uns 'ne Bibliothek, seit ich hier auf Schmalz bin, und ich hab noch kein Buch gesehen. Es heißt, wir sollen auch Weiterbildungssendungen im Fernsehen haben, aber angeblich geht die Kiste dauernd kaputt. Und Werkstätten gibt's keine. Es gibt überhaupt nichts. Du gehst bloß dreimal die Woche fünf Minuten duschen, und jedes Mal schieben sie dir 'n Knüppel in den Arsch, jedes Mal, als ob du plötzlich 'ne Bazooka aus dem Hintern ziehen und die Typen wegpusten könntest. Nee, da bleib ich lieber keimig. Ich kann ja doch nirgendwo mehr hin.« Er steckte sich ein Stück Kaugummi in den Mund und begann mit den wenigen Zähnen, die er noch hatte, angestrengt zu kauen.

»Besuche? Telefonate nach Hause? Anwälte?«

Donny kicherte. »Im Dead Rock muss man sich sogar den Regelbesuch verdienen. Höchstens zwei Besuche im Monat dürfen sein. Wenn du dir den allerkleinsten Schnitzer leistest, werden sie dir gestrichen. Und soll ich dir noch was sagen? Ich hab gehört, hier hat seit fünf Jahren keiner mehr Besuch gekriegt. Ich jedenfalls bestimmt nicht. Nicht dass die Leute

Schlange stehen, um mich zu besuchen, aber trotzdem ... Und wenn man mal ans Telefon darf, muss man 'n R-Gespräch anmelden. Und nicht mal meine blöde Mama denkt auch nur im Traum daran, für mich 'n R-Gespräch zu blechen. Und Leute vom Gericht kommen sowieso nicht zu uns rauf. Für die Kollegen hier ist Sense mit Revision. Alle Welt hat uns vergessen. Uns gibt's gar nicht mehr. Wir sind Dead Rock. So wie's aussieht, müssen wir hier abdanken. Stellt euch lieber darauf ein.« Er schluckte den Kaugummi und spie wieder Rotz aus.

Stone beobachtete die anderen Sträflinge. »Die Jungs sind anscheinend alle ziemlich brav.« Scharf musterte er Donny. »Ein bisschen lahmarschig.«

Donny feixte und trat näher an ihn heran. »Du hast's auch gemerkt? Bei uns hat fast kein Büßer es geschnallt.«

»Was für ein Medikament wird denn verabreicht?«

»Weiß ich nicht, aber der Mist zieht richtig rein.«

»Tun sie's ins Essen?«

Donny nickte.

»In welche Mahlzeit?«

»Mittag- oder Abendfraß. Du weißt nie, wann, das ist es ja gerade.«

»Und warum bist dann du so munter?«

Auf einmal funkelte es in Donnys bislang stumpfen Augen. »Ich könnte euch ja mein kleines Geheimnis stecken, aber was rückt ihr für mich raus? Das ist die Vierundsechzig-Trillionen-Dollar-Frage.«

Stone wollte antworten, aber Knox kam ihm zuvor. »Verrate es uns. Dann Sorge ich dafür, dass du aus Dead Rock wegkannst, sobald ich von hier verschwunden bin.«

»Du kommst hier gar nicht weg.«

»Ich bin Regierungsagent, Donny. Es ist meine Aufgabe, in korrupten Gefängnissen verdeckt zu ermitteln. Bist du der Auffassung, dass es hier Korruption gibt?«

»Na sicher doch. Aber wenn du Agent bist, warum solltest du mich dann hier rausholen?«

»Regierungsagenten können alles tun, Donny. Du hilfst mir, Onkel Sam hilft dir.«

»Und es ist ja nicht so«, sagte Stone, »dass du was zu verlieren hättest.«

Donny überlegte. »Na schön. Nicht dass ich dir glaube, dass du wirklich Agent bist, aber was soll's.« Er senkte die Stimme. »Esst bei keiner Mahlzeit die verdammten Möhrchen. Spült sie das Klo runter, und zieht dann für die Schlüsselknechte 'ne blöde Fresse, damit sie glauben, ihr hätten die Möhrchen gegessen.«

Ein Wärter näherte sich ihnen, und Donny huschte davon.

»Tja, das war informativ«, sagte Knox, »aber es bringt uns kaum weiter, ausgenommen der Hinweis auf die Möhren. Glauben Sie ihm?«

»Schon möglich.« Nochmals hob Stone den Blick zu den Mauern. »Die Anlage ist gut durchdacht, Knox. Ich sehe kaum Schwachpunkte.«

»Der Tag wird immer besser.«

Ein Signalthorn ertönte, und die Häftlinge schlurften ins Gebäude zurück. »Der einzige Weg«, sagte Stone, »den ich sehe ...«

Die Kugel hackte dicht neben ihm in den Beton. Splitter stoben umher, rissen Stone und Knox die Waden auf. Beide Männer griffen sich an die Beine, da schlug eine zweite Kugel ein. Diesmal kamen eindeutig keine Gummigeschosse zur Anwendung.

»Die Flossen hoch!«, brüllte auf einem Wachturm ein Wärter in eine Flüstertüte. Neben ihm stand der Scharfschütze. Er hatte Stones Kopf im Fadenkreuz.

Knox und Stone streckten die Hände in die Höhe, während das Blut ihnen aus der Hose in die Schuhe rann.

»Zum Teufel, wieso ...?«, knurrte Knox.

»Ihr geht zu langsam, Kollegen«, kicherte Donny über die Schulter.

»Verdammt, was ist denn mit der Regel, dass beim ersten Verstoß nur Gummigeschosse benutzt werden?«, murrte Knox, als er und Stone sich einer Gruppe Häftlinge anschlossen und ins Gebäude eilten.

»Anscheinend gilt diese Regel nicht für uns.«

»Kommt mir auch so vor«, brummte Knox.

Später traf eine Krankenpflegerin in ihrer Zelle ein. Umgeben von Wärtern stand sie dabei, während man Stone und Knox entkleidete, abermals durchsuchte und ihnen Handschellen anlegte.

Durch die offene Zellentür konnte Stone im Flur eine Videokamera erkennen, die an die gegenüberliegende Wand geschraubt war. Er vermutete, dass die Kamera einen Aufnahmewinkel besaß, der lediglich die Rücken der Wärter zu filmen ermöglichte, wenn die Zelle Besuch erhielt, wogegen der Insasse, den sie unterdessen grün und blau prügeln, ungesehen blieb.

Praktisch unsichtbar.

Die Krankenpflegerin säuberte die Verletzungen und verband sie, während die Wärter die Behandlung mit gehässigen Bemerkungen über läppische Schrammen begleiteten.

Weder Knox noch Stone sprachen ein Wort.

Erst als die Krankenpflegerin die Behandlung beendet hatte, sagte Stone: »Danke, Ma'am.«

Sofort bekam er mit einem Schlagstock einen Hieb auf den Mund. Um den Knüppel war ein Handtuch gewickelt, aber die Wucht des Schlages warf Stone von den Beinen. »Du hast die Lady nicht dumm anzuquatschen!«, brüllte Manson, der Wärter mit der Augenklappe, ihm ins blutende Gesicht.

Dankbar lächelte die Krankenpflegerin ihrem Beschützer zu, als die Gruppe sich anschickte, die Zelle zu verlassen.

Knox half Stone auf die Beine. »Wir müssen hier raus, Oliver, oder wir verrecken hier.«

»Ich weiß.« Stone wischte sich frisches Blut aus dem Gesicht. »Ich weiß.« Dann hielt er inne.

Ein Wärter, die Hand um die Kante der Zellentür gelegt, während er sie schloss, sah Stone an. Der Mann war kein junger Ein-Streifen-Schnösel, sondern älter; unter seiner Kappe schaute graues Haar hervor. Unmittelbar bevor die Tür zuknallte, nickte er Stone kurz zu.

Als Reuben sich später am Tag an ihrem Lagerplatz wieder mit Annabelle und Caleb traf, hatte er nicht viel zu erzählen. Doch eine Beobachtung hatte er gemacht.

»Wir sind in sämtlichen Orten in der Umgebung gewesen, aber Divine ist anders.«

»Inwiefern?«, fragte Caleb.

»Hier ist Geld«, lautete Reubens Antwort. »Gut gehende Läden, neue Autos, renovierte Häuser, ein Gerichtsgebäude und ein Sheriffbüro samt Gefängnis. Ich bin sogar in der Kirche gewesen und habe ein bisschen gebetet. Ich habe auch mit dem Pater gesprochen. Er sagte, der ganze Aufschwung habe sich in den letzten Jahren vollzogen.«

»Welche Tarnung hast du benutzt?«, wollte Annabelle erfahren.

»Ich habe mich als Schriftsteller ausgegeben, der sich nach dem Hintergrund für einen Roman umschaute, der in einem Bergdorf spielen soll. Anscheinend hat's mir jeder abgenommen.« Reuben wirkte ein wenig selbstgefällig. »Vermutlich sehe ich aus wie ein Schriftsteller.«

Caleb blickte zu seinem hünenhaften Freund auf, der langes schwarzes Lockenhaar und einen mit Grau durchsetzten Bart hatte. »Ich würde sagen, du siehst eher wie ein Bohemien aus, aber das ist wohl nur Haarspalterei. Jedenfalls kann ich nachvollziehen, was du sagst. Die Bibliothek ist hervorragend ausgestattet und wurde erst kürzlich renoviert, wie ich von der Bibliothekarin erfahren habe. Ein brandneues Mediacenter, moderne Computer – alles, was man braucht.«

»Und als was hast du dich ausgegeben?«, fragte Reuben in bärbeißigem Ton.

»Als reisender Bücherfreund. Ich finde, diese Rolle ist mir geradezu auf den Leib geschnitten.«

»So etwas Dämliches hast du den Leuten erzählt?«, fragte Annabelle.

»Nein, in Wahrheit habe ich behauptet, dass ich eine Anstellung als Koch für Schnellgerichte suche«, antwortete Caleb grantig, »und dass ich mich hier nach einem Job umsehen wollte. Aus irgendeinem Grund hat sie mir aufs Wort geglaubt, obwohl ich schwerlich wie ein hauptberuflicher Frittensieder aussehe.«

»Bestimmt nicht«, pflichtete Reuben ihm bei. »Was hast du herausgefunden, Annabelle?«, fragte er.

Annabelle fasste ihre Unterhaltung mit Shirley Coombs und Richter Mosley zusammen. »Die Frau weiß irgendetwas, das steht fest. Meines Erachtens sollten wir sie beschatten und abwarten, ob wir Genaueres herausfinden können.«

»Hört sich immerhin wie ein Plan an.«

»Wann wird Alex eintreffen?«, erkundigte sich Caleb.

»Bald. Hoffe ich wenigstens.«

»Wir vermissen den treuen Gesetzeshüter wohl doch, wie?«, stichelte Reuben.

»Nein, ich habe es bloß satt, mir als Einzige das Gehirn zermartern zu müssen.«

»Na, dann weiß ich zum Nachdenken noch eine Frage an dich. Wo wollen wir pennen?«

»Nicht im Ort«, entgegnete Annabelle. »Wie wär's, wir übernachten hier im Lieferwagen?«

»Im Lieferwagen?«, wiederholte Caleb mit beklommenem Gesichtsausdruck. »Und was ist mit der Körperhygiene?«

Annabelle wies in den Wald. »Die Natur lädt ein.«

»Ach, du lieber Himmel«, jammerte Caleb, »ich ...«

Reuben hob die Hand. »Caleb, wenn ein Bär in den Wald scheißen kann, dann kann es auch ein Bibliothekar.«

»Und wie verfahren wir mit dem Zeitungsmenschen?«, fragte Caleb.

»Auch in dieser Hinsicht habe ich schon was ausgeheckt, aber dafür brauche ich Alex' Beistand.« Annabelle wandte sich an Reuben. »Was glaubst du, weshalb Divine dermaßen wohlhabend ist?«

»Wenn wir darauf eine Antwort finden«, sagte Reuben, »können wir vielleicht auch erklären, weshalb hier dauernd Leute ermordet oder in die Luft gesprengt werden.«

»Befürchtet ihr, dass Oliver etwas zugestoßen ist?«, fragte Caleb.

»Ich bin nie jemandem begegnet, der besser auf sich selbst aufpassen konnte als Oliver«, beteuerte Reuben wahrheitsgemäß.

Dann besteht zumindest Hoffnung, dachte Annabelle.

Als Shirley Coombs das Gerichtsgebäude verließ, war es bereits 19 Uhr, und über dem von Bergen umragten Divine hatte sich tiefe Dunkelheit ausgebreitet. Shirley ging in einen Lebensmittelladen und kam mit einer Plastiktüte voller Weinflaschen heraus. Sie stellte sie in ihr Auto und begab sich in *Rita's Restaurant*. Zwei Stunden später stieg sie wieder in ihren roten Infiniti-Zweitürer neuesten Modells, der hinter dem Gericht parkte. Allem Anschein nach war die Frau so tief in Gedanken versunken, dass sie den weißen Lieferwagen nicht bemerkte, der sich ihr anschloss, als sie das Auto auf die Hauptstraße lenkte und Gas gab.

Sie traf an ihrem Wohnsitz ein und betrat schwankend das Haus.

In gebührendem Abstand hielt Caleb den Lieferwagen an. Shirley Coombs bewohnte ein einstöckiges, mit Vinyl verkleidetes Gebäude, dessen schmale Vorderveranda Pflanzkübel voller Stiefmütterchen zierten. Ein Kiesweg führte zu einer Einzelgarage. Rund zwanzig Meter hinter dem Haus stand

dichter Wald; daneben war ein Gemüsegarten angelegt worden, in dem derzeit aber nur ein paar schiefe, kahle Gerüste für die Tomatenzucht zu sehen waren. In einem kleinen Garten hinter dem Haus stapelten sich verrostete Gartenstühle neben einem Stoß Brennholz. Die Lady hatte keine Nachbarn; ihr Haus war weit und breit das einzige Gebäude.

Vorgebeugt hockte Reuben zwischen den beiden vorderen Sitzen des Lieferwagens und beobachtete das Wohnhaus, in dem jetzt die Lichter aufflammten. »Warten wir, bis sie schnarcht, und suchen dann alles ab?«

»Warum schleichst du nicht hin und versuchst mal durchs Fenster zu lugen?«, schlug Annabelle vor.

»Ich gehe mit«, sagte Caleb.

»Weshalb?«

»Vier Augen sehen mehr als zwei.«

Reuben und Caleb schlüpfen aus dem Lieferwagen und schlichen zum Haus, wobei sie sich im Schatten der Bäume hielten. Dann huschten sie zur Rückseite.

Nach fünf Minuten saßen sie wieder im Lieferwagen. »Diese Frau ist ein typisches Beispiel innerer Schönheit«, sagte Caleb sarkastisch.

»Was soll das heißen?«, fragte Annabelle.

»Er meint, dass in Shirleys äußerlich so bescheidener Hütte das Interieur völlig anders aussieht. Da gibt's echte Ölgemälde bekannter Künstler, eine hochwertige Einrichtung, kostbare Orientteppiche und mindestens eine Skulptur in Museumsqualität.«

»Für eine Justizangestellte in einem Provinzkaff wohnt Shirley in einem wirklich erlesenen Ambiente«, sagte Reuben.

»Aber so, dass niemand es sieht«, folgerte Annabelle. »Ich wette, sie hat nie Gäste.«

»Anscheinend umgibt sie sich gern mit wertvollen, schönen Gegenständen«, sinnierte Caleb.

»Ich hätte zu gern Einblick in ihr Bankkonto«, meinte Annabelle. »Bezweifelt einer von euch, dass es proppenvoll ist?«

»Nein«, sagte Reuben. »Trotzdem wohnt sie in dieser Bude. Wieso?«

»Aus Habgier«, beantwortete Caleb die Frage. Annabelle und Reuben sahen ihn an. »Sie hat beim Gericht einen Arbeitsplatz, für den sie bezahlt wird. Aber sie will und bekommt mehr, und das würde ihr entgehen, wenn sie fortzieht.«

»Wahrscheinlich hast du recht, Caleb. Lupenreine Logik. Ich habe sie auf Anhieb für eine geldgeile Tante gehalten.«

»Die Frage ist allerdings, besteht eine Verbindung zu dem, was mit Oliver geschehen sein mag?«, fragte Reuben. »Vielleicht verschwenden wir mit ihr bloß Zeit, während Oliver in ernststen Schwierigkeiten steckt.«

»Ich glaube schon, dass es einen Zusammenhang gibt, Reuben«, sagte Annabelle. »Nach allem, was der Sheriff mir erzählte, hat Oliver hier mitten ins Wespennest gestochen. Ich kann mir nicht vorstellen, dass in einem so kleinen Ort zwei große Geheimnisse, die nichts miteinander zu tun haben, gewissermaßen parallel existieren. Was Shirley treibt, muss mit dem Ganzen verknüpft sein. Anders ist es nicht möglich. Es ist unsere einzige Spur.«

Eine Stunde verstrich, dann noch eine. Schließlich öffnete sich die Haustür, und Shirley trat ins Freie. Sie trug eine Jeans, eine langärmelige Bluse, flache Schuhe und über dem Arm eine Handtasche. Die Schlangenlinien, in denen sie sich zu ihrem Auto bewegte, ließen vermuten, dass zumindest ein Teil des gekauften Weins schon den Weg durch ihre Kehle gefunden hatte.

»Will sie sich in diesem Zustand etwa ans Steuer setzen?«, fragte Caleb besorgt.

Als Shirley zur Ausfahrt hinausgeschossen war, folgte der Lieferwagen ihr erneut, wieder mit Caleb am Steuer. Die Fahrt führte in den Ort und hindurch. Schließlich bog Shirley ab, holperte mit dem Auto einen Weg entlang und hielt vor den kargen Trümmern des Wohnmobils.

Sie schwang den Wagenschlag auf, drückte die Handtasche an sich, wankte zu den Resten der Eingangstreppe und setzte sich auf eine Stufe. Dann griff sie in die Handtasche, holte eine Flasche Wein heraus und setzte sie an die Lippen. Sie verschluckte sich und spuckte einen Großteil des gerade Getrunkenen aus. Achtlos warf sie die Flasche in den Lehm und zündete sich eine Zigarette an. Anschließend brach sie in Tränen aus, den Kopf auf die Knie gesenkt.

»Willie!«, schluchzte sie. »Willie!«

»Kann ich Ihnen behilflich sein?«

Shirley schrak hoch und sah Annabelle vor sich stehen. Mit dem Ärmel wischte sie sich übers Gesicht, starrte sie einen Moment lang argwöhnisch an und schüttelte dann matt den Kopf. »Mir kann keiner mehr helfen. Ist zu spät.« Fahrig deutete sie ringsum auf das Trümmerfeld.

»Ist das die Stelle, wo Ihr Sohn ...?«

Shirley nickte und zog am Glimmstängel. »Verdammich, was tun Sie hier?«, lallte sie.

»Ich bin auf der Suche nach meinem Vater durch diese Gegend gestreift, und plötzlich habe ich Sie weinen gehört. Es tut mir leid, Shirley, wirklich. Ich weiß, wie Ihnen zumute ist. Bei so einem Verlust ...« Annabelle setzte sich neben ihr auf die Stufe.

»Wieso sind Sie durch diese Gegend gefahren?«

»Der Sheriff sagte mir, mein Vater habe Willie Erste Hilfe geleistet. Ich weiß auch nicht ... wahrscheinlich dachte ich, ich könnte hier irgendeinen Hinweis finden. In der momentanen Situation muss ich nach jedem Strohalm greifen.«

Diese Erklärung zerstreute Shirleys Misstrauen. Sie schnippte die Zigarette fort und rieb sich die Augen. »Er hat sich dafür interessiert, was mit Willie passiert ist«, sagte sie gedehnt. »Er kam deswegen auch zu mir.«

»So?«, hakte Annabelle rasch ein. »Ich dachte, Sie wären ihm nie begegnet.«

»Ich habe Sie angelogen«, gestand Shirley unumwunden. »Ich wusste ja nicht«, fügte sie eine schwammige Ausrede hinzu, »wer Sie sind oder was los ist.«

»Kann ich verstehen.«

Nervös strichen Shirleys Hände auf ihren Schenkeln vor und zurück. Unversehens zeigte sie mit dem Finger geradeaus. »Im Dunkeln gibt es vieles, das man erst sieht, wenn es zu spät ist.«

»Stimmt. Worüber hat er mit Ihnen gesprochen?«

»Er sagte, jemand hätte Willie ermorden wollen und hätte was in sein Tylenol-Fläschchen getan. Ich glaube, er dachte, ich hätt's gemacht. Aber so was hätte ich Willie doch niemals angetan. An einem Abend war ich sogar in Willies Wohnmobil, um nachzusehen, was für Pillen er da aufbewahrt. Ich hatte nämlich selbst den Verdacht, irgendwer könnte versucht haben, Willie was Schädliches unterzuschieben. Bei der Gelegenheit bin ich Ihrem Vater begegnet, und er hat sofort mich verdächtigt. Aber ich hatte meinen Jungen doch lieb. Ich hätte ihm nie was Schlimmes getan.«

Wieder begann sie zu schluchzen. Annabelle legte ihr tröstend eine Hand auf die Schulter. »Bestimmt hatte mein Dad nichts anderes vor, als behilflich zu sein.«

Nochmals wischte Shirley sich die Augen trocken, atmete tief die frische Luft ein und beruhigte sich ein wenig. »Ist mir inzwischen klar. Und er hatte recht. Jemand hat Willie ermordet, so wahr ich hier sitze und mit Ihnen schwatze.«

»Haben Sie eine Vorstellung, wer es gewesen sein kann?«

»Eine Vorstellung hab ich, klar.« Shirleys Wangen zitterten.

»Möchten Sie mir was sagen?«

»Warum?«

»Shirley, wer Ihren Sohn ermordet hat, könnte das Gleiche mit meinem Vater vorhaben, weil er Willie helfen wollte.«

»Ach, ich weiß nicht. Ich weiß einfach nicht mehr ein noch aus.«

»Ich möchte Ihnen ja gern zur Seite stehen. Sie können mir vertrauen.«

Shirley packte Annabelles Hand. »Du lieber Gott, Mädchen, wissen Sie überhaupt, wie lange es her ist, dass ich in diesem verfluchten Nest das letzte Mal jemandem vertraut habe?«

»Vertrauen Sie mir, und ich helfe Ihnen. Ich verspreche es.«

Shirley heftete den Blick auf die Überreste des Wohnmobils. »Als mein Vater damals bei dem Grubenunglück ums Leben kam, hat's uns alle tief ins Herz getroffen. Menschen sterben, klar, aber man kann von ihnen Abschied nehmen, sie anständig bestatten, oder so sollte es wenigstens sein. Aber bei Grubenunglücken ist es nicht so. Wissen Sie, was Sie kriegen? Ein Beileidsschreiben von der Zeche, das irgendein elender Anwalt so formuliert hat, dass man von keinem der Firmenbosse behaupten kann, er hätte ein Schuldeingeständnis oder sonst was von sich gegeben, das man gegen das Unternehmen verwenden könnte. Wissen Sie, was das heißt, Schuldeingeständnis? Ich arbeite als Justizangestellte, ich weiß, was solcher Mist bedeutet.«

»Ja, es ist schrecklich«, sagte Annabelle und hielt Shirleys Hand, um sie zum Weitersprechen zu ermutigen.

»Die Zeche wollte keinen Finger rühren, also taten sich die anderen Bergleute zusammen, um einen Parallelstollen zu graben und so vielleicht zu den Verschütteten vorzudringen. Tag und Nacht haben sie geschuftet und sich Ausrüstung von jedem geliehen, der infrage kam. Das alles war lange vor dem Internet. Die meisten Leute in der Gegend hier hatten noch nicht mal Fernsehen. Deshalb wusste kein Mensch, was eigentlich geschah. Meine Mutter und ich und all die anderen Frauen, wir haben gekocht, gewaschen und Schlafplätze für die Männer errichtet, während sie unter Tage waren. Und was haben die sich abgerackert! Schräg haben sie 'nen Stollen zu den Eingeschlossenen vorgetrieben. Und gerade waren sie

drauf und dran, zu ihnen durchzustoßen, da kam es im Unglücksstollen zur Explosion. Wahrscheinlich durch Methan-gas. Der halbe Berg ist auf meinen Dad und seine Kollegen gestürzt. Danach konnte man kein Risiko mehr eingehen. Und wir wussten ja, sie waren sowieso tot. So eine Explosion konnte niemand überleben. Also haben sie einfach alles zugeschüttet und obendrauf dieses beschissene Gefängnis gebaut. Ein echt schöner Grabstein für meinen Dad, das muss ich schon sagen. Und als mein Ehemann Josh in dem Knast 'ne Anstellung gekriegt hat, war ich gar nicht erfreut darüber. Aber es ist so, wie er damals sagte: Arbeit gibt's nur in der Grube oder im Gefängnis. Und ich war nicht scharf darauf, dass auch Josh unter Tage fährt, nachdem mein Dad für das Scheißbergwerk gestorben war. Also blieb Josh gar nichts anderes übrig, als im Knast zu arbeiten. Er hatte vor, dort auch Willie 'ne Stelle zu vermitteln, aber der Junge ist lieber zur Zeche malochen gegangen. Josh hat sich alle Mühe gegeben, es ihm auszureden, aber dann kam er ja auch ums Leben.«

»Durch einen Unfall, nicht wahr?«

Shirley schnaubte. »Unfall? Ja, es war genauso ein Unfall wie das hier.« Sie deutete auf die Überbleibsel des Wohnmobils.

»Wollen Sie andeuten, Ihr Mann wurde ermordet? Von wem? Und warum?«

Aus geröteten Augen starrte Shirley sie an. »Ich sollte mit Ihnen nicht über diese Sachen reden. Mit keinem sollte ich darüber sprechen. Aber mir blutet seit zwei Jahren das Herz.«

»Ich möchte nur helfen, Shirley. Ich will meinen Vater finden. Sie haben Ihren Sohn und Ihren Ehemann verloren. Es ist höchste Zeit, dass die Wahrheit ans Licht kommt.«

Nun mach schon, Lady. Erzähl mir alles.

»Ja, Sie haben recht. In meinem Innersten ist mir klar, wie recht Sie haben.«

»Dann sollten Sie mir alles anvertrauen.«

Shirley nahm einen tiefen Atemzug. »Ich bin es so satt. Es hat alles überhandgenommen.«

»Bitte, Shirley.«

Shirleys Augen, die in die schwarze Nacht blickten, wurden wacher und kälter. »Im Gericht erreichen uns ständig große Lieferungen. Viele Kartons. Nur stimmen Lieferscheine und Lieferumfang nie überein.«

»Wie ist das zu verstehen?«

»Beispielsweise steht auf dem Lieferschein, es sind fünfzig Kartons, aber es sind nur dreißig da.«

»Kennen Sie den Grund?«

»Ich bin nicht versessen darauf, mich ins Unheil zu stürzen.«

»Ich bin nicht von der Polizei, Shirley. Mir geht es ausschließlich darum, meinen Dad zu finden.«

»Mein Leben lang bin ich arm gewesen. Sie sehen ja, wie unser Ort heute dasteht. Alle sind zufrieden. Warum soll ich nicht auch ein Stück vom Kuchen kriegen? Verstehen Sie?«

»Ja, sicher. Ist doch auch nur gerecht.«

»Verdammt, ja! Ich wollte aufs College. Mein Bruder durfte, aber nicht die doofe Shirley. Wir hatten nicht das Geld.«

»So ist es oft«, sagte Annabelle geduldig.

Shirley trank einen Schluck Wein. Von nun an schien sie nicht mehr wahrzunehmen, dass Annabelle neben ihr saß. Stattdessen machte sie den Eindruck, ein Selbstgespräch zu führen. »Und hätte ich wissen können, dass Josh ums Leben kommt, wenn er auf die Jagd geht? Rory hat nur gesagt, ich soll Josh überreden und ihm dann telefonisch Bescheid geben. Das habe ich getan. Wie hätte ich vorhersehen können, was passiert?«

»Selbstverständlich konnten Sie es nicht im Voraus wissen«, bestätigte Annabelle. »Aber reden wir doch noch mal über die Kartons.«

»Es gibt hier oben ein Riesenproblem mit Drogenabhängigkeit. Die Leute tun alles, um an ihre tägliche Dosis zu kommen.«

»In den überzähligen Kartons sind also Drogen?«

Falls Oliver mitten in einen weitgespannten Drogenring geraten ist, überlegte Annabelle, wird er wohl längst tot sein. Und falls nicht, bleibt ihm wohl keine lange Gnadenfrist mehr.

»Verschreibungspflichtige Pillen. Damit kann man unglaublich Kasse machen.«

»Wie werden sie vertrieben? Ich meine, wohin befördert man die Pillen in den überzähligen Kartons?«

Shirley zündete sich eine neue Zigarette an und musterte Annabelle beinahe belustigt. »Missy, wir haben jede Menge medikamentenabhängige Bergleute, die jeden Morgen in der Klinik antanzen, sich den Methadoncocktail abholen und danach pünktlich um sieben Uhr zur Schicht in der Grube sind.«

»Und wo ist da der Zusammenhang?«

»Sie fahren schon nachts um zwei los. Ich weiß es, weil ich sie beobachtet habe. Eine Fahrtstrecke dauert keine volle Stunde und sich den Methadoncocktail zu holen eine Minute. Wenn jemand die Männer sieht und fragt, weshalb sie so früh unterwegs sind, heißt es, sie könnten nicht schlafen, deshalb würden sie früher zur Klinik fahren, um an ihr Methadon zu kommen. Aber ich weiß ganz sicher, dass es nicht so ist. In Wahrheit bringen sie die Kartons zu ziemlich weit entfernten Verteilerstellen und deponieren sie dort.«

»Und wo packen sie sie ein?«

Shirley stand auf und taumelte durch schwarz verkohlte Holztrümmer zu ihrem Auto.

»Shirley«, sagte Annabelle, »wo wollen Sie hin?«

»Ich mache die Fliege. Ich bin fertig mit Divine. Ich hätte längst abhauen sollen.«

Annabelle lief ihr nach und packte sie an der Schulter. »Bitte, Shirley, es geht um meinen Vater. Ich habe sonst niemanden mehr.«

»Ich habe schon viel zu viel gequasselt. Alles nur besoffenes Gesabbel.«

»Können Sie mir denn gar nichts sagen? Mir wenigstens einen Fingerzeig geben?«

Shirley zögerte. Sie blickte erst auf die Trümmer des Wohnmobils und schaute dann Annabelle in die Augen. »Also gut. Aber Sie müssen schon noch ein bisschen knobeln.«

»In Ordnung.«

»Wo wird ein Zettel zum Esel?«

Annabelle machte ein ratloses Gesicht. »Was?«

Trunken kicherte Shirley. »Wie gesagt, denken Sie scharf nach. Wo wird ein Zettel zum Esel? Wenn sie Ihren Dad wirklich so dringend finden möchten, kommen Sie schon drauf.« Sie torkelte zum Auto und stieg ein.

»Shirley, Sie sollten so nicht fahren.«

Shirley steckte den Kopf aus dem Seitenfenster. »Schätzen, ich trinke, seit ich dreizehn war.«

Sie fuhr los. Annabelle rannte zum Lieferwagen, der an der Hauptstraße hinter Bäumen versteckt stand. Als sie eintraf, fand sie dort vier statt nur zwei Männer vor. Und das zweite Paar war mit Schusswaffen ausgestattet.

Um 18.30 Uhr kam das Abendessen. Jemand schob zwei Tabletts durch die Futterklappe. Knox und Stone griffen sich die Tabletts und setzten sich damit auf ihre jeweilige Liege.

Knox zeigte stumm auf die Möhren auf seinem Teller. Wenige Augenblicke später rauschte die Toilette, und das Gemüse verschwand.

Stone zerteilte das Fleisch – eine schwierige Herausforderung, weil ihm dafür nur ein weicher Styroporlöffel zur Verfügung stand –, als er unter dem Teller einen weißen Rand sah. Er stieß Knox in die Rippen, zog ein Papierchen hervor,

entfaltete es und las, was darauf geschrieben stand, während Knox ihm interessiert über die Schulter lugte.

Ich war der Wärter an der Tür, als die Krankenpflegerin gegangen ist. Josh Coombs war mein Freund. Wir treffen uns morgen im Innenhof. Achtet auf meine Zeichen. Spült diesen Zettel durchs Klo.

Stone und Knox wechselten einen Blick. Knox nahm den Kassiber und las den Text ein zweites Mal; dann ließ er ihn den medikamentenverseuchten Karotten folgen, indem er ihn die Toilette hinunterspülte.

»Was halten Sie davon?«, fragte Knox.

Beide Männer trommelten erneut mit den Schuhen auf den Fußboden, um ihre Unterhaltung akustisch zu überdecken.

»Ich habe gemerkt, dass der Mann mich angeschaut hat, als er die Tür schloss. Und er hat genickt. Ich wusste nicht, was das sollte, aber es hat Hoffnung in mir geweckt.«

»Beachten wir seine Zeichen?«

»Er muss vorsichtig sein. Wenn es so weit ist, richten wir uns haargenau nach ihm.«

Zwanzig Minuten später pochte es an der Zellentür. »Die Tablett!«, rief jemand.

Stone und Knox schoben die Tablett durch die Futterklappe und kauerten sich wieder auf die Liegen.

»Was glauben Sie, warum sie uns überhaupt noch am Leben lassen?«, fragte Knox. »Dass mir in Wahrheit niemand zu Hilfe kommt, wissen diese Typen ja nicht.«

»Sobald irgendjemand aufkreuzt, wissen sie es lange vorher. Entweder töten sie uns dann, oder sie verstecken uns. Dunkle Löcher gibt es hier bestimmt genug.«

»Wieso machen sie uns nicht schon jetzt kalt?«, wunderte sich Knox. »Nicht, dass ich scharf darauf wäre.«

Stone erinnerte sich an sein Erlebnis mit den Schlangen im stillgelegten Bergwerksstollen. Jetzt verfestigte sich bei ihm die Überzeugung, dass diese Aktion Tyrees Handschrift trug. »Ein Mord geht schnell – eine Sekunde Schmerz, wenn man

Glück hat, und es ist aus. Offenbar ist das für Howard Tyrees Geschmack zu wenig. Er will uns in der Gewalt haben, uns schikanieren und jede Sekunde auskosten. Und irgendwann bringt er uns um. Aber bis dahin möchte er uns das Leben so sehr zur Hölle machen, wie er nur kann.«

»Ich habe den Eindruck, der Kerl ist ein regelrechter Serienmörder.«

»Ist er. Nur befindet er sich leider auf der verkehrten Seite des Zellengitters.«

Knox streckte sich auf der stählernen Liege aus. »Und was jetzt? Warten wir einfach ab?«

»Derzeit wüsste ich keine Alternative.«

Ein harter Gegenstand krachte gegen die Zellentür. »Hände durch die Öffnung stecken!«, rief eine Stimme.

»Ach du Schande, was denn nun?«, stöhnte Knox.

»Denken Sie daran, wir haben Medikamente gekriegt«, flüsterte Stone. »Spielen Sie den Benommenen.«

»Fällt mir nicht schwer, so müde, wie ich bin.«

Man legte ihnen Hand- und Fußschellen an; dann wurden sie entkleidet und gefilzt. Inzwischen war dieser Vorgang schon zu einer Gewohnheit geworden wie das Essen und das Pinkeln. Beide Männer ließen die Köpfe hängen und gaben sich so lethargisch, wie sie konnten, ohne zu übertreiben.

Anschließend wurden sie von Wärtern, die mit Tasern bewaffnet waren, durch den Gang geführt. Wegen der Ketten konnten sie sich nur schlurfend voranbewegen. Mühsam stiegen sie mehrere Treppen hinauf. Stone vermutete, dass sie sich im westlichen Hochbau des Gefängnis Komplexes befanden, war sich aber nicht sicher. Sein sonst so verlässlicher Orientierungssinn funktionierte in diesen Mauern nicht allzu gut.

Die Wärter brachten sie in einen runden Raum, in dessen Mitte ein Tisch und davor zwei Stühle standen. Durch 15 Zentimeter breite Scharten in den Mauern sah man die Dunkelheit draußen. Unter der Decke flackerte eine Neonröh-

re. Nachdem die Wärter Stone und Knox auf die Stühle gedrückt hatten, traten sie beiseite und warteten.

Knox und Stone warteten ebenfalls voller Anspannung, denn sie wussten nicht, was ihnen bevorstand, nur dass man ihnen voraussichtlich neue Schmerzen verursachen würde.

Jemand öffnete die Tür, und Tyree kam herein. Ihm folgten vier weitere Wärter – darunter der Bursche, der Stones Geschlechtsteile malträtiert hatte – sowie Manson mit der Augenklappe.

»Gentlemen«, sagte Tyree, »wir müssen uns unterhalten.«

Stone starrte ihn blöde an. Knox ließ den Blick auf den Tisch gesenkt, als hätte er kein Wort verstanden. Ein Wärter tuschelte Tyree etwas ins Ohr. Der Direktor nickte. »Ja, richtig. Okay, dann möbelt sie auf, ich muss ihre volle Aufmerksamkeit haben.«

Ein Vollzugsbeamter nahm eine Injektionsspritze aus einem schwarzen Mäppchen. Er tupfte Stones Oberarm mit in Alkohol getränkter Watte ab und stach die Nadel hinein. Danach desinfizierte er sie und gab auch Knox eine Injektion.

Was immer man ihnen injiziert haben mochte, die Wirkung trat unverzüglich ein. Stone spürte, dass sein Herz zu rasen anfing, und sämtliche Nerven neigten zur Überempfindlichkeit. Er starrte Knox an und sah, dass bei ihm die gleiche Reaktion stattfand.

»Gut«, meinte Tyree. »Und nun schließt sie an.« Die Wärter öffneten eine Tragetasche und holten zwei dicke Ledergürtel heraus, an denen Kabel hingen. Knox und Stone bekamen jeder einen solchen Gürtel um die Leibesmitte gelegt; dann wurden die Gürtel zugeschnallt. Einer der Wärter reichte Tyree ein schwarzes Kästchen, auf dem sich mehrere Tasten befanden. Der Gefängnisdirektor drückte eine Taste, und ein grünes Lämpchen leuchtete auf. Dann stellte er sich vor die beiden Gefangenen und wandte sich an Knox. »Also, Mr. CIA. Weiß irgendjemand, dass Sie Divine aufgesucht haben?«

»Ja.«

Wieder drückte Tyree eine Taste. Knox wurde regelrecht emporgerissen, stand starr und kerzengerade da und schrie, während der Strom durch seinen Körper jagte. Als Tyree den Finger von der Taste nahm, sank Knox zusammen wie eine Marionette, deren Fäden gekappt worden waren, und fiel auf den Stuhl zurück. Er keuchte und wankte.

Tyree blickte Stone an. »Wie lautet Ihr tatsächlicher Name?«

»Oliver Stone.«

Im nächsten Augenblick streckte sich Stone unfreiwillig auf den Zehenspitzen. Er hatte das Gefühl, als würden ihm das Hirn und das Herz auseinandergerissen. Tyree nahm den Finger von der Taste. Stone kippte um, verfehlte den Stuhl und krachte auf den Fußboden. Die Wärter zerrten ihn hoch und stießen ihn zurück auf den Sitz.

Ein zweites Mal wandte sich Tyree an Knox. »Weiß irgendwer, dass Sie Divine aufgesucht haben?«

»Nein!« Auch dieses Mal brachte ihm die Antwort einen Stromstoß ein.

»Welche Antwort wollen Sie denn hören, verflucht noch mal?«, keuchte Knox, als er wieder auf dem Stuhl saß.

»Die Wahrheit.«

»Na, eine der Antworten musste doch die Wahrheit sein, Sie Idiot!«

Diesmal drückte Tyree die Taste so lange, dass Stone befürchtete, Knox könnte es nicht durchstehen. Doch er überlebte. Schweißnass und keuchend fluchte er abgehackt vor sich hin.

Tyree widmete sich erneut Stone. »Oliver Stone?«

Also gut, lass uns sehen, ob du so gelassen einstecken kannst, wie du austeilst.

»Mein wahrer Name lautet John Carr«, sagte Stone und sprach mit so fester Stimme, wie er nur konnte, kurz nachdem der Strom seine Stimmbänder gekitzelt hatte. »Vor Jahrzeh-

ten war ich Regierungskiller in einer Sonderabteilung der CIA, die so geheim war, dass nicht einmal der Präsident davon wusste. Dann hatte ich Streit mit meinen Vorgesetzten. Seitdem bin ich auf der Flucht. Agent Knox ist einer der besten Männer, die die heutigen Geheimdienste aufbieten können. Der Präsident höchstpersönlich hat ihm den Auftrag erteilt, mich ausfindig zu machen, weil man annimmt, ich hätte Senator Roger Simpson und Carter Gray ermordet. Knox ist so tüchtig, wie sein Ruf besagt, denn er *hat* mich aufgespürt. Und jetzt sind wir hier im Dead Rock und werden von einem Haufen Drogendealer, die sich als Justizbeamte tarnen, geprügelt und gefoltert.« Sein Blick erfasste die Wärter. »Aber ich bin mir sicher, dass ihr euch keine Sorgen machen müsst. Wahrscheinlich wird der Präsident die Angelegenheit zu den Akten legen und vergessen. Ihm wird es ziemlich egal sein, was aus mir wird ... oder aus einem seiner besten Geheimagenten.«

Stone erzielte genau die Wirkung, die er sich erhofft hatte: Schweißtropfen und nervöse Blicke, vor allem bei dem Ein-Streifen-Schnösel und bei Manson, dem Kerl mit der Augenklappe.

Eine Sekunde später stand Stone wieder in der Senkrechten, weil erneut Strom durch seinen Körper schoss. Nachdem Tyree den Finger von der Taste genommen hatte, brauchte Stone ziemlich lange, um sich zu erholen. Er japste und rang um Atem. Seine Muskeln zuckten unkontrolliert.

»Sie können mich an einen Lügendetektor anschließen«, keuchte er. »Offenbar haben hier ein paar Drecksäcke ihren Spaß daran, anderen Menschen Schmerzen zuzufügen, aber das wird zu nichts führen. Sie sollten lieber Ihren Verstand gebrauchen, Direktor. Stellen Sie mir noch einmal die Frage, wer ich bin, sobald Sie mich an den Lügendetektor angeschlossen haben, dann erfahren Sie die Wahrheit. Andererseits können Sie sich den Aufwand sparen. Ich weiß wirklich nicht, wie sechzehn Geheimdienste und das Heimatschutzministeri-

um mit ihren Tausenden bestens ausgebildeten Feldagenten und einem Etat von hundert Milliarden Dollar uns jemals finden könnten.«

Die Augenwinkel des Direktors zuckten. Er befummelte das Kästchen, drückte aber nicht mehr auf die Taste und wich Stones Blick aus.

* * *

Am späten Abend schloss man beide Männer an Lügendetektoren an. Fragen wurden gestellt und beantwortet. Man las die Resultate. Die gezackten Linien, die der Apparat aufgezeichnet hatte, lösten beim Gefängnisdirektor offenkundiges Missbehagen aus. Stone bemerkte es besonders deutlich, als Tyree befahl, die Gefangenen zurück in die Zelle zu bringen, ohne ihn noch einmal anzuschauen.

Hoffentlich schwitzt dieser Mistkerl heute Nacht Blut und Wasser.

Knox und Stone ruhten auf den Stahlliegen, starrten an die Decke und erholten sich von der Elektroschockfolter, so gut es ging. Zweifellos gaben beide sich Wachträumen hin, in denen sich kräftige Fäuste um Howard Tyrees Gurgel legten und ihm das Leben auspressten.

»Das war clever, Oliver«, beendete Knox schließlich das Schweigen. »Am besten hat mir gefallen, wie die Kerle Ihrer Weisung folgten, den Lügendetektor zu benutzen. Und haben Sie die Visagen der Wärter gesehen, als Sie sie mit den Fakten konfrontiert haben?«

»Ja.«

»Was werden sie jetzt wohl unternehmen?«

»Die Augen aufhalten und herumschnüffeln, um zu sehen, ob irgendwelcher Ärger auf sie zukommt. Dadurch gewinnen wir, was wir derzeit am dringendsten benötigen.«

»Zeit«, sagte Knox.

»Zeit«, bestätigte Stone.

Sie hörten von der Tür ein Geräusch und machten sich auf neue qualvolle Schikanen gefasst. Doch nur ein Stück Papier kam durch die Öffnung gesegelt, die zum Anlegen der Handschellen diente. Es fiel auf den Fußboden. Knox hob es auf und reichte es Stone. »Beim Frühstück vor Manson in Acht nehmen«, las Stone ab und blickte Knox an. »Glauben Sie, was ich glaube?«, fragte er.

»Durchaus. Allerdings könnte es sein, dass man uns bis dahin umbringt, oder man verdirbt uns die Chance, die uns dieser Wärter bietet.«

»So weit muss es nicht kommen, wenn wir alles richtig anpacken.«

»Harry! Was tust du denn hier?« Annabelle blickte zwischen Harry Finn und Alex Ford hin und her, nachdem sie alle sich im Lieferwagen zusammengesetzt hatten.

»Alex hat mich in alles eingeweiht, was sich zurzeit abspielt. Für mich hörte es sich an, als könntet ihr ein bisschen Unterstützung vertragen.«

Harry Finn mochte kein so hochgradig geschickter und gefährlicher Einzelkämpfer sein wie Oliver Stone, doch dank seiner Fähigkeit, gleichzeitig kämpfen und denken zu können, wog er mindestens fünf Mann auf.

»Was hast du von der guten alten Shirley erfahren, Annabelle?«, erkundigte sich Reuben.

»Eine Menge.« Rasch informierte sie Alex und Harry über alles, was sie herausgefunden hatten, auch über das Gespräch mit Shirley.

»Wo wird ein Zettel zum Esel?«, wiederholte Alex. »Was für ein Tipp soll denn das sein?«

»Der Sinn ist ganz klar«, sagte Caleb vom Fahrersitz aus. Alle Blicke richteten sich auf ihn. »Klaus Zettel ist eine Person – ein Weber, um genau zu sein –, dessen Kopf durch Puck, den Kobold, in einen Eselskopf verwandelt wird.«

Alle starrten Caleb verwirrt an. »Ist das irgendein abgedrehtes Bibliothekarsspäßchen?«, fragte Reuben.

»Keineswegs. Es zeigt, dass die trinkfreudige Shirley leidlich belesen ist, es handelt sich nämlich um eine Szene aus Shakespeares *Sommernachtstraum*.«

»Abby Rikers Wohnsitz!«, rief Annabelle. »Die Mittsommerfarm!«

»Könnte ein Ansatz sein, also ...«, begann Alex, verstummte jedoch, als Harry eine Hand hob. Alle lauschten.

»Da ist jemand«, zischte Caleb.

Harry und Alex zogen die Pistolen. Alex warf Reuben eine Reservewaffe zu, und der Lange positionierte sich an einem der großen Seitenfenster.

»Caleb, sei so gut und fahr ...« Alle außer Caleb warf es von den Plätzen, als er rücksichtslos das Gaspedal durchtrat und der Lieferwagen durch ein Gestrüpp auf die Landstraße rührte, während Kugeln in die Wandung des Fahrzeugs schlugen. Alex warf Annabelle auf den Fahrzeugboden und zog den Kopf ein.

Reuben öffnete das Seitenfenster, richtete die Waffe nach hinten und schoss. Alex und Harry feuerten auf der anderen Seite.

Caleb erreichte einen geraden Straßenabschnitt und brachte den Wagen auf Höchstgeschwindigkeit. »Mehr als hundertdreißig schafft die Dreckskarre nicht«, beschwerte er sich lautstark. »Gebt mir nächstes Mal einen vernünftigen Schlitten, wenn ich irgendwelche Schweinebacken abhängen soll. Ohne Tomaten kann man keine Tomatensoße zubereiten, verdammt noch mal.«

Während der nächsten fünf Minuten jagte Caleb durch Haarnadelkurven, holperte über Waldwege und nahm, als er zurück auf der Landstraße war, mehrere Kurven mit solcher Geschwindigkeit, dass die beiden linken Reifen sich über einem senkrechten Abgrund drehten. Schließlich verringerte er das Tempo.

»Seit zwei Minuten sind keine Scheinwerfer mehr hinter uns«, sagte er. »Wohin jetzt?«

»Zu Abby Riker«, gab Alex zur Antwort. »Aber ohne uns den Hals zu brechen, wenn ich bitten darf.«

Wachsam fuhren sie mit langsamer Geschwindigkeit nach Divine zurück und durchquerten den Ortskern. Am anderen Ortsrand erregten die roten Dachleuchten eines Streifenwagens ihre Aufmerksamkeit. Der Wagen war auf der einer Schlucht abgewandten Seite der Landstraße geparkt. Daneben standen weitere Autos, darunter ein Löschfahrzeug der Feuerwehr. Leute wimmelten umher; ein Löschschlauch führte über die Kante in die Tiefe.

»Halt an, Caleb«, sagte Annabelle. »Da ist Sheriff Tyree.«

Caleb lenkte den Lieferwagen aufs Bankett. Annabelle sprang hinaus und eilte zu Tyree, der auf dem Asphalt stand, die Hände in den Taschen, und mit wenig Interesse seine Schuhspitzen betrachtete.

»Sheriff, was ist passiert?«

Tyree blickte sie an und furchte die Stirn. »Was treiben Sie denn hier so spät am Abend?«

»Ich bin noch immer auf der Suche nach meinem Vater.« Annabelle spähte in die Schlucht, aus der Rauch aufstieg. Sie sah angeseilte Männer, die auf dem Grund der Schlucht ein Autowrack in Augenschein nahmen. Dann bemerkte sie das aufgeschrammte Bankett entlang des Abgrunds. »Hat es einen Unfall gegeben?«

Tyree nickte. »Shirley Coombs. Oder was von ihr übrig ist.« Annabelle schnappte hörbar nach Luft. Tyree musterte sie. »Was ist?«

»Vor nicht mal einer Stunde habe ich noch mit ihr gesprochen.«

»Wo?«

»Am Wohnmobil ihres Sohnes ... genauer gesagt, in den Trümmern.«

»Was haben Sie da gemacht?«

»Ich bin mit dem Auto vorbeigefahren und hörte jemanden schluchzen. Es war Shirley. Ich habe versucht, sie zu trösten.«

»Hatte sie getrunken?«

Annabelle zögerte, antwortete dann aber wahrheitsgemäß:
»Ja.«

»Diese Närrin ist von der Straße abgekommen.«

Annabelle sah sich um, betrachtete die Reifenspuren und bemerkte plötzlich im Schein der Fahrzeuglichter ein graues Stück Blech auf der Straße. Sie bückte sich, um es aufzuheben.

»Finger weg!«, befahl Tyree barsch.

Annabelle richtete sich auf. »Aber Shirleys Auto war rot ...«

Tyree fasste sie am Arm und zog sie quer über die Straße fort, obwohl mehrere Leute erstaunt zusahen.

»Was soll das, Sheriff?«, stieß sie hervor. »Das war kein Unfall. Jemand hat ihren Wagen gerammt!«

»Ich weiß. Ich möchte nur nicht, dass es sich herumspricht.«

»Warum nicht?«

»Weil ich es nicht will, darum. Also, was hat Shirley Ihnen so Brisantes erzählt, dass es sie das Leben gekostet hat?«

Nervös leckte sich Annabelle über die Lippen. Shirley hatte ihr deutlich zu verstehen gegeben, dass sie in ihrem Heimatort niemandem traute. Wie also sollte Annabelle jemandem Vertrauen schenken können?

»Ma'am«, sagte Tyree, »ich habe die Absicht, all diesen Ungeheuerlichkeiten auf den Grund zu gehen. Schließlich bin ich der Sheriff dieses Ortes.«

Annabelle besaß eine gute Menschenkenntnis. Sie lauschte in sich hinein, und ein Gefühl sagte ihr, dass sie bei Tyree keine Bedenken haben musste. »Kommen Sie mit.« Sie führte Tyree zum Lieferwagen und öffnete die Hecktüren, sodass er ihre Freunde im Laderaum sitzen sah. Nacheinander stellte Annabelle sie ihm vor. »Haben Sie Zeit, sich anzuhören, was

wir wissen?«, fragte sie den Sheriff zum Schluss. »Es kann aber ein bisschen dauern.«

»Dann setzen wir uns lieber in meinem Büro zusammen. Hier gibt es mir zu viele hellhörige Ohren.«

Eine Stunde später rieb sich der Gesetzeshüter das Gesicht, während sie alle in seinem Büro saßen, stand auf und blickte trübselig zum Fenster hinaus. »Er ist also nicht Ihr Vater, sondern war für die Regierung tätig und lebt seit Jahren im Untergrund. Und Sie und Ihre Begleiter sind FBI-Agenten und haben die Aufgabe, ihn aus diesem Schlamassel zu retten?«

»Genauso ist es«, antwortete Annabelle. Natürlich hatte sie verschwiegen, dass Knox wegen der Ermordung Simpsons und Grays an Stones Fersen klebte. Immerhin hatte sie dem Sheriff so viel Wahres anvertraut, wie sie sich erlauben konnten, eine für Annabelle gänzlich neuartige Vorgehensweise.

»Zuerst haben Sie mich belogen, und jetzt soll ich Ihnen glauben? Wie wär's, wenn ich das FBI in Washington anrufe? Kennt man Sie dort?«

Alex erhob sich vom Stuhl und legte dem Sheriff seinen Dienstausweis vor. »Ich bin nicht vom FBI. Wir sind eine gemischte Einsatzgruppe. Ich schlage vor, Sie rufen mein Hauptquartier an und lassen sich meine Identität bestätigen. Wir warten hier solange. Aber tun Sie's sofort, wenn Sie es für unumgänglich halten. Wir müssen Stone schnell finden.«

Tyree besah sich Alex' Dienstausweis und schüttelte den Kopf. »Ich glaube Ihnen.« Er kehrte an seinen Schreibtisch zurück und setzte sich auf die Tischkante. Annabelle bedachte Alex mit einem dankbaren Blick. »Und Sie sind der Meinung, dass Abby Rikers Wohnsitz mit alldem zu tun hat?«

»Der Tipp hat sich eindeutig darauf bezogen«, sagte Caleb.

»Aber Sie wollen doch wohl nicht behaupten, Abby Riker sei in kriminelle Machenschaften verwickelt. Das wäre völlig verrückt.«

»Ich erhebe gegen niemanden irgendwelche Anschuldigungen«, versicherte Annabelle. »Aber ihr Sohn ist verschwunden.«

»Ein in Divine operierender Drogenring«, sagte Tyree. »Und wenn Shirley gesagt hat, von den Kartons, die ins Gericht geliefert werden sollen, fehlen welche, muss der Richter mit den Verbrechern unter einer Decke stecken. Ziemlich ausgeklügelte Sauerei, denn wer kontrolliert schon fürs Gericht bestimmte Formulare? Und als Verteiler missbraucht man Bergleute, die sich ihr Methadon holen kommen? Verdammt, wer hat denn so was Mieses ausgebrütet?«

Jemand klopfte an die Tür, und ein Mann kam herein. Charlie Trimble trug eine Khakihose und ein gestreiftes Hemd mit Knopfkragen. »Ich weiß, es ist spät, Sheriff, aber ich habe gesehen, dass noch Licht brennt ...« Er verstummte, als er die vielen anderen Anwesenden sah.

»Leider bin ich ziemlich beschäftigt, Charlie.«

Trimble warf einen scharfen Blick auf Annabelle. »Ach, da ist ja die Tochter. Suchen Sie nach wie vor Ihren Vater?«

Die Betonung, die er auf das letzte Wort legte, missfiel Annabelle. »Nein, er ist gar nicht mein Vater.« Sie wandte sich an Alex. »Das ist der Mann, von dem ich dir erzählt habe. Der Zeitungsfritze, der ein gewaltiges Trara machen will.«

»Aha. Zum Nachteil der nationalen Sicherheit wird er so was kaum tun dürfen.«

»Nationale Sicherheit?«, wiederholte Trimble betroffen. Er blickte Tyree an. »Wovon reden Sie?«

»Anscheinend ist Ben nicht der, für den wir ihn gehalten haben.«

»Ich weiß«, erklärte Trimble aufgeregt. »Ich glaube allerdings zu wissen, wer er ist. Mein Bericht ist fast druckfertig. Aber ich ...«

Er verstummte, als Annabelle ihm ihren falschen Dienstausweis unter die Nase hielt. Alex tat es ihr gleich. »Trimble«,

sagte Annabelle, »Sie werden nicht eine Silbe über irgendetwas drucken, was mit diesen Vorgängen zusammenhängt.«

»Glauben Sie ja nicht«, entgegnete Trimble trotzig, »Sie könnten mich einschüchtern.«

»Es ist keineswegs unsere Absicht, Sie einzuschüchtern«, erklärte Alex. »Wir möchten fairerweise nur eine Warnung aussprechen.«

»Warnung? Wovor?«

»Wenn Sie Ihre Story drucken, und unserem Mann passiert etwas, wandert Ihr dürrer Arsch ins Castle.«

»Castle? Welches Castle?«

»Leavenworth.«

»Leavenworth? Das ist ein Militärgefängnis. Ich bin aber kein Soldat.«

»Leavenworth ist auch für Strafgefangene gedacht, die eines Verbrechens gegen die nationale Sicherheit überführt wurden«, erwiderte Alex, der sich dabei kaum ein Schmunzeln verkneifen konnte.

»Und was ist mit dem ersten Zusatzartikel der Verfassung?«

Plötzlich ragte Reuben wie ein Turm über ihm auf. »Und was ist mit dem zweiten Zusatzartikel?«, fragte er bedrohlich; die Pistole in seinem Gürtelholster ließ sich nicht übersehen.

»Ich wollte sagen ... äh, nichts.«

Annabelle hakte sich bei ihm ein. »Trimble?«

»Ja?« Seine Stimme zitterte.

»Gehen Sie nach Hause. Am besten sofort, ehe Sie in Schwierigkeiten geraten.«

Beinahe fluchtartig verließ der Zeitungsverleger das Sheriffbüro. Annabelle wandte sich an Tyree. »Ich glaube, es ist höchste Zeit, dass wir uns dort umschaue, wo der Zettel zum Esel wird.«

Im Streifenwagen fuhr Tyree dem Lieferwagen voraus. Ungefähr 400 Meter vor dem Wohnsitz der Rikers lenkte er sein

Fahrzeug an den Straßenrand, und der Lieferwagen hielt hinter dem Polizeiauto.

»Den Rest der Strecke gehen wir zu Fuß«, sagte der Sheriff, als er aus dem Wagen stieg. »Wir wollen ja niemanden aufscheuchen, nicht wahr? Es bleibt noch Zeit, bis die Bergleute eintreffen.«

Sie suchten sich einen Weg durch den Wald, bis sie das Anwesen erreichten und sich in der Nähe des Wohnhauses, das im Dunkeln lag, zur Beobachtung einrichteten. Abbys Kleinlaster und der Mini Cooper standen vor dem Haus.

»Auf dem Gelände hinter dem Haus führt ein Weg zu einer alten Scheune«, sagte Tyree beinahe im Flüsterton. »Für alle Fälle sollten wir auch dort jemanden zur Beobachtung postieren.«

Nachdem Tyree ihnen erklärt hatte, wie sie dorthin gelangen konnten, schlichen Reuben, Harry und Caleb zu der Scheune. Beide Gruppen gingen in Deckung und warteten. Und warteten.

Schließlich blickte Alex auf die Armbanduhr. »Vier Uhr«, stellte er fest. »Ich glaube, es passiert nichts mehr. Vielleicht erfolgt die Beförderung nicht jede Nacht.«

Tyree reckte die Gliedmaßen. »Oder der Transport wurde verschoben, nachdem sie Shirley umgebracht haben.«

In diesem Moment erschien Harry.

»Habt ihr etwas gesehen?«, fragte Alex aufgeregt.

»Keine Person, aber gesehen haben wir was. Kommt mit.«

Rasch folgten sie ihm. An der Stelle, wo Caleb und Reuben warteten, deutete Harry in das Waldstück rechts vom Scheunentor. »Man kann erkennen, dass dort irgendjemand durchgerannt ist. Viel niedergetrampeltes Unterholz und beschädigte, tief hängende Zweige.«

»Gut, folgen wir der Spur«, sagte Tyree und setzte sich an die Spitze. Er knipste eine Stablampe an, hakte eine zweite Taschenlampe vom Gürtel und gab sie Alex. »Ich habe noch nie mit einem Geheimagenten zusammengearbeitet.«

»Und ich noch nie mit einem Sheriff«, sagte Alex mit trockenem Humor.

Sie betraten einen Waldweg. »Seht mal«, sagte Annabelle. Im Wald stand Joe Knox' Geländewagen. Sie liefen hin und schauten hinein. »Keine Mietwagenpapiere«, stellte Tyree fest. »Hat jemand eine Ahnung, wem der Wagen gehört?«

Annabelle musterte ihre Begleiter, während ihre Gedanken sich überschlugen. Bestand doch keine Verbindung zu den Drogenhändlern? Hatte Knox inzwischen Oliver gefunden und getötet? Aber weshalb sollte dann Knox' Wagen noch hier stehen? Oder hatte Oliver Knox umgebracht? »Nein«, entfuhr es ihr laut.

Wenig später entdeckte Tyree Blutspuren im Gestrüpp. »Hier, dort und da drüben«, sagte er und richtete jedes Mal den Lichtkegel der Stablampe in die entsprechende Richtung.

»Das sieht gar nicht gut aus«, bemerkte Caleb überflüssigerweise.

Annabelles Mut sank weiter. Anscheinend war einer der Männer getötet oder verletzt worden. Aber wer?

Sie folgten den Spuren über die Landstraße und einen Hang hinauf. Dort war noch mehr Blut. Sie suchten die Umgebung ab und blieben stehen, als sie im weichen Waldboden zahlreiche Fußabdrücke und weitere dunkle Flecken erblickten. Annabelles düstere Miene wich einem Ausdruck wacher Aufmerksamkeit. Sie folgten der Fährte bis zu einer Stelle, an der die Spuren darauf hindeuteten, dass mehrere Personen sich im Gleichschritt fortbewegt hatten.

»Wahrscheinlich haben sie irgendwas getragen«, folgerte Alex. »Oder jemanden.«

Die Fährte führte zurück zur Landstraße, wo sie erneut dunkle Flecken und eine Öllache entdeckten. »Ich habe den Eindruck«, äußerte Harry, »hier ist jemand in ein Auto geladen worden.«

»Auf einen Kleinlaster«, sagte Tyree. Der Lichtkegel seiner Stablampe huschte über den Asphalt. »Da ist ein Reifen durch

die Ölpfütze gerollt und hat einen Abdruck hinterlassen. Der Reifen eines Kleinlasters. Vielleicht können wir die Fahrtrichtung feststellen.«

Als das Morgengrauen allmählich die Dunkelheit der Nacht verdrängte, zog die Gruppe die Landstraße entlang und suchte verzweifelt nach weiteren Hinweisen. Es war Reuben, der schließlich eine neue Entdeckung machte. »Hier ist der Wagen von der Straße abgebogen«, er zeigte auf eine Ölspur, die quer über den Asphalt verlief, »und zu der Lichtung da hinten gefahren.«

Alle liefen auf die Lichtung. In der lehmigen Erde waren die Reifenspuren des Kleinlasters deutlich zu erkennen. Mitten auf der Lichtung schwenkte Alex den Lichtkegel der Taschenlampe in weitem Kreis.

»Halt«, rief Harry. »Leuchte mal dorthin.« Alex kam der Aufforderung nach. Harry kniete sich hin und strich mit der Hand über eine langgestreckte Vertiefung im Gras. Er hob den Blick. »Dieser Abdruck stammt von einer Kufe eines Hubschraubers.« Er schaute Tyree an. »Wer hat in der Gegend hier einen Helikopter?«

Tyree antwortete nicht. Er hatte das Licht seiner Stablampe auf den Abdruck gerichtet und zog ein grimmiges Gesicht.

»He, Tyree. Hat hier jemand, den Sie kennen, einen Hubschrauber?«, fragte Alex und zupfte den Sheriff am Ärmel.

»Ja«, gab Tyree gedehnt zur Antwort. »Mein verdammter Bruder.« Ein Summen ertönte. Tyree langte in die Tasche und holte sein Handy heraus. »Tyree?« Plötzlich drohten dem Sheriff die Knie einzuknicken. »Was? Wann?«

»Was ist denn los?«, fragte Annabelle.

»Wir sind gleich da.« Tyree beendete das Telefonat und sah die anderen an.

»Was ist?«, fragte Annabelle noch einmal.

»Das war jemand, den ich zum Deputy ernannt habe, damit er auf Abby Riker aufpasst. Er hat gerade die Besinnung wiedererlangt.«

»Die Besinnung?«, wiederholte Alex mit hörbarem Unbehagen.

Tyree eilte zurück zur Landstraße. »Sie haben sich Abby geschnappt«, rief er über die Schulter.

Knox und Stone aßen schweigsam ihr Frühstück und taten ihr Bestes, so lethargisch zu wirken, wie die übrigen Anstaltsinsassen aufgrund der Medikamentendosis vom Vortag tatsächlich noch waren. In Wirklichkeit aber huschten die Blicke der beiden Männer aufmerksam durch den Speisesaal.

Gegen Ende der Mahlzeit stieß Knox, der Stone gegenüber saß, damit sie beide Seiten des Saals im Auge behalten und nicht überrascht werden konnten, ein gekünsteltes Husteln aus und blickte in Richtung neun Uhr. In dem Augenblick, bevor der Hieb treffen sollte, riss Stone sein Tablett hoch und benutzte es als Schutzschild. Das Messer rutschte an dem Hartplastik ab. Im nächsten Moment hebelte Stone mit dem Knie Mansons Bein aus, und vom eigenen Angriffsschwung getragen, krachte der bullige Wärter auf den Tisch, fegte Teller und Plastikbecher von der Tischplatte und prallte auf der anderen Seite auf den Fußboden. Zwei Tischnachbarn Knox' riss er mit sich. In dem nun einsetzenden Aufruhr stieß Knox mit dem Ellbogen sein Tablett über die Tischkante, sodass der noch unangetastete Kartoffelbrei Manson auf den Kopf klatschte.

Als andere Wärter herangestürmt kamen, hockten Stone und Knox seelenruhig an ihren Plätzen und betrachteten mit verwirrten Mienen die auf dem Boden liegende Gestalt. Als seine Kollegen Manson auf die Füße halfen, hielt er noch das Messer in der Faust.

»Herrje, Frank, was ist denn in dich ...?«, setzte ein Wärter zu einer Frage an, ehe Manson ihn rüde zur Seite stieß. Mit einem Wutschrei versuchte er über den Tisch hinweg Stone anzuspringen, doch Knox stellte ihm den Fuß auf den Schuh, sodass der Sprung sich in einen neuerlichen Sturz verwandel-

te. Manson krachte mit dem Kinn auf die Tischplatte. Wie auf ein Stichwort stand Knox auf und versperrte den anderen Wärtern die Sicht.

»Lassen Sie mich hier weg, damit Sie Ihren Psycho-Kollegen bändigen können«, bat er höflich. In diesem Augenblick rammte Stone mit fürchterlicher Wucht Manson den Ellbogen ins Genick. Als die Wärter sich endlich an Knox vorbeigedrängt hatten, war Stone ans andere Ende des Tisches gehuscht und schien das Geschehen mit unschuldigem Blick zu beobachten.

Auf einer Trage rollte man den bewusstlosen Manson, der kaum noch atmete, aus dem Speisesaal. Bei diesem Anblick hatte selbst der benommenste Häftling im Saal ein Lächeln auf den Lippen.

Später, am Vormittag, standen Stone und Knox im Innenhof. Niemand hatte sie wegen Mansons Missgeschick behelligt. Nur eine Kopfnuss hatte Stone abbekommen, weil er angeblich zu geräuschvoll gekaut hatte.

»Wie fest haben Sie zugestoßen?«, fragte Knox.

»Fest genug.«

»Ihr Stil gefällt mir.«

Donny grinste ihnen im Vorbeigehen zu. Mit einfältiger Miene hob er den Daumen in Stones Richtung. Auf den pilzförmigen Wachtürmen drehten die Wärter ihre Runden, beobachteten das Umherschlendern der Häftlinge durch Ferngläser und auf Stativen montierte Sichtinstrumente, die Waffen schussbereit. Diese Waffen gaben stets den deutlich sichtbaren Schwerpunkt der Bewachungstätigkeit ab. *Die Zeichen ihrer Macht*, überlegte Stone, der sich an die Betonwand des Anstaltsgebäudes lehnte. *Ihre Einschüchterungsmittel.*

Knox lungerte neben Stone und behielt das Umfeld im Auge, ohne es sich anmerken zu lassen.

Wieder spielte ein Sträfling mit dem Ball. Er ließ ihn auftatschen und nahm Anlauf zu einem Sprungwurf. Wie die meisten Häftlinge, die Stone und Knox bis jetzt gesehen hat-

ten, war er ein junger Schwarzer, hochgewachsen und muskulös. Er machte einen Fehlwurf und lief dem Ball nach – Stone erstarnte –, der soeben über die blaue Linie rollte.

Bevor er den Ball einholte, rammte ihn ein anderer Knacki und stieß ihn so weit über die Linie, dass er auf den Ball stürzte. Beide Männer sprangen auf und rannten davon. Ein Warnton gellte. Die Schützen auf den Wachtürmen legten an. Ein Schuss fiel, aber er kam von keinem der Türme. Die Wärter spähten über den Hof, um zu sehen, wer gefeuert hatte.

Als wäre der Schuss ein Zeichen gewesen, schlug ein Häftling einem Mitgefangenen voll ins Gesicht und schickte ihn mit blutiger Nase zu Boden. Ein zweiter Schuss krachte. Trillerpfeifen schrillten, Signalthörner gellten. Mitten zwischen den Mauern verfiel eine ganze Horde Sträflinge in wildes Geschrei und rannte über den Hof. Zwei Wärter, die sich dieser Menschenwalze entgegenstellen wollten, wurden niedergedrückt; ihre Kappen und Schlagstöcke verschwanden unter der Woge tobender Häftlinge.

Fäuste packten Stone und Knox am Handgelenk. Sie wurden zur Seite gezerrt. »Sofort in die Zellen einrücken!«, schnauzte eine Stimme. Stones Blick fiel auf den älteren Wärter, den Mann, der ihm an der Zellentür zugenickt hatte. Der Mann schob Knox und Stone zum Eingang des Hauptgebäudes.

Als sie eine Gruppe Sträflinge passierten, die von der Seite das Getümmel auf dem Hof beobachteten, sah Knox unter ihnen Donny stehen, der vor sich hin feixte und mehrere Gefangene anfeuerte, die sich prügeln. Knox verpasste ihm einen Boxhieb auf die Nase, und der gute alte Donny, Mörder dreier kleiner Kinder, sank bewusstlos auf Dead Rocks kalten Betonboden. »So, das nenne ich Verantwortlichkeit«, brummte Knox und folgte Stone.

Im Innern des Gebäudes scheuchte der Wärter sie eine Treppenflucht hinauf und in ein kleines Zimmer, dessen Tür er von innen schloss. »Umdrehen!« Widerwillig gehorchten

sie. Rasch legte er ihnen Hand- und Fußschellen an, dann drehte er sie zu sich herum. »Wir haben wenig Zeit. Ich war Josh Coombs' bester Freund. Ich habe gehört, Sie haben Willie beigestanden.«

»Ja«, antwortete Stone. »Er ist tot, aber das wissen Sie wahrscheinlich schon. Bob hat's ebenfalls erwischt. Beide wurden durch eine Explosion ermordet.«

Der Vollzugsbeamte nickte. »Haben Sie eine Ahnung, um was es dabei ging?«

»Drogen.« Stone gab ihm eine dreißig Sekunden lange Zusammenfassung der Situation. »Und Josh wurde ermordet«, sagte er zum Schluss, »weil er die Sache durchschaut hatte.«

»So was habe ich mir schon gedacht. Ich habe manches gehört und gesehen, konnte aber keine Beweise sammeln. Aber mir war auf Anhieb klar, dass Sie beide keine Ganoven sind, die man aus einem anderen Gefängnis zu uns verlegt hat.«

»Wie viele Wärter denken so wie Sie?«

»Höchstens zwei oder drei. Den Rest hat Tyree an der Kandare.«

»Ich bin von der CIA«, sagte Knox. »Mein Name ist Joe Knox. Kontaktieren Sie einen gewissen Marshall Saunders, und teilen Sie ihm mit, wo ich bin. Seine Telefonnummer lautet ...« Er unterbrach sich und blickte Stone an. »Sie können ihm sagen, dass ich allein hier bin«, fügte Knox hinzu.

»Solchen Unsinn lasse ich nicht zu«, äußerte Stone.

»Sie haben keine Wahl. Deshalb rufe ich ja meinen alten Kumpel Marsh an und nicht Hayes.«

»Wir beide kennen Hayes. Falls er merkt, dass Sie ihn hintergehen, ist Ihr nächster Aufenthaltsort eine Folterkammer irgendwo in Afghanistan, und dort sind Sie bestimmt nicht der Mann, der das Verhör leitet. Kehren Sie heim zu Ihrer Familie. Führen Sie Ihr Leben zu Ihren eigenen Bedingungen, nicht zu denen von Hayes.«

»Oliver, wissen Sie, was er ...«

»Ich hab's immer gewusst«, fiel Stone ihm ins Wort.
»Manche Dinge ändern sich nie.«

»Also wirklich, Männer«, sagte der Wärter nervös. »Könn-
tet ihr euch ein bisschen beeilen?«

Knox sah Stone noch einen Moment lang an; dann nannte
er dem Wärter die Telefonnummer und bat ihn auszurichten,
dass sich ein Mann namens John Carr bei ihm befand. »Rufen
Sie Saunders so schnell an, wie es geht, und sagen Sie ihm,
wo wir sind.«

Der Vollzugsbeamte führte sie in ihre Zelle, als man sämt-
liche Häftlinge in Ketten legte und in die Zellen einschloss.

»Ich kann Ihnen nicht mehr zusichern«, sagte Knox, »als
dass Sie ein faires Verfahren bekommen.« In Hand- und Fuß-
schellen kauerten sie in der Zelle. »Ich werde nicht hinneh-
men, dass Hayes Sie verschwinden lässt.«

»Ich bin's schon. In den letzten dreißig Jahren war ich
praktisch wie vom Erdboden verschluckt.«

Ein paar Augenblicke des Schweigens verstrichen.

»Warum hat Hayes Ihnen den verdammt Orden nicht ge-
gönnt?«, fragte Knox dann.

Stone erhob sich von der Liege und lehnte sich mit dem
Rücken gegen die Wand. »Es ist sehr lange her ... Ich glaube,
ich kann mich nicht mehr erinnern.«

»Natürlich erinnern Sie sich. Sie waren in dem Krieg, den
unsereins nie vergisst.«

Stone blickte zu ihm hinüber. »Wann waren Sie denn in
Vietnam?«

»Während der letzten anderthalb Jahre des Krieges.«

»Ich bin vor allem in der Anfangszeit dort gewesen.« Stone
starrte auf den Fußboden. Er hatte noch nie mit jemandem
darüber gesprochen, aber es spielte keine Rolle mehr, ob er
redete oder schwieg. Entweder krepitierten sie in diesem Ge-
fängnis, oder er starb in einem anderen Knast, falls man ihn
nicht umbrachte. Er blickte wieder in Knox' Gesicht.
»Macklin Hayes hatte eine bevorzugte Methode der Kriegs-

führung. Er jagte so viele Jungs in den Fleischwolf, wie er zusammentreiben konnte, und wartete das Ergebnis ab. Ungeachtet dessen sorgte er dafür, dass sämtliche Einsatzberichte seine überragende Führungspersönlichkeit in den Vordergrund rückten. Soviel ich weiß, kam er dem tatsächlichen Kampfgeschehen nie näher als bis zum jeweiligen Siegesumtrunk im Offizierskasino.«

»Ich hatte einen ähnlichen Vorgesetzten. Hatte immer eine große Schnauze, wurde aber nie auf dem Gefechtsfeld gesehen.«

»Hayes meinte, ich hätte seine Beförderung zum Lieutenant Colonel verzögert ... womit er durchaus recht haben könnte.«

»Inwiefern?«

»Es ging um drei armselige Dörfer am Arsch der Welt. Höheren Ortes wurde die Entscheidung getroffen, wir müssten diese Dörfer besetzen. Vermutlich sollten wir den Eindruck vermitteln, wir stünden kurz davor, den Krieg zu gewinnen. Der Befehl erging an Hayes. Er befahl drei Kompanien nach vorn, eine für jedes Dorf. Am Abend vor dem Einsatz rief er sämtliche Sergeants zu einer Besprechung zusammen.«

»Wieso nicht die Captains?«

»Weil sie alle tot waren. Die Captains und Lieutenants sind gefallen wie die Fliegen. Na egal. Auf jeden Fall lautete sein Befehl, die Dörfer dem Erdboden gleichzumachen. Niemand sollte überleben.«

»Keine feindlichen Soldaten, meinen Sie.«

»Niemand, Knox. Keine Männer, Frauen und Kinder. Anschließend sollten wir die Dörfer abfackeln und melden, der Vietkong hätte es getan. Dieses Vorgehen gehörte zu einer Desinformationskampagne, die Hayes ausgeheckt hatte. Er hat sich ständig mit solchem Scheiß beschäftigt. Der Kerl hat in allem, was er getan hat, nur Stufen auf seiner Karrieretreppe gesehen.«

»Was geschah dann?«

»Zwei Kompanien haben seinen Befehl ausgeführt. Eine nicht.«

»Deshalb ist Hayes gegen Sie vorgegangen?«

»Er hat es versucht. Aber ich habe ihm angedroht, die Wahrheit öffentlich zu machen. Eine Befehlsverweigerung hätte er mir nicht vorwerfen können, dann hätte er sich selbst ein Bein gestellt, denn seine Befehle hätten ihn geradewegs vors Kriegsgericht gebracht. Mir war klar, dass der Kerl sich durchmogeln würde. Er wusste, dass seine Vorgesetzten weggeschaut haben, wenn er irgendwo Mist gebaut hat, aber hätten Journalisten von so etwas Wind bekommen, hätte man ihn fertiggemacht. Jedenfalls, seine Vorgesetzten waren sauer, dass ein ganzes Dorf verschont worden war. Deshalb dauerte es ein bisschen länger, bis der gute Hayes sich endlich die Eichenblätter anheften durfte.«

»Aber er hat eine andere Möglichkeit gesehen, es Ihnen heimzuzahlen. Die Sache mit dem Orden.«

»Damals habe ich mich überhaupt nicht um so was gekümmert. Ich habe in einem Krieg gekämpft, der scheinbar kein Ende nehmen wollte. Jeder Freund, den ich damals drüben hatte, war gefallen. Ich hatte alles bis obenhin satt ... Südostasien, den endlosen Regen, die brütende Hitze und vor allem, dass ich jeden Tag um hundert Meter matschiges Gelände und einen Streifen beschissenen Dschungel kämpfen musste. Wofür, Knox?«

»Und da sind Sie zur Abteilung Sechshundertsechundsechzig gestoßen?«

Stone zögerte. »Wahrscheinlich haben Sie sich es verdient, alles zu erfahren ...«

»Ich verspreche Ihnen, dass ich nichts weitererzähle. Wenn Sie verurteilt werden, dann ohne mein Zutun.«

»Ja, es stimmt, an dem Zeitpunkt bin ich zu der bewussten Abteilung übergewechselt. Aber ich würde nicht sagen, dass es auf meinen Wunsch geschah. Man hat mir verdeutlicht, dass mir nur diese Möglichkeit blieb. Ich habe eine Drecksar-

beit gegen eine andere ausgetauscht. Ich hatte immer so ein Glück.«

»Ich unterstelle mal, Sie haben auch da großartige Leistungen erbracht. Warum war die CIA trotzdem auf einmal gegen Sie?«

»Die Jahre zogen ins Land. Ich habe Claire geheiratet, und wir bekamen ein kleines Mädchen. Das war das Schönste, was ich je erlebt habe. Es war, als hätte sich mir eine ganz neue Welt wunderbarer Möglichkeiten eröffnet. Und da habe ich beschlossen, nicht mehr mitzumachen. Ich konnte nicht mehr abdrücken, Knox. Ich konnte meinen eigenen Geruch nicht mehr an mir haben. Ich brachte es nicht mehr fertig, um die Welt zu fliegen, jemandem das Hirn rauszupusten und dann nach Hause zu kommen, mein Töchterchen an mich zu drücken und meine Frau zu küssen. Ich konnte einfach nicht mehr.«

»Und dafür hatte man kein Verständnis?«

»Manche Menschen bilden sich ein, sie können bis in alle Ewigkeit über andere verfügen. Und vielleicht ist es auch so.« Stone ließ sich mit dem Rücken die Wand hinunterrutschen, lehnte den Kopf an und schloss die Lider.

»Ich helfe Ihnen, Oliver. Das schwöre ich.«

»Helfen Sie sich selbst, Knox. Für mich ist es zu spät. Ich werde genau das bekommen, was ich verdiene.«

Der Camel Club hatte sich ein paar Stunden Schlaf in Tyrees Haus genehmigen können, das ungefähr anderthalb Kilometer von Divines Ortskern entfernt lag. Tyrees Wohnsitz bestand aus einem Holzhaus bescheidener Größe auf einem hübschen Flecken Land an einem Hügel. Dahinter erstreckte sich eine ausgedehnte Wiese.

Tyree brühte eine große Kanne Kaffee auf und improvisierte ein Frühstück. Der hünenhafte Sheriff hatte gerötete, aufgequollene Augen. »Ich muss mich für die miese Bewirtung

entschuldigen«, sagte Tyree. »So viele Gäste bin ich nicht gewöhnt.«

»Mehr Verköstigung als das brauche ich nicht«, antwortete Reuben und trank einen Schluck aus einem großen Becher mit starkem Kaffee.

Sie hatten sich in Abby Rikers Haus umgesehen, und die dort vorgefundenen Verhältnisse hatten unmissverständlich gezeigt, was sich zugetragen hatte. Die Haustür war eingeschlagen, Möbel waren umgeworfen worden. Der Deputy hatte mit blutigem Gesicht auf dem Fußboden gesessen. Ein Hinweis darauf, wer Abby entführt hatte oder wohin, fand sich allerdings nicht. Tyree hatte einen allgemeinen Rundruf veranlasst, bisher jedoch keine Rückmeldung erhalten. Und mit jeder Stunde, die verging, verschlechterte sich die Aussicht, dass man die Frau lebend finden konnte.

»Dass ich mit so etwas nicht gerechnet habe ... ich kann's nicht glauben«, sagte Tyree, der offenbar von schlechtem Gewissen geplagt wurde.

»Sie hatten jemanden zu ihrem Schutz abgestellt, Sheriff«, rief Annabelle ihm in Erinnerung.

»In solchen Situationen ist Earl schnell überfordert. Aber ich hatte niemand anders. Ich hätte selbst zur Stelle sein müssen, um sie zu beschützen. Wenn ihr etwas zustößt ...« Er verstummte und senkte den Blick; aus einem Auge tropfte eine Träne auf den Küchentisch.

»Was glauben Sie, warum man sie verschleppt hat?«, fragte Alex nach einer Pause beklommenen Schweigens.

Tyree wischte sich das Gesicht ab, räusperte sich laut und heftete den Blick auf Alex. »Habe schon drüber nachgedacht. Danny hat sich verselbstständigt. Kann sein, man war unsicher, was er tut. Deshalb hat man sich zur Rückversicherung seine Mutter geschnappt. Der Junge hat seine Mutter ja wirklich lieb.«

»Sind Sie der Auffassung, dass Danny in die Drogengeschäfte verwickelt ist?«, fragte Annabelle.

»Weiß ich nicht. Aber wenn man bedenkt, dass man die alte Scheune als Umschlagplatz benutzt, neige ich dazu, die Frage mit Ja zu beantworten.«

»Aber er hatte doch den Ort verlassen.«

»Ja, nach Debbys Tod. Vielleicht ging es ihm zu weit, dass man Freundinnen ermordete.«

»Haben Sie etwas über den Richter in Erfahrung gebracht?«, fragte Alex.

»Große Überraschung: Er ist fort.«

»Dann steckt er mit drin und ist gewarnt worden«, folgerte Harry.

Tyree nickte. »Er ist mal Richter in Texas gewesen. Und er war eine Zeitlang in Südamerika. Hat er mir jedenfalls erzählt.«

»Dort versteht man was vom Drogenhandel.«

»Wissen Sie«, sagte Tyree, »ich habe mich schlaugemacht. Ich weiß, wie einfach es ist, das Zeug, das über die mexikanische Grenze geschafft wird, von Texas in den Norden zu schmuggeln. Anscheinend gibt es zwei Möglichkeiten, um mit Pillen zu handeln. Man stiehlt sie, oder man stellt sie her.«

»Man stellt sie her?«, wiederholte Caleb erstaunt.

»Ja. Besonders in Kolumbien produzieren Drogenlabors tonnenweise Oxycodon-Nachahmungen und schleusen sie bei uns ein«, erklärte Alex. »Natürlich ist das Dreckszeug alles andere als harmlos. Ein versifftes Drogenlabor hält ja nicht die gleichen Qualitätskontrollen ein wie ein regulärer Pharmahersteller. Deshalb ist der Mist ja so gefährlich.«

Tyree nickte. »Also hat unser ehrenwerter Richter offenbar die Pfoten im Drogenhandel. Möglicherweise ist ihm irgendwo der Boden zu heiß geworden. Und da hat er sich gedacht, Divine sei der richtige Ort, um es sich ein Weilchen gut gehen zu lassen.«

»Das heißt, der Richter kennt die passenden Verbindungen. Ist es denkbar, dass Ihr Bruder Connections zu Großstädten hat, um die Weiterverteilung zu gewährleisten?«

»Achtzig Prozent der Häftlinge dort oben stammen aus Balgungszentren, und die meisten hatten mit Drogengeschäften und mit Mord und Totschlag zu tun. Darum hat man sie ja ins Dead Rock verschoben. Ja, es kann sein, dass er Drogen umschlägt.«

»Aber sollte Ihr Bruder tatsächlich an allem beteiligt sein – wie haben er und der Richter zueinander gefunden? Sind sie alte Freunde?«

»Mosley ist immer einmal im Monat raufgefahren, um sich als Schlichter zu betätigen. Das kam mir schon sonderbar vor, als ich es das erste Mal gehört habe.«

»Weshalb?«

»Mein Bruder ist nicht der Typ, der Kompromisse macht. Er kennt nur Schwarz oder Weiß.«

»Die Erkenntnis, dass Ihr Bruder ein Verbrecher ist, scheint Sie nicht allzu sehr aus der Bahn zu werfen«, sagte Annabelle.

Tyree schenkte ihr ein mattes Lächeln. »Ich war derjenige von uns beiden, der sämtliche Pokale im Sport gewann, während Howard die akademischen Auszeichnungen einheimste. Wir waren der Dummkopf und der kluge ältere Bruder. Aber Howard hatte noch eine andere Seite. Einen Hang zur Grausamkeit, könnte man sagen. Bevor ich größer als er wurde, hat er mich oft geschlagen, wenn ich nicht so wollte wie er. Darum haben wir uns nie besonders nahestanden. Und er hat gern protzig gelebt. Auch wenn er der Boss im Hochsicherheitsgefängnis ist – Vollzugsbeamte können es sich eigentlich nicht leisten, auf großem Fuß zu leben.«

»Peterson war Buchhalter«, konstatierte Alex. »Vielleicht hat er für den Drogenring die Finanzverwaltung gemacht. Womöglich hat er sich heimlich bereichert, und man ist ihm auf die Schliche gekommen.«

Tyree schabte sich mit der Hand am Kinn. »Dahinter könnte sogar noch mehr stecken.«

»Und was?«

»Wir haben bei uns einen Gemeindefonds. Es geht dabei um Investitionen, die Peterson buchhalterisch verwaltet hat.«

»Gemeindefonds?«, wiederholte Annabelle.

»Ja, Bürger und Geschäftsleute haben Geld dafür zusammengelegt. Abby hat sehr viel investiert, sie hatte ja auch mehr als alle anderen. In den letzten Jahren hat es sich gut ausgezahlt. Es gab eine einträgliche Dividende.«

»Und das ist der Grund«, sagte Reuben, »weshalb Divine besser gedeiht als die anderen Orte in der Umgebung.«

»Der wahre Grund könnte etwas ganz anderes sein als kluge Investitionen«, sagte Harry.

»Ja«, pflichtete Alex ihm bei. »Wenn der Gemeindefonds zur Abwicklung der Drogengeschäfte missbraucht wird ... zur Geldwäsche.«

»Es ist die perfekte Methode«, sagte Annabelle. »Man verteilt viele kleinere Schecks. Nebenbei füllt es die Gemeindekasse. Wer sollte schon Verdacht schöpfen? Geld stinkt bekanntlich nicht.«

»Und wenn Ihr Freund tatsächlich in dem Knast sitzt, wie sollen wir dann zu ihm vordringen?«, fragte Tyree. »Für einen Durchsuchungsbefehl haben wir nicht genug konkrete Verdachtsmomente.«

»Einen Durchsuchungsbefehl sparen wir uns«, entgegnete Annabelle. »Wir müssen einfach reingehen und ihn rausholen.«

Alle blickten sie befremdet an. »Ich weiß nicht, ob das ein guter Einfall ist, Ma'am«, sagte Tyree nervös. »Mein Bruder ist ein verdammt cleverer Zeitgenosse. Wenn er tatsächlich mit der ganzen Sache zu tun hat, wird er uns nicht erlauben, bei ihm reinzuplatzen und alles auf den Kopf zu stellen.«

»Macht nichts, Sheriff. Ich gehe in den seltensten Fällen durch die Vordertür. Shirley hat mir von den verschütteten Bergleuten erzählt, wegen denen das Gefängnis auch Dead Rock genannt wird. Sie sprach von einem Parallelstollen. Ich

frage mich, wo dieser Stollen ist und wie weit er in den Berg führt.«

»Solche Einzelheiten kenne ich nicht«, gestand Tyree.

»Ich kann in der Bibliothek recherchieren«, erbot sich Caleb.

»Und informiere dich über alles, was es über Dead Rock zu erfahren gibt«, sagte Annabelle. Dann schaute sie Tyree an. »Ich möchte gern, dass Sie mir alles über den Knast erzählen. Alles, was Sie wissen.«

»Geht klar«, willigte Tyree ein. »Aber man hat dort oben zahllose Möglichkeiten, Leute zu verstecken.«

»In gewisser Weise baue ich genau darauf«, antwortete Annabelle.

Dieses Mal war es ein anderer Hubschrauber, der in der Gegend um Divine durch den Luftraum ratterte, über die Wipfel der Waldlandschaft schwirrte und schließlich auf dem Parkplatz des Gefängnisses Blue Spruce landete.

Dem Flugapparat entstieg ein einzelner Mann; ohne Eile näherte er sich dem Gebäudekomplex.

Am Eingangstor bedurfte es eines kurzen Wort austausches und eines Telefonats. Für einen so seltenen Besucher kam der Direktor sogar persönlich zum Haupteingang. Macklin Hayes drückte Howard Tyree die Hand.

»Was will denn die CIA bei uns?«, fragte Tyree missmutig.

»Ich glaube, Sie halten hier einen meiner Untergebenen fest«, antwortete der CIA-Chef durchaus freundlich.

»Ich habe keinen blassen Schimmer, wovon Sie reden.«

»Na schön, ich spiele mit. Im Moment jedenfalls. Der Mann heißt Joe Knox, eins fünfundachtzig groß, glattes schwarzgraues Haar. Er war in Begleitung eines zweiten Mannes mit kurzem weißem Haar, der etwas kleiner und hagerer ist. Je nach Tag oder Umständen hört er auf den Namen Oliver Stone oder John Carr.«

»Hier gibt es keine Sträflinge, auf die diese Beschreibungen zutreffen. Und nun muss ich Sie bitten zu gehen. Wir verwalten hier ein Hochsicherheitsgefängnis, in dem unangemeldete Besucher nicht willkommen sind, nicht einmal von der CIA.« Tyrees Vollzugsbeamte reihten sich hinter ihm auf.

Hayes wirkte betroffen. »Anscheinend bin ich in der Unterzahl. Himmel noch mal, was habe ich mir nur dabei gedacht?« Er legte die schmale Aktenmappe, die er unter dem Arm trug, auf einen Tisch, holte eine dünne Akte heraus und entnahm ihr mehrere Papiere. »Drogenhandel, oder was war es gleich? Ja, stimmt.« Er blickte Tyree fest an. »Ich bin sicher, Sie alle sind beinharte, gefährliche Burschen, darum muss ich mir überlegen, was ich tue.« Er setzte einen langen, knochigen Finger auf die Unterlagen. »Auf diese Dokumente muss nur die Unterschrift des Justizministers, dann kann ich Ihren Knast dichtmachen und das Personal samt und sonders hinter Schloss und Riegel bringen.«

»Mit welcher Begründung?«

»Mit der Begründung, dass aus Ihrem Drogenhandel Gelder an terroristische Organisationen abgezweigt werden, die die USA infiltriert haben.«

»Das ist lächerlich.«

»Keineswegs, denn wir sehen einen konkreten Anfangsverdacht, der uns zum Einschreiten berechtigt«, erwiderte Hayes unbeeindruckt. »Das hier sind Haftbefehle für Joseph Knox, John Carr und Howard Tyree. Schauen Sie her, die Papiere sind ordnungsgemäß unterzeichnet.«

Der Gefängnisdirektor würdigte die Dokumente keines Blickes. »In Washington mögen Sie ein hohes Tier sein, aber falls Sie's noch nicht gemerkt haben, wir sind hier nicht in Washington. Ich bleibe, wo ich bin.«

»Das können Sie haben«, sagte Hayes. »Lassen Sie mich zu Knox und Carr, und Sie haben keine Probleme mehr.«

»Klar. Falls sie hier wären – und ich sage nicht, dass es so ist –, wer garantiert mir, dass die beiden Ihnen nicht irgendei-

ne bescheuerte Beschwerde vortragen, die Ihnen einen Vorwand gibt, gegen mich vorzugehen?«

Hayes schaute auf die Armbanduhr. Als er den Blick hob, war sein Lächeln verflogen. »Ich gebe nichts um Ihren mickrigen Drogenhandel. Im Großen betrachtet haben Sie nicht einmal den Stellenwert einer Hämorrhide an meinem Arsch. Ich gebe Ihnen eine Minute Zeit, um mich zu den genannten Männern zu führen.«

»Oder?«, schnauzte Tyree.

»Sie fallen mir wirklich auf die Nerven.« Langsam griff Hayes in die Tasche, zückte das Handy und drückte eine Taste.

Eine Sekunde später dröhnte auf dem Gefängnisparkplatz eine Detonation. Tyree und seine Untergebenen eilten ans Fenster und sahen draußen die rauchenden Trümmer eines Autos. Aus der Rumpfbordkanone des Hubschraubers kräuselte noch Qualm.

»He! Das war mein Cadillac!«, rief Tyree.

»Ich weiß. Wir haben die Zulassung überprüft. Ich wollte keine so teure Munition an die alte Möhre eines Vollzugsbeamten vergeuden. Ich will versuchen, mich so verständlich wie möglich auszudrücken, wenn Sie erlauben. Es geht um eine Frage der nationalen Sicherheit. Nicht einmal der Präsident könnte mir in die Quere kommen. Und Sie, mein kleiner Freund, sind nicht der Präsident. Also bringen Sie mich sofort zu den beiden Männern!«, polterte Hayes, schlug dann aber gleich wieder einen umgänglicheren Tonfall an. »Dann kauft Onkel Sam Ihnen sogar ein neues Auto.«

* * *

Angekettet saßen Stone und Knox an einem Tisch. Im Gefängnis hatte jeder die Explosion gehört, aber niemand wusste, was sich ereignet hatte. »Ach du Schande«, rief Knox, als sich die Tür öffnete und Hayes auf der Schwelle stand.

»Freut mich, Sie wiederzusehen.« Hayes lächelte den beiden Männern zu und nahm Platz.

»Teufel noch mal, was machen Sie hier?«

»Ich habe alle Leute, mit denen Sie Kontakt aufnehmen könnten, auf eine Überwachungsliste setzen lassen. Als Marsh den Anruf erhielt, war ich bereit zum Zuschlagen. Und verschwenden Sie keine Zeit mit der Überlegung, ob er Ihnen zu Hilfe kommt. Er ist inzwischen ins Ausland versetzt worden. Sie hätten mich nicht für einen Dummkopf halten dürfen, Knox. Wirklich nicht.« Er musterte den völlig verdutzten Knox, ehe er sich an Stone wandte. »Lang ist's her, John. Man kann nicht behaupten, dass das Leben freundlich zu Ihnen gewesen ist.«

»Immerhin war es besser zu mir als zu Ihnen, Mack.«

»Sagen Sie, was war es für ein Gefühl, alte Freunde zu töten? Hatten Sie danach eine stolzgeschwellte Brust?«

»Richtig, Sie haben ja keine Ahnung, wie es ist, jemanden zu töten. Sie haben so etwas immer von anderen erledigen lassen.«

Hayes griff in die Aktenmappe, nahm ein Blatt Papier heraus und hielt es Knox vors Gesicht. Das Schriftstück war Hayes' Anordnung, die jede weitere Diskussion über die Frage untersagte, ob John Carr mit der Medal of Honor ausgezeichnet werden sollte.

»Als Sie mir am Telefon erzählten, die ›Landeier‹ in diesem elenden Drecksloch könnten sich mit einem ›verfolgten Vietnamveteranen‹ verbünden, stellte sich mir die Frage, was Sie damit meinen und wie Sie auf diese Idee gekommen sind. Also ging ich ins Militärarchiv. Dort war man so hilfsbereit, mir die Unterlagen zu zeigen, die Sie sich angesehen hatten. Leider wird der Inhalt der Kartons nicht inventarisiert, aber dieses Blatt hatte auf der Innenseite der Pappwandung ein paar lesbare Abdrücke hinterlassen. Sie waren Grund genug für mich, eine Durchsuchung Ihres Hauses zu verfügen. Und dort wurde das da gefunden. Ich dachte, diese Akten wären

schon vor langer Zeit entsorgt worden. Das beweist wieder einmal, dass niemand allmächtig ist.« Hayes blickte Stone an. »Bestimmt hat John Ihnen inzwischen von unserer kleinen Meinungsverschiedenheit damals im Dschungel erzählt.«

»Gar nichts habe ich ihm erzählt«, widersprach Stone barsch. »Er hat doch für Sie gearbeitet. Glauben Sie, so jemandem traue ich?«

Hayes legte die Hände in den Schoß. »John, als Killer waren Sie erstklassig, als Lügner aber nur zweite Wahl. Verdunklung ist mein Spezialgebiet. Ich habe bei anderen Menschen die Unwahrheit immer schon gespürt.«

»Sie konnten es einfach nicht dabei bewenden lassen, was?«

»Warum sollte ich? Sie haben mir damals Schaden zugefügt. Wo bleibt da die Gerechtigkeit?«

»Gerechtigkeit?«, brauste Knox auf. »Sie haben mit allen Mitteln verhindert, dass Carr die Medal of Honor bekommt.«

»Und *er* hat die mir zustehende Beförderung verhindert.«

»Sie vergleichen das, was dieser Mann auf dem Gefechtsfeld geleistet hat, mit einer läppischen Beförderung? Damit, dass Sie ein paar Monate länger auf Ihre Eichenblätter warten mussten?«

»Er war Soldat. Davon hatten wir Millionen. Aber es gab nur wenige Offiziere meines Kalibers. Sein Verhalten war unseren Kriegsanstrengungen abträglich.«

»Sie bilden sich ernsthaft ein, wir hätten den Vietnamkrieg gewonnen, wenn Sie eher Lieutenant Colonel geworden wären?«, fragte Knox ungläubig.

»Ich räume ein, dass ich eine ziemlich hohe Meinung von mir habe.«

»Meinung? Sie haben eine knallharte Psychose!«

Hayes holte ein Feuerzeug aus der Tasche, schnippte es an und hielt es an den Rand des alten Schriftstücks, sodass es binnen Sekunden zu Asche verbrannte.

»So, damit alle klarsehen ...« Er zeigte auf Knox. »Sie sind ein Räuber und Mörder. Scheußliche Sache. Hätte ich doch bloß etwas geahnt!« Er wies auf Stone. »Und Sie sind Anthony Butcher. Wenigstens hat dieser idiotische Gefängnisdirektor ein bisschen Humor, wenn schon keinen guten Stil. Dreifacher Mörder. Passt ausgezeichnet, obwohl es Ihnen kaum gerecht wird.« Er stand auf und schloss mit einem Klicken die Aktenmappe. »Ich glaube, das war's. Zum Schutz der Gesellschaft lasse ich Sie hier Ihre Schuld abbüßen. Ich habe den Direktor gebeten, sich besonders aufmerksam um Sie zu kümmern. Sicher verstehen Sie die Bedeutung dieses Ersuchens.«

»Hayes!« Knox bäumte sich gegen die Ketten auf. »Damit kommen Sie nicht durch! Nicht einmal Sie!«

An der Tür verharrte Hayes. »Doch. Das ist mir gerade eben gelungen. Ach ja, noch eine Kleinigkeit. Sie brauchen nicht zu hoffen, dass der Vollzugsbeamte, der in Ihrem Auftrag Marsh angerufen hat, Ihnen ein zweites Mal hilft. Wir haben das Telefonat zu seinem Festnetzanschluss zurückverfolgt. Ich habe den guten Direktor informiert. Er wird sich auf angemessene Weise damit befassen.«

Leise schloss er die Tür hinter sich.

»Verschiedene Menschenrechtsorganisationen, darunter Human Rights Watch und Amnesty International, haben jahrelang versucht, Zutritt zum Gefängnis Blue Spruce zu erhalten«, sagte Caleb, nachdem er den Anwesenden einige Erkenntnisse über den Betrieb der Einrichtung vermittelt hatte. Sie saßen wieder in Tyrees Haus beisammen, das sie jetzt als Ausgangsbasis benutzten. »Die Liste mutmaßlicher Menschenrechtsverletzungen ist ziemlich lang«, fügte Caleb hinzu, »aber das Gefängnis hat Amnesty und den anderen Organisationen jeden Besuch verweigert. Meine Güte, dabei hat sogar Russland Einblick in seine Gefängnisse gewährt! Selbst nachdem mehrere Insassen durch die Anwendung von Elekt-

roschockern ins Koma gefallen waren und verstorben sind, hat das Blue Spruce sämtliche Besuchsanträge zurückgewiesen.«

Alex schaute Tyree an. »Ich weiß, er ist Ihr Bruder, aber das alles geschieht vor Ihrer Haustür, und Sie haben nie etwas dagegen unternommen?«

»Es gibt einen weiteren Grund, weshalb Howard und ich uns nicht mehr so nahestehen. Was meinen Sie, wer Amnesty International auf das Gefängnis aufmerksam gemacht hat?«

»Sie?«, fragte Caleb.

»Einmal habe ich einen Gefangenentransport dorthin begleitet. Hab mich ein bisschen umgeschaut, als niemand auf mich geachtet hat. Mein großer Bruder dachte wahrscheinlich, er könnte mir trauen, aber ich habe einiges gesehen und gehört. Ja, ich habe Amnesty verständigt. Später kam Howard dahinter, und das war das offizielle Ende unserer brüderlichen Liebe. Seither bin ich nicht mehr im Blue Spruce geduldet.«

»Lassen Sie uns diese Einrichtung doch bei ihrer passenden Bezeichnung nennen, ja?«, meinte Annabelle ernst. »Dead Rock.«

»Und trotz all dieser Vorgänge haben das Justizministerium oder die Bürgerrechtskommission keine Untersuchung eingeleitet?«, fragte Harry Finn. »Nicht einmal Virginias Ministerium für Strafvollzug?«

Caleb blickte auf seine Notizen. »Anscheinend haben die Rechte der Gefängnisinsassen derzeit weder auf Bundes- noch Landesebene sonderliche Priorität. Eine staatliche Untersuchung war im Gespräch, aber es ist nichts daraus geworden, und im Justizministerium beschäftigt man sich zurzeit nicht damit. Und während der letzten zwei Jahre hat das Gefängnis kaum noch Besuche genehmigt.«

»Also regiert Howard Tyree sein kleines Privatreich und kann tun und lassen, was er will«, knurrte Reuben. »Sogar Drogen umschlagen. Und Unschuldige einlochen.«

»Sieht ganz so aus«, bestätigte Caleb.

»Und was ist mit dem Stollen?«, fragte Annabelle.

»Auch darüber habe ich Informationen gefunden«, antwortete Caleb und nahm mehrere Seiten Text zur Hand, die er in der Bibliothek ausgedruckt hatte. »Man hat ihn in Parallelrichtung zu dem Stollen gegraben, in dem die Bergleute eingeschlossen waren. Ich habe ein paar Zeitungsberichte darüber gelesen und sie mit Artikeln verglichen, die ich über den Bau der Vollzugsanstalt entdeckt habe. Ich kann aber nichts mit Gewissheit sagen. Es ist ja nicht so, dass man die Baupläne von Hochsicherheitsgefängnissen ins Internet stellt. Aber mein Eindruck ist, dass der Rettungsstollen bis weit hinauf unter den Höhenrücken geführt hat, weil die Verunglückten dort festgesessen haben. Bei der Explosion stürzte der Stollen ein, in dem sich die Eingeschlossenen befanden, während der Rettungsstollen erhalten blieb. Das steht fest, weil die Arbeiter alle überlebten. Es heißt hier, dass man den Einstieg des Bergwerks zugeschüttet hat, aber über den Rettungsstollen wird nichts Derartiges erwähnt.«

»Aber wenn man einen Hochsicherheitsknast auf einem alten Bergwerk baut und weiß, dass darunter ein intakter Stollen verläuft«, sagte Reuben, »wird man ihn doch wohl verschließen.«

»Verschließen ja, kann sein«, antwortete Annabelle, während sie auf und ab ging. »Doch auf eine Art und Weise, die es ermöglicht, ihn jederzeit zu öffnen.«

»Mir ist bekannt, dass Howard in die Bauvorbereitungsphase einbezogen war«, äußerte Tyree. »Es entspräche ganz seinem Geschmack, sich solche Optionen offenzuhalten.«

»Wieso denn nur?«, fragte Alex. »Auf diesem Weg könnten doch Gefangene entkommen.«

Annabelle wandte sich ihm zu. »Nach dem, was Caleb uns über Dead Rock zu erzählen weiß, gibt es dort kaum eine Chance zur Flucht. Die Sträflinge sind in Einzelhaft und werden vor jedem Verlassen der Zelle durchsucht und mit Ketten gefesselt. Es gibt fast so viele Wärter wie Insassen, und Letztere haben nur eine Stunde Freizeit am Tag. Die Verhältnisse

sind ideal, um einen Drogenhandel zu organisieren, in dessen Ablauf häufiger einige von Tyrees Männern mitten in der Nacht heimlich das Gefängnis verlassen müssen, um bestimmte Dinge zu erledigen.«

»Aber wenn Wärter in die Drogengeschäfte verwickelt sind, wieso betreiben sie diese Geschäfte nicht einfach von zu Hause aus?«, fragte Caleb.

»Ich schätze Howard als Kontrollfreak ein. Er will immer den Daumen auf jedem Mann haben.«

»Da haben Sie recht«, sagte Tyree.

»Wenn die Lieferungen regelmäßig im Gericht eintreffen und eine Anzahl Kisten umgeleitet werden«, überlegte Alex, »wohin gehen sie dann?«

»In den Knast«, sagte Tyree. »Es ist ganz einfach. Vollzugsanstalten erhalten täglich Lebensmittel und sonstigen Bedarf angeliefert.«

»Und die Formularkartons, die das Gericht erhält, sind eine erstklassige Tarnung«, sagte Alex. »Mitarbeiter der Drogenfahndung oder Zollbeamte kämen nie auf die Idee, einen Blick in solche Kartons zu werfen.«

»Also findet irgendwo eine Umlagerung der abgezweigten Drogenkartons statt. Dann gehen sie in den Knast und bleiben dort, bis pillensüchtige Bergarbeiter sie an die Verteiler ausfahren«, folgerte Annabelle. »Und das wiederum spricht für meine Annahme. Man schickt nicht jede Nacht eine Gruppe Wärter mit Kartons voller verbotener Pillen zur Vordertür raus. Und man kann auch nicht jede Nacht den Hubschrauber benutzen, weil die Bewohner des Ortes sich dann so ihre Gedanken machen würden.«

»Also benutzt man einen Hinterausgang«, meinte Harry.

»Ja«, pflichtete Annabelle ihm bei. »Und das ist nach meiner Ansicht der alte Rettungstollen.«

Ungläubig blickte Alex sie an. »Wir sollen also den Eingang zu diesem Stollen suchen und finden, ihn betreten, obwohl er verschlossen ist, und dann irgendwie lebend bis ans

andere Ende vorstoßen? Und anschließend in einen Hochsicherheitsknast einbrechen, in dem es zahlreiche, bis an die Zähne bewaffnete Wärter gibt, die sich zufällig auch als Drogenhändler betätigen?«

»Hört sich nach einem abenteuerlichen Plan an!«, sagte Reuben voller Eifer.

»Hört sich nach Selbstmord an«, entgegnete Alex.

»Ihr irrt euch beide«, widersprach Annabelle.

»Ich mache Hayes kalt, das schwöre ich«, murmelte Knox und blickte zu Stone hinüber. »Und wenn es das Letzte ist, was ich tue.« Beide Männer waren wieder in ihrer Zelle. Seit Macklin Hayes erschienen war, um ihnen die Sargnägel einzuschlagen, waren Stunden vergangen.

»Aber das wäre gegen das Gesetz«, gab Stone zu bedenken. »Dann würden Sie von der Polizei gejagt und irgendwann in den Knast geworfen.« Er lehnte an der Wand und spähte durch die Bresche, die man hier als Fenster bezeichnete, ins Freie. Die Öffnung gewährte Ausblick auf den Parkplatz, doch wegen der Trübung der an den Gittern befestigten Plexiglasscheibe war es schwierig, draußen irgendetwas zu erkennen.

»Ja, ich verstehe die Ironie. Aber ich werde es trotzdem tun.«

»Falls wir von hier wegkommen.«

»Stimmt. Und das ist momentan unmöglich.«

»Vielleicht doch nicht.«

Knox setzte sich auf. »So?«

»Schrauben Sie Ihre Hoffnungen nicht zu hoch. Ich sage das aus Pessimismus, nicht aus Optimismus.«

»Wie meinen Sie das?«

»Ist Ihnen aufgefallen, dass wir nicht aus der Zelle geholt worden sind, seit Hayes fort ist? Und nichts zu essen bekommen haben?«

»Ja, mein Magen erinnert mich jede Sekunde daran. Und?«

»Für mich besagt das, unser Aufenthalt geht dem Ende entgegen.«

»Man will kein Essen an Todgeweihte verschwenden, meinen Sie? So was sieht unserem verehrten Direktor aber nicht ähnlich.«

»Es gibt keinen Grund, uns länger einsitzen zu lassen. Immerhin besteht die Gefahr, dass irgendwann doch jemand aufkreuzt und den Laden hier durchsuchen will. Warum so ein Risiko eingehen?«

»Wohin wird man uns bringen? Was meinen Sie?«

»Ich weiß aus eigener Erfahrung, dass es hier viele verlassene Bergwerke gibt. Ein Sturz in einen alten Schacht, und dann macht man ihn zu – fertig, aus. Anscheinend sind die Leute hier es gewohnt, dass in ihren Bergen Tote ruhen. Dadurch ist dieser Knast ja zu seinem Namen gelangt.«

Stone drückte das Gesicht an das schießschartenartige Fenster, um besser sehen zu können. Er kniff die Augen zusammen und konnte in der Ferne die Umrisse der Berge erkennen. Ebenso gut hätten sie auf dem Mars liegen können. Ein Meter Beton, hundert Meter Luft, Stacheldraht und eine Abteilung Scharfschützen mit nervösen Zeigefingern trennten ihn und Knox von der Freiheit.

Es gab keinen Ausweg.

»Wenn man diesen Beruf wählt, sollte man wissen, dass einem jeden Tag die Stunde schlagen kann«, sagte Knox. »Damit muss man sich abfinden. Man bleibt dabei, weil man seine Aufgabe erfüllen will, eine Aufgabe, die man nach besten Fähigkeiten zu verrichten geschworen hat. Man dient dem Heimatland bis zum Ende.«

»Oder bis es einen in den Arsch tritt«, lautete Stones Antwort.

»Als ich den Auftrag erhielt, Sie aufzuspüren, wusste ich wirklich nicht, was ich erwarten sollte. Ich wusste, dass Sie gefährlich sind, aber ich dachte, Sie wären auf die Seite der Lumpenhunde übergewechselt wie so viele andere. Aber je

mehr ich erfahren habe ... Also, wenn jemand eine Entschuldigung von Seiten dieses Landes verdient hat, dann Sie.«

»Seltsam, ich habe das Gleiche über Sie gedacht, Knox.«

»Meine Freunde nennen mich Joe, Oliver.«

Stone wandte sich um und blickte ihn an. Knox stand da und streckte ihm die Hand entgegen.

Stone ergriff sie, und die zwei Verdammten gaben sich einen kurzen, aber herzlichen Händedruck.

»Wann kommen sie uns holen? Was meinen Sie?«

»Heute Nacht.« Stone starrte erneut durch die Bresche. »Soweit man es überhaupt sagen kann, dürfte es in ungefähr sechs Stunden sein, und ...« Er verstummte und versuchte verzweifelt, den Kopf zwischen den Beton zu quetschen. Nur mit allergrößter Mühe konnte er eine Gruppe von Personen erkennen, die aus einem Auto stieg und sich dem Gefängnistor näherte. Ein hünenhafter Mann mit lockigen Haaren überlagte alle anderen.

»Was ist?«, fragte Knox. »Was sehen Sie?«

Stone drehte sich um, ein Lächeln auf dem Gesicht. »Ich sehe Hoffnung, Joe. Verdammt, diesmal sehe ich wirklich Hoffnung.«

»Mr. Tyree, ich glaube, Sie kommen lieber mal runter, Sir«, sagte der Vollzugsbeamte ins Telefon.

»Was ist denn?«, schnauzte Tyree, der an seinem großen Schreibtisch saß und den Ausblick aus der Vogelperspektive über sein kleines Königreich genoss. »Ich bin beschäftigt.«

Der Vollzugsbedienstete wandte sich an die Personengruppe, die vor ihm stand. »Er sagt, er ist beschäftigt.«

Alex riss dem Mann den Hörer aus der Hand. »Hier Alex Ford, Secret Service. Ich bin hier mit einer Einsatzgruppe verschiedener Geheimdienst- und Polizeikräfte. Wir haben ein paar Fragen an Sie, Direktor. Und wenn Sie uns nicht sofort Rede und Antwort stehen, werden Sie in Kürze einem Staats-

anwalt gegenüberstehen, der Ihnen die Anklageschrift verliest.«

In seinem Büro fiel Tyree fast der Hörer aus der Hand. »Ich habe nicht die leiseste Ahnung, was ...«

»Kommen Sie sofort herunter!«

Dreißig Sekunden verstrichen, dann betrat Tyree das Foyer. Alex zeigte den Dienstausweis vor, ehe er auf seine Begleiter deutete. Reuben, Caleb und Harry Finn trugen blaue FBI-Windjacken, Annabelle ein Jäckchen der DEA, der Drogenfahndung. »Das sind die Agenten Hunter, Kelso, Wright und Tasker.«

»Verflucht noch mal, was soll das?«, fragte Tyree verärgert.

Alex musterte ihn von oben bis unten. »Wollen Sie wirklich öffentlich darüber sprechen? Wäre Ihnen ein bisschen mehr Privatsphäre nicht lieber? Oder steckt hier jeder Büttel mit drin?«

»In was mit drin?«, fragte Tyree entrüstet.

»So dumm können Sie doch nicht sein, Tyree. Ich habe eine fünf Zentimeter dicke Akte über Sie, aus der hervorgeht, dass Sie ein ganz gerissenes Kerlchen sind.«

Tyrees Blick streifte die nervös gewordenen Wärter; dann winkte er Alex und seine Begleitung rasch in eine kleinere Räumlichkeit seitlich des Foyers. Alex schloss die Tür von innen. »Also, Mann, Ihr hübscher Drogenring geht vor die Hunde.«

»Welcher Drogenring?«

Alex sah Annabelle an. »Agent Hunter?«

Annabelle trat zu Tyree, den sie wie ein Turm überragte. »Ich habe Sie für größer gehalten. Erstaunlich, dass ein solcher Winzling der Chef einer so großen Einrichtung ist.«

»Ich bin Direktor dieses Gefängnisses! Sie werden mich gefälligst anreden, wie es mir ...«

»Einen Scheiß werde ich! Seien Sie froh, dass ich Ihnen nicht auf der Stelle Handschellen anlege. Wir kennen die

Fracht, die aus dem Süden kommt. Entweder originales Oxycodon oder im Labor fabrizierte Pillen. Die Lieferungen werden ans Landgericht adressiert und zuerst dort gelagert. Da hat der alte Richter die Hände im Spiel. Aber jetzt ist er auf der Flucht. Sobald wir ihn gefasst haben, wird er schneller zum Kronzeugen der Staatsanwaltschaft, als ich ›Todesspritze‹ sagen kann. Dann wird's eng für Sie, es sei denn, Sie haben auch ihn ermordet. So wie Shirley und Bob und Willie Coombs, nicht zu vergessen Debby Randolph und Ihren kriminellen Erbsenzähler Rory Peterson. Wie viel hatte er für sich selbst auf die Seite geschafft, ehe Sie ihm die Tour vermasselt haben?«

»Sie sind ja wahnsinnig!«

»Ich werde gerade erst warm. Vielleicht werden Sie noch erleben, wie wahnsinnig ich *wirklich* werden kann, wenn ich Ihnen das Urteil der Geschworenen auf die Stirn nagele. Wo war ich gleich ...? Ach ja, dann werden im Gericht die Kartons mit den Pillen aussortiert und in diese Einrichtung geschafft. Möglicherweise mit dem Hubschrauber, in dem Sie angeblich Häftlinge befördern. Von hier aus wird das Zeug in die Scheune hinten auf dem Anwesen der Rikers verbracht. Und schließlich kreuzen bei Nacht die Bergleute auf. Und während diese armen Kerle so tun, als holten sie sich ihre Methadondosis ab, transportieren sie die Ware zu den Verteilerstellen. Und schon rollt bei Ihnen der Zaster an.« Sie richtete den Blick auf Caleb. »Agent Kelso?«

Caleb trat vor. »Und der vorgebliche Investmentfonds der Gemeinde wird als Geldwaschanlage benutzt. Damit hatte sich Rory Peterson befasst. Er führte die fingierte Buchhaltung und brachte Schecks unter die braven Bürger Divines, während Sie und Ihre Komplizen den Löwenanteil einsackten. Was Divines Bewohner für die Dividende genialer Spekulationen an den Aktienmärkten hielten, waren in Wirklichkeit Gewinne aus dem Drogenhandel. Meines Erachtens werden die Ermittlungen ergeben, dass Sie an all diesen Geschäften

beteiligt waren. Die gewaschenen Gelder wurden auf Auslandskonten verschoben. Und Peterson wurde umgebracht, weil er sich nebenbei bereichert hat. Josh Coombs ist ermordet worden, weil er gemerkt hatte, was hier abgeht. Und Shirley haben Sie ebenfalls getötet, nachdem Sie schon ihren Sohn ermordet hatten, weil Sie befürchtet haben, sie könnte gegen Sie aussagen.«

»Weshalb sollte ich ihren Sohn umbringen?«

»Weil er Debby nahestand«, antwortete Annabelle zuversichtlich, da sie von Sheriff Tyree wusste, was Stone über das Verhältnis zwischen den beiden erfahren hatte. »Sie hat Petersons Mörder gesehen, weil sie zum Zeitpunkt des Mordes in der Bäckerei gegenüber von seinem Büro an einem Wandbild gearbeitet hat. Ihre Killer haben Peterson und Debby umgebracht und Debbys Ermordung als Freitod getarnt. Aber Willie hatte nie daran geglaubt. Er hat Unruhe gestiftet. Wahrscheinlich hatten Sie die Befürchtung, Debby könnte ihn vor ihrem Tod anrufen und ihm irgendwelche Beobachtungen mitgeteilt haben. Ihr erster Anschlag auf Willie schlug fehl, aber beim zweiten Mal haben Sie ihn beseitigen können.« Tyree ließ sich in einen Sessel sinken. Annabelle zählte an den Fingern ab: »Mal schauen, das sind, von den Drogenverbrechen abgesehen, wenigstens ein halbes Dutzend Mordfälle. Und darüber hinaus haben wir Anlass zu der Annahme, dass Sie in dieser Anstalt zwei staatliche Geheimagenten gegen ihren Willen festhalten.«

»Was?«, entfuhr es Tyree.

»Ja, beinahe hätte ich diese Sache vergessen. Wo sind diese beiden Männer? Der eine hört auf den Namen Joe Knox, der andere heißt John Carr.« Aufmerksam forschte Annabelle in Tyrees Miene. Der Mann mochte als Pokerspieler einiges tau- gen, doch sie sah ihm die Wahrheit auf den ersten Blick an: Er blinzelte nervös, und auf seinen Fingern zitterten die Härchen.

»Diese Anschuldigungen sind lachhaft! Wo sind Ihre Beweise?«

»Die Beweise werden wir haben, wenn wir Ihren Knast durchsuchen und unsere Kollegen finden. Dann wird auch der gesamte Rest sich schnell zusammenfügen. Und ist erst einmal der Richter gestellt, haben wir einen Kronzeugen gegen Sie.«

»Ohne richterlichen Durchsuchungsbefehl dürfen Sie keinen Fuß über unsere Schwelle setzen.«

»Oh, wir werden einen Durchsuchungsbefehl haben, und zwar morgen in aller Frühe. Und für den Fall, dass Sie plötzlich auf die Idee kommen zu verreisen: Wir haben eine Straßensperre errichtet. Also versuchen Sie erst gar nicht, sich abzusetzen. Und benutzen Sie auch den Hubschrauber nicht. Wir haben zwei Helikopter in Bereitschaft. Die werden sofort aufsteigen, falls Ihrer startet.« Annabelle beugte sich vor und starrte dem Mann ins schweißnass gewordene Gesicht. »Übrigens ist uns Ihr Ruf bekannt, sich gegenüber jedem Knacki wie ein Arschloch zu benehmen. Sie quälen gern Menschen, Kleiner? Na, nach Ihrer Verurteilung werden wir dem Vollzugspersonal eindringlich empfehlen, Sie im Gemeinschaftsaufenthalt unterzubringen. Auf diese Weise kann der Staat sich die Kosten für Ihre Hinrichtung sparen. Haben Sie mich verstanden?«

»Wie können Sie es wagen?« Unversehens versuchte Tyree sie zu schlagen, doch Reuben legte seine schwere Pranke auf seinen Arm.

»Davon rate ich Ihnen ab«, sagte der Lange. »Sonst müssten meine Kollegen Sie nämlich erschießen.«

Tyree blickte sich um und sah Harrys und Alex' Pistolen auf seinen Kopf gerichtet. »Im ersten Morgenlicht sehen wir uns wieder, Howie«, sagte Annabelle. »Ach ja, und an Ihrer Stelle würde ich bis dahin meine Angelegenheiten in Ordnung bringen.«

»Sie kommen«, stellte Stone fest. Er und Knox standen auf und wichen an die Wand zurück, während sich im Flur dröhnende Stiefelschritte näherten.

»Ich hoffe, Sie haben sich bei Ihrer Beobachtung nicht getäuscht«, meinte Knox nervös.

»Hände raus!«, grölte eine Stimme.

Stone wollte zu der Fixieröffnung gehen, doch Knox hielt ihn fest. »Lassen Sie mir den Vortritt. Die Typen misshandeln nur noch den Ersten, der an die Klappe kommt. Anscheinend gehen ihnen die Kräfte aus.«

»Das muss nicht sein, Joe.«

»Warum sollten Sie allein allen Spaß haben?« Knox stellte sich mit dem Rücken an die Tür und schob die Hände durch die Öffnung. Jemand packte grob zu und zerrte mit solcher Kraft an Knox' Armen, dass er mit dem Hinterkopf gegen die Tür knallte. Trotz der Schmerzen gab er keinen Laut von sich. »Da müsst ihr euch schon sehr viel mehr Mühe geben, ihr Wichser«, sagte er. Damit handelte er sich einen zweiten Ruck ein, aber weil er sich mit den Ellbogen gegen die Tür stemmte, blieb das Ergebnis eher harmlos. Obwohl seine Kopfschmerzen schlimmer wurden, lächelte Knox über diesen kleinen Sieg.

Diesmal sparten sich die beiden Wärter die Mühe einer Durchsuchung. Außerdem verzichteten sie darauf, den Gefangenen Fußschellen anzulegen. Einer der Wärter war George, der Eiergrapscher. Manson lag offenbar noch auf der Krankenstation. *Mit ein bisschen Glück ist er vielleicht sogar tot*, dachte Stone.

»Wo sind Ihre Uniformen?«, wandte er sich an George.

»Wechseln Sie den Beruf?«, fragte Knox. »Ich weiß nicht, ob das der Drogenhändlerlook ist, der zu Ihnen passt.«

»Maul halten!«, brüllte der Mann.

Die Wärter brachten sie das Treppenhaus hinunter, durch eine Reihe weiterer Korridore und dann einen abschüssigen,

gewundenen Gang hinunter, bis Stone den Geruch von feuchter Erde und nassem Gestein wahrnahm.

Vor ihnen glomm ein Licht. Als sie sich näherten, sahen sie dort einen Mann warten. Howard Tyree war ganz in Schwarz gekleidet. Er wirkte längst nicht so selbstgefällig wie sonst.

»Wie ich sehe, hat der heutige Besuch hier einiges ausgelöst«, sagte Stone.

»Woher wissen Sie ...«, begann Tyree, doch Knox fiel ihm ins Wort.

»Macklin Hayes steht seit einem Jahr unter Beobachtung der Dienstaufsicht, vor allem, weil er ein geistig verdrehtes Arschloch ist. Man hat ihn beschattet. Er hat unsere Kollegen geradewegs zu uns geführt. Und Sie haben ihm geholfen, Sie Schwachkopf.«

»Scheiße!«, entfuhr es Tyree.

»Vielleicht sollten Sie lieber aufgeben, Direktor«, empfahl Stone. »Sie haben verloren.«

Trotz bedrohlicher Miene schmunzelte Tyree. »Diese Leute mögen Geheimagenten sein, aber sie kommen nicht aus unserer Gegend. Sie kennen sich in diesem Land nicht so aus wie wir.« Grob stieß er Stone in den Rücken. »Und nun vorwärts!«

Beim Gehen merkte Stone, dass der Boden sich mit jedem Schritt spürbarer neigte. Schimmelpilz bedeckte die Wände, und die hohe Luftfeuchtigkeit drückte klamm auf die Lungen. Schließlich gelangten sie zu einer schweren Stahlpforte. George schloss sie auf. Die Männer schritten hindurch und bewegten sich durch einen diesmal kurzen Gang, bis sie eine zweite Stahlpforte erreichten. Auch diese wurde aufgesperrt. Dahinter betraten sie eine Art Bergwerksstollen. Man wies Stone und Knox an zu warten, während der zweite Wärter sich in einen Nebenstollen entfernte.

Stone sah sich in dem langen Stollen um: In den Untergrund gesenkte Stützpfeiler, starke Deckenbalken und Gittergeflechte aus dickem Draht sorgten dafür, dass das Gestein

nicht von der Decke des Stollens kam. Stone fühlte sich an den Stollen mit den Klapperschlangen erinnert. Auch heute lauerten Schlangen in seiner Nähe, allerdings von der menschlichen Sorte. Die niedrige Decke, die dicken Balken und Erde und Fels stützten nicht allein den Berg ab, sondern auch das Gewicht des Gefängnis Komplexes. Das Ganze war der Albtraum eines klaustrophobischen Menschen. Stone konnte nicht sagen, was schlimmer war – die Zelle oder das Bergwerk.

Vielleicht sind sie auf gewisse Weise gleich.

Seine philosophischen Betrachtungen endeten, als er den Wärter zurückkehren und eine andere Person mitbringen sah. »Abby!« Als sie sich näherte, loderte grelle Wut in Stone auf. Im Licht der Stablampen, die ihr Aufpasser und Tyree trugen, waren in Abbys Gesicht deutliche Spuren der Misshandlung zu erkennen. Stone stürzte auf Tyree zu, aber da die Handschellen seine Fäuste auf dem Rücken hielten, konnte er mühelos gebändigt werden.

»Dafür mache ich Sie fertig«, sagte er halblaut zu Tyree.

»Ich sehe eher das Gegenteil voraus«, antwortete der Direktor gelassen.

Sie gingen weiter; Abby neben Stone, während Knox ihnen neugierige Blicke zuwarf.

»Was ist geschehen, Abby?«, flüsterte Stone ihr zu.

»Sie sind in mein Haus eingedrungen und haben mich mitgeschleppt. Vielleicht haben sie den Deputy umgebracht, den Sheriff Tyree zu meinem Schutz abgestellt hatte, ich weiß es nicht.«

»Wieso dich?«

»Muss wohl mit Danny zusammenhängen.«

»Steckt er mit drin?«

Abby ließ ein leises Schluchzen hören und nickte stumm.

Stone wollte noch etwas sagen, aber da traf ihn ein Schlagstock zwischen die Schulterblätter.

»Schluss mit dem Gequassel!«, fauchte der Wärter.

Stone verlor jedes Zeitgefühl. Ob Minuten oder Stunden verstrichen, wusste er in der Schwärze des Berginnern bald nicht mehr zu sagen. Er konnte sich nicht vorstellen, hier unten einen großen Teil seines Lebens damit zu verbringen, auf Händen und Knien Gestein abzubauen und sich praktisch das eigene Grab zu schaufeln.

Plötzlich wurden Knox, Stone und Abby gepackt, und man befahl ihnen zu schweigen. Die zwei Wärter gingen voraus. Dann hörte Stone scharrende Geräusche – offenbar wurden schwere Gegenstände bewegt – und das Schnaufen und Fluchen der Männer, die da schufteten. Unvermittelt erhellte sich die Finsternis vor ihnen ein wenig.

Tyree drängte seine drei Gefangenen voran. Stone und Knox wechselten einen Blick. Keiner wusste genau, was in den nächsten Sekunden geschehen würde. Stone hielt sich dicht neben Abby, um sie notfalls mit seinem Körper zu schützen. Er spannte die Arme zwischen den Handschellen und zerrte verzweifelt, versuchte sich zu befreien. Wahrscheinlich blieb ihnen nur noch sehr wenig Zeit.

Kurz mussten sie den Kopf einziehen; dann traten sie in eine mondhelle Nacht hinaus. Endlich verließen sie Dead Rock. Allerdings waren da die Handschellen und die bewaffneten Männer. Und die Tatsache, dass ihnen ein baldiges Ende drohte. Stone konnte kaum glauben, dass dem pummeligen Gefängnisdirektor eines entlegenen Bergnests nun gelingen sollte, was zahlreiche Männer mit unvergleichlich viel größeren Fähigkeiten vergebens versucht hatten: ihn, Stone, zu töten. Doch als er Abby anschaute, bedauerte er ihr Los viel mehr als das eigene Schicksal. Die Wahrheit war, dass er längst hätte tot sein müssen. Er hatte Dinge getan, für die er den Tod verdiente. Abby dagegen nicht. Sie durfte kein solches Ende finden. Stone nahm sich vor, alles aufs Spiel zu setzen, um zu verhindern, dass Abby hier auf den steilen Felsen starb.

Stone sah sich um. Anscheinend befanden sie sich mitten im Bergwald, doch als seine Augen sich den Lichtverhältnissen angepasst hatten, erkannte er, dass man eine breite Schneise durch die üppig wuchernden Sträucher gehauen hatte.

Tyree packte Stone am Oberarm und trieb ihn vorwärts. Stone stolperte über einen Stein und stürzte der Länge nach hin. Er erhob sich auf die Knie und blickte den Direktor an. »Die ganze Gegend dürfte abgeriegelt sein.«

»Hier gibt es Schleichwege, von denen kein Außenstehender etwas ahnt. Glauben Sie, ich hätte für eine derartige Situation keinen Notfallplan?«

Knox' Blick streifte die beiden Wärter. »Es müssen mehr Leute als diese beiden Pfeifen in die Sache verwickelt sein. Wollen Sie den Rest ans Messer liefern?«

»Was kümmert es Sie?«, höhnte Tyree. »Sie sind in Kürze tot.«

»Sie werden auf die Schnauze fallen«, sagte Stone. »Oder hört sich das für Sie dämlich an?«

»Ja. Total dämlich.«

»Ach, wirklich?«

Tyree und die Wärter wirbelten herum und sahen Alex Ford aus dem Schatten der Bäume treten. Seine Pistole zielte auf den Kopf des Gefängnisdirektors. Als die Wärter nach ihren Waffen griffen, jagte eine Kugel über sie hinweg, und sie erstarrten.

Eine Rauchfahne quoll noch aus Harry Finns Pistolenmündung, als auch er aus dem Dunkeln zum Vorschein kam, während Reuben ein Gewehr auf die Verbrecher richtete. Dann traten auch Annabelle und Caleb aus dem Wald und stellten sich an Reubens Seite.

Tyree zog unvermittelt Abby an sich und drückte ihr die Pistole an den Kopf. »Bleiben Sie uns vom Hals«, rief er, »oder die Lady ist hinüber.«

»Weg mit der Waffe, Howard!« Beim Klang der Stimme fuhr Tyree zusammen. Sein Blick huschte umher, bis er seinen Bruder Lincoln Tyree entdeckte, der soeben aus dem Waldstück trat. »Wirf die Pistole weg, Howard!«

Ein Feixen erschien auf dem Mondgesicht des Direktors. »Du hast es noch nie geschafft, deinem großen Bruder vorzuschreiben, was er tun und lassen soll. Warum hörst du nicht auf, Detektiv zu spielen, und verziehst dich wieder in dein Kaff?«

»Ich weiß, was ich tue, Howard. Ich nehme dich fest – wegen dermaßen vieler Verbrechen, dass du selbst bald im Dead Rock einsitzen wirst.«

Brutal drückte Tyree die Pistolenmündung gegen Abbys Hals, sodass sie vor Schmerz aufschrie. »Vielleicht hast du nicht verstanden, was ich gesagt habe. Wenn ihr nicht abhaut, muss die Lady dran glauben.«

»Weg mit der Pistole!«, wiederholte der Sheriff. »Es bringt dir nichts, wenn du die Frau tötest. Es ist aus.«

»Ach, es bringt mir nichts? Ich will dir sagen, was es mir bringt: Genugtuung.«

»Das ist die letzte Chance für Sie drei«, meldete Alex sich zu Wort. »Runter mit den Waffen! Sofort!«

»Sie können mich mal!«, schrie Tyree. Er wollte abdrücken. Doch es misslang ihm, weil Stone ihn rammte, sodass der schwammige Mann zur Seite geschleudert wurde. Seine Pistole segelte durch die Luft.

»Lauf weg, Abby!«, rief Stone, der ums Gleichgewicht rang.

Tyree wälzte sich herum und setzte sich auf, unglücklicherweise gleich neben seinem Schießbeisen. Er griff sich die Waffe und zielte auf Stones Kopf.

Ein Schuss peitschte und traf Tyree in die Stirn. Ein, zwei Sekunden lang schien der Direktor nicht zu begreifen, dass jemand ihn getötet hatte. Dann kippte er auf den Rücken. Seine leeren Augen starrten zum Himmel, während in der Ferne

düster die Wachtürme von Dead Rock aufragten, die er nie mehr würde sehen können.

»Woher kam der Schuss?«, rief Alex.

Niemand fand Zeit, um die Frage zu beantworten, denn aus dem Stollen stürmte eine weitere Person ins Freie und eröffnete das Feuer aus einer Maschinenpistole.

Stone bemerkte den Mann zuerst. Einen Sekundenbruchteil, bevor er auf Dauerfeuer umschaltete, schnellte Stone hoch, sprang zu Abby und warf sie zu Boden.

Alex, Reuben und die anderen warfen sich in Deckung, während die MP ratterte und die Geschossgarben Baumrinde und Äste zerfetzten. Wie Schneeflocken trieben zerrissene Blätter herab.

Sheriff Tyree schrie auf, als eine Kugel sein Bein traf. Mit voller Wucht schlug er zu Boden und hielt sich den Oberschenkel.

Stone starrte hinüber zum Stollenausgang. Manson, der Mann mit der Augenklappe, trug jetzt auch noch eine Halskrause und hatte anscheinend nichts anderes im Sinn, als jeden zu töten, der in Reichweite seiner Waffe war.

Verdammt, ich hätte den Drecksack abservieren sollen, als ich die Gelegenheit hatte.

Knox hatte hinter einem großen Findling Schutz gesucht, während George und sein Kollege in Richtung der Bäume flüchteten. Der Kollege kam nicht weit, denn ein umherirrendes Geschoss Mansons traf ihn in den Rücken. Blut spritzte, und der Mann brach vornüber zusammen.

Stone raffte sich auf und rannte los, wobei er alle Kraft sammelte, die ihm geblieben war. Im Rennen rammte er George. Beide Männer stürzten auf den Lehm Boden. Weil Stone noch Handschellen trug, konnte er mit den Fäusten nichts gegen George ausrichten, also rammte er George den Kopf mitten ins Gesicht. Der Wärter erschlaffte. Stone wälzte sich auf ihn und zerrte mit den gefesselten Händen die lederne Gürteltasche des Bewusstlosen auf. Seine Finger ertasteten

den Schlüssel. Er fühlte nach dem Schlüsselloch und öffnete die Handschellen. Dann schnappte er sich Georges Pistole, erlebte aber eine bittere Enttäuschung. Die Waffe war auf einen Felsen geprallt, der Abzug abgebrochen.

Im nächsten Moment zog Stone den Kopf ein, denn weitere Garben aus der MP-5 fegten umher. Er hörte Abby schreien.

»Abby!« Wie eine Schlange kroch Stone über Erde und Gestein. Er zerriss sich die Kleidung und zerkratzte sich die Haut, als er voller Verzweiflung auf sie zurobbte. Tausendmal hatte er diese Fortbewegungsart im Dschungel Südostasiens praktiziert, aber nie hatte er einen wichtigeren Grund dafür gehabt als jetzt.

Unterdessen war Knox zum toten Tyree gerobbt. Er wand dem Leichnam die Waffe aus der Hand und kroch nun in die gleiche Richtung wie Stone.

Manson stand keine vier Meter von Abby entfernt. Er rammt ein neues Magazin in die MP. Alex, Harry und Reuben feuerten auf ihn, aber Manson hatte vorsichtshalber hinter einem Felsvorsprung Deckung genommen. Sobald er wieder schussbereit war, musste seine überlegene Feuerkraft auf so kurze Distanz die Oberhand gewinnen. Und Abby würde sein erstes Opfer sein.

»Oliver!« Bei dem Zuruf schaute Stone zu Knox hinüber. Weil er noch Handschellen trug, hatte Knox die Pistole zwischen die Füße geklemmt. Stone nickte. Knox benutzte die Füße als Schleuder, und Stone fing die Waffe auf. Es blieben nur Sekunden.

»Bleib unten, Abby!«, warnte Stone sie. Verzweifelt krallte sie sich mit blutigen Fingern in die Erde, versuchte sich so klein wie möglich zu machen.

In der nächsten Sekunde kam Manson aus seiner Deckung. Die Mündung der Maschinenpistole suchte und fand Abby in nur wenigen Metern Abstand. Alex und die anderen hatten wegen des Felsvorsprungs, der zwischen ihnen und Manson lag, kein freies Schussfeld.

Auch Stone hatte keine direkte Zielrichtung. Die erste Grundregel für einen Scharfschützen lautete, dass Schütze und Waffe keine unbeabsichtigte Bewegung machen durften, weil daraus ein Fehlschuss resultieren konnte. Ruhige Hand, ausgeatmet, Puls um die sechzig und die Waffe auf eine feste Unterlage gestützt – so tötete ein Scharfschütze mit Erfolg. In seiner Karriere als bester Liquidator, den die USA je gehabt hatte, war Stone in den meisten Fällen diesen Regeln treu gewesen. Meistens, aber nicht immer. Denn manchmal klappten Dinge, die bei der Planung reibungslos verlaufen waren, im Einsatz ganz und gar nicht. Wenn das geschah, versagten die Guten und Tüchtigen in neun von zehn Fällen.

Nur die Besten holten aus einer solchen Situation noch eine Chance von fünfzig zu fünfzig heraus.

Und die Allerbesten erhöhten die Erfolgsaussicht um weitere zwanzig Prozent.

Und dann gab es noch John Carr.

John Carr, der noch einmal, vielleicht zum letzten Mal, von den Toten auferstanden war, um das Leben einer anständigen Frau zu retten, die es nicht verdient hatte, von den Händen eines Irrsinnigen mit einer Maschinenpistole zu sterben.

Stone sprang auf und legte die Pistole an. Er konnte nur aus einem sehr ungünstigen spitzen Winkel einen Schuss auf Manson abgeben.

Mansons Finger legte sich um den Abzug.

Stone feuerte. Später behauptete Joe Knox, er hätte Stones Kugel wahrhaftig um die Ecke des Felsvorsprungs fliegen sehen. Niemand widersprach ihm.

Manson drückte ab. Die MP-5 ratterte. Doch sämtliche Geschosse zischten senkrecht zum Himmel, denn Stones Kugel hatte dem Mann von der Seite ein klaffendes Loch in den Hals gerissen. Aus den zerfetzten Arterien sprühte Blut in die Luft, und mehrere grässliche Sekunden lang rieselte ein roter Regen auf den Sterbenden herab. Dann stürzte Manson in den Dreck.

Sein unverhülltes Auge stand offen, sah aber jetzt so wenig wie das andere.

Stone eilte zu Abby und half ihr hoch. Sie war verschreckt, aber unversehrt.

Alex Ford und Harry Finn banden Tyrees Bein mit einem Zweig und einem Stück Stoff aus Finns Jacke ab. Mit schmerzverzerrtem Gesicht kauerte der hochgewachsene Sheriff auf dem Erdboden.

Stone und Abby gingen zu ihm. Abby kniete sich neben Tyree und ergriff seine Hand. »Tyree, geht's dir einigermaßen?«

Er versuchte, sich seine Schmerzen nicht anmerken zu lassen. »Ach, verdammt, es braucht schon mehr, um mich zur Strecke zu bringen.«

Ein Aufschrei erklang und zog alle Blicke zum Wald. Caleb kam auf die Gruppe zugelaufen. »Kommt schnell! Schnell!«

Sie folgten ihm zwischen die Bäume, allen voran Stone und Reuben. Gemeinsam bahnten sie sich einen Weg durch Sträucher und Unterholz.

Als Stone sah, wohin Calebs Finger zeigte, überkam ihn das Gefühl, selbst zu sterben. Er eilte an die Seite des jungen Mannes, der am Boden lag. »Danny?«, stieß Stone hervor. »Danny!«

Danny Riker lag auf dem Rücken. Im Unterholz neben ihm lag ein Jagdgewehr mit Zielfernrohr. Doch Stone hatte keinen Blick für die Waffe, seine Aufmerksamkeit galt allein dem großen roten Fleck auf Dannys Brust.

Danny erkannte Stone und brachte ein Lächeln zustande. »War wohl so«, sagte er mit schwacher Stimme, »dass ich mich nicht rechtzeitig geduckt habe.«

Über die Schulter blickte Stone in die Richtung, wo Manson lag. Der erste Feuerstoß aus der MP-5 war dorthin gegangen. Stone blickte wieder auf Danny und zählte nicht weniger

als drei Einschusswunden in dessen Hemd. Danny war an Körperstellen getroffen worden, von denen Stone wusste, dass die Verletzungen kein Überleben erlaubten, auch dann nicht, hätten sie Danny in den nächsten Minuten in die Klinik schaffen können, was ohnehin unmöglich war. Stone hatte Willie Coombs mit einem Zündkabel von den Toten zurückgeholt. Dieses Wunder konnte er bei Danny Riker nicht wiederholen.

Reuben hockte sich neben Stone und nahm das Gewehr zur Hand. »Also er hat den Direktor erledigt.«

»Verdammt richtig«, bestätigte Danny, und für einen Augenblick klang seine Stimme wieder etwas kräftiger. »Er hat Willie ermordet. Ich habe den Mistkerl gewarnt ...« Seine harte Miene wurde weicher. »Hol meine Mam, ja, Ben?«

Stone ahnte eher, als dass er es hörte, dass Abby zu ihnen trat. Er richtete sich auf und schaute sie an. Ihr Blick erfasste ausschließlich ihren Sohn.

»Es tut mir leid, Abby«, sagte Stone. »Es tut mir schrecklich leid.«

Blut rann aus Dannys Mund. »Mam?«

Sie sank neben ihm auf die Knie, nahm seine Hand und schluchzte so verzweifelt auf, dass den Umstehenden, die in düsterem Ernst bei Mutter und Sohn standen, Tränen in die Augen traten. Abbys Gesichtszüge glichen denen eines Kindes, das in einem Albtraum vor einem Ungeheuer flieht. Doch sie riss sich mit aller Kraft zusammen, vielleicht weil sie spürte, dass ihr Sohn jetzt eine starke Mutter brauchte. Hysterie würde alles nur noch schlimmer machen.

»Tut mir leid, das ... das Ganze ...«, sagte Danny abgehakt.

Stone ging in die Knie und hielt die andere Hand des Jungen. Er fühlte, dass die Finger bereits erkalteten.

»Ich hab dich lieb, Danny«, sagte Abby. »Ich hab dich immer mehr geliebt als alles andere.«

»Ich hätte mich auf diesen Drogenscheiß nicht einlassen sollen. Aber ich wollte nicht im Bergwerk malochen. Und ich wollte mit dem Blutgeld nichts zu tun haben, weißt du?«

»Ich weiß, Danny, ich weiß ...« Beide vergossen Tränen.

»Mit den Morden hatte ich nichts zu tun. Nur der verfluchte Direktor geht auf mein Konto.« Dannys Pupillen verloren die Ausdruckskraft, schrumpften langsam ins Weiße, so wie Stone es schon bei vielen Sterbenden beobachtet hatte.

»Ich hab dich lieb, Danny.«

Sein Blick fiel auf Stone. »Willie und ich ... unser Traum ...« Inzwischen war seine Stimme so schwach, dass Stone sich tief über ihn beugen musste, um ihn verstehen zu können. »Unser Traum von Kalifornien ...« Danny drehte den Kopf wieder seiner Mutter zu. »Der Traum ... ist tot.«

Dannys Augen wurden starr, die Finger, mit denen er sich an die Hand seiner Mutter geklammert hatte, lösten sich. Abby beugte sich vor, küsste ihren Sohn und zog ihn an sich.

Sie hielt ihn noch lange in den Armen.

Der Camel Club hatte sich in *Rita's Restaurant* versammelt. Heute blieb das Lokal geschlossen, doch Abby hatte darauf bestanden, dass die Freunde sich hier und in ihrem Wohnhaus so lange aufhalten durften, wie es erforderlich war. Es stand zu erwarten, dass Sheriff Tyree sich von der Schussverletzung vollständig erholte. Er hatte die Virginia State Police verständigt, die sich derzeit mit der Aufgabe beschäftigte, in Divine wieder für Ordnung zu sorgen. Weil Drogentransporte über innere Landesgrenzen erfolgt waren, hatte auch das FBI hinzugezogen werden müssen. Knox und Alex lenkten die Ermittlungen der Bundesbehörde auf eine Weise, dass Stone, Annabelle, Caleb, Reuben und Harry verschont blieben. Gefangenenerwärter waren verhaftet, Leichen ausgegraben und sonstiges Beweismaterial sichergestellt worden. Richter Mosley war auf einem Regionalflughafen im Westen Virginias festgenommen worden, als er in eine Maschine zum Dulles

International Airport steigen wollte. Zu seinen Reisezielen zählten mehrere Länder, mit denen die Vereinigten Staaten kein Auslieferungsabkommen unterhielten.

Stone und seine Freunde beobachteten das Treiben auf der Hauptstraße durch die Fenster des Restaurants. Außer Streifenwagen und schwarzen Limousinen sah man hin und wieder Einwohner des Ortes, die wie benommen vorübergingen, in den Händen Dividendenschecks, von denen sie jetzt wussten, dass Drogengeld dahintersteckte.

Dannys Leichnam war – genau wie Howard Tyrees Leiche – nach Roanoke in die Anatomie gebracht worden. Erst als die Polizei den Reißverschluss des schwarzen Leichensacks über ihm schloss, hatte Abby die Hand ihres toten Jungen losgelassen. Und selbst dann folgte sie dem langsam davonfahrenden Wagen der Gerichtsmedizin noch etliche Schritte weit.

Nachdem alle Anwesenden einen Happen gegessen und Kaffee getrunken hatten, trat Stone in die Mitte seiner wenigen, aber wahrscheinlich einzigen und auf jeden Fall besten Freunde. »Ich möchte euch danken für alles, was ihr geleistet habt«, sagte er und blickte sie der Reihe nach an.

»Nun werd mal nicht sentimental, Oliver«, entgegnete Reuben. »Du hättest für jeden von uns das Gleiche getan.«

»Du *hast* schon für jeden von uns das Gleiche getan«, sagte Annabelle.

Stone schüttelte den Kopf. »Ich weiß, wie viel ihr riskiert habt. Und ich weiß auch, welches Opfer es für euch bedeutet hat, mir an diesen Ort zu folgen und das zu tun, was ihr getan habt.« Sein Blick verweilte auf Alex Ford. »Besonders weiß ich, was du auf dich genommen hast, Alex, obwohl es gegen deine ganze Einstellung als Secret-Service-Agent verstieß. Ich weiß deinen Beistand mehr zu schätzen, als ich in Worte fassen kann.« Alex konnte Stones Blick herzlicher Dankbarkeit nur wenige Sekunden lang erwidern, ehe er verlegen auf seine Schuhe sah.

Als sich die Tür öffnete, drehten alle den Kopf.

Es war Abby. Sie hatte sich umgekleidet und sich das Gesicht gewaschen, und doch schienen die Spuren der Tränen, die sie bei Dannys Tod vergossen hatte, noch sichtbar zu sein. Anscheinend konnte keine Seife sie fortwaschen. Als Stone zu ihr ging, verließen die anderen wortlos das Restaurant und betraten die Straße.

Abby und Stone setzten sich an einen rückwärtigen Tisch. Als Stone ihr ein paar Papierservietten reichte, schüttelte sie den Kopf. »Es sind keine mehr da. Tränen, meine ich.«

»Nimm sie lieber an dich, für alle Fälle«, empfahl Stone. »Was willst du nun anfangen?«

»Du meinst, nachdem ich meinen Sohn bestattet habe? So weit denke ich noch gar nicht voraus.«

»Er hat uns gerettet, Abby. Ohne sein Eingreifen wären wir jetzt tot, du und ich. Er war ein tapferer junger Mann, der versucht hat, das Richtige zu tun. So solltest du ihn im Gedächtnis behalten.«

»Nachdem ich meinen Ehemann verloren hatte, war mir nur noch Danny geblieben. Jetzt ist auch er tot.«

»Ich weiß, dass es schwer ist, Abby. Wahrscheinlich das Schwerste, das du jemals durchstehen musst.«

»Du hast deine Frau verloren, aber nicht deine Tochter.«

»Was?«, fragte Stone verwirrt.

»Diese Frau da draußen hat behauptet, deine Tochter zu sein.«

»Ach ...« Stone wirkte peinlich berührt. »Das war bloß zur Tarnung, muss ich leider sagen. Meine Tochter ...« Für einen Augenblick fehlten ihm die Worte. »Wie gesagt, meine Tochter ist tot.«

»Wie ist das passiert?«

»Abby, du musst dich nicht ...«

»Bitte erzähl es mir. Ich möchte es wissen.«

Stone bemerkte ihren flehentlichen Blick. »Sie wurde vor meinen Augen erschossen. Am tragischsten war, sie wusste

nicht einmal, dass ich ihr Vater bin. Das letzte Mal, als ich sie davor gesehen hatte, war sie erst zwei Jahre alt gewesen. Nach all den Jahren hatte ich sie wiedergefunden und musste sie dann verlieren. Für immer.«

Abby streckte den Arm aus und nahm seine Hand. »Es tut mir leid ... Oliver.«

»Aber man überlebt auch so etwas, Abby. Man kommt zwar nicht darüber hinweg, aber man kann weiterleben. Weil man eigentlich gar keine Wahl hat.«

»Ich habe Angst. Ich bin allein und hab Schiss.«

»Du bist nicht allein.«

Sie lachte halbherzig. »Was habe ich denn? Tyree? Das wundervolle Divine?«

»Du hast mich.«

Sie lehnte sich zurück und sah ihn an. »Dich? Wieso?«

»Ich bin da. Wenigstens jetzt.«

»Aber wie lange?«

Stone zögerte. Doch er konnte diese Frau unmöglich anlügen. »Ich muss weg.«

»Ja, natürlich«, sagte Abby. »Das verstehe ich.«

»Ich muss mich um einige Angelegenheiten kümmern. So manches Unrecht muss behoben werden.«

»Klar. Du musst tun, was du tun musst.«

»Abby, ich meine es ernst. Ich werde für dich da sein. Selbst wenn ich nicht körperlich anwesend sein sollte.« Er blickte ihr beschwörend in die Augen.

»Ich würde es gern glauben.«

»Du kannst es glauben.«

»Wann musst du gehen?«

»Bald. Eher früher als später.«

»Bist du sicher, dass sich für dich alles zum Guten wendet?«

»Ich will dich nicht belügen. Es gibt keine Garantie.«

»Geht es um die Schwierigkeiten, in denen du steckst?«

»Ja.«

»Droht dir Gefängnis?«

»Schon möglich«, gab Stone zu.

Ein leises Schluchzen kam über Abbys Lippen. Sie legte ihr Gesicht an seinen Handrücken. »Wirst du mir etwas versprechen?«

»Wenn es irgendwie geht.«

»Falls du nicht wiederkommen kannst, wirst du mich dann niemals vergessen?«

»Abby ...«

Sie setzte sich aufrecht hin und hob eine Hand an seinen Mund. »Wirst du mich niemals vergessen?«

»Niemals«, antwortete Stone wahrheitsgemäß.

Abby beugte sich über den Tisch und küsste ihn auf die Wange. »Ich werde dich nämlich ganz bestimmt nie vergessen.«

Wenige Minuten später kam Joe Knox herein. Stone blickte ihm entgegen. »Bist du bereit?«, fragte Knox. »Wir müssen es hinter uns bringen.«

Stone drückte Abby ein letztes Mal die Hand und stand auf. »Ich bin bereit.«

Die Vordertür zu Macklin Hayes' stattlichem braunem Sandsteinhaus in Georgetown flog mit solcher Wucht auf, dass sie krachend gegen die Wand prallte und im Putz eine Delle hinterließ.

»Was zum Teufel ...« Hayes sprang halb aus dem Sessel. Sein Buch fiel ihm aus den Händen. Als er den Ankömmling erblickte, sank er entgeistert in den Sessel zurück.

»Hallo, Sir. Wie geht es Ihnen?«, erkundigte sich Knox beim Eintreten.

»Wie sind Sie an den Wachen vorbeigekommen, Knox?«, fragte Hayes nervös.

»Ach, die – einer ist ein alter Kumpel. Ich habe gesagt, ich brauche nur ein paar Minuten. Da sind sie über die Straße einen Kaffee trinken gegangen.«

Im Gesicht des Generals zeichnete sich Panik ab. »Knox, lassen Sie mich erklären ...«

Als Hayes plötzlich Stone ins Zimmer kommen sah, stand ihm vor Staunen der Mund offen. Erst als er bemerkte, dass Stone Handschellen trug, wagte er wieder zu atmen.

»Schöne Behausung haben Sie hier, Mack«, sagte Stone. »Viel netter als die Unterbringung, die Joe und ich genossen haben. Aber das wissen Sie ja selber, nicht wahr?«

Mühsam entzog sich Hayes seinem Blick. »Knox, das bringt Ihnen die Pensionierung ein, die Sie sich so sehr wünschen, und darüber hinaus alles, was in meiner Macht steht. Alles. Ich schwöre es.«

»Danke, Sir.«

Mit frischem Mut erhob sich Hayes, legte einen knochigen Arm um Knox' breite Schultern und zog ihn beiseite. »Allerdings hätten Sie ihn nicht hierher bringen und schon gar nicht die Wachen wegschicken sollen. Er ist ein Teufelskerl, Handschellen hin oder her.«

»Ich wusste nicht, wohin ich ihn sonst hätte schaffen sollen. Nachdem Sie mich in dem Höllenloch hatten sitzen lassen, standen uns nach dem Ausbruch nur wenige Alternativen offen.«

»Sie sind ausgebrochen?«, vergewisserte Hayes sich beunruhigt. »Fahndet die Polizei nach Ihnen?«

»Ich glaube schon. Schließlich haben wir bei der Gelegenheit fünf oder sechs Wärter getötet.« Knox wandte sich an Stone. »Es waren sechs, nicht wahr?«

»Acht«, berichtete Stone ihn mit ausdrucksloser Miene. »Ich habe noch zwei abserviert, während du den Direktor erdrosselt hast.«

Knox drehte sich wieder dem entgeisterten Hayes zu. »Tja, dann waren's also acht. Ich muss gestehen, allzu lange sind wir nicht geblieben, aber so ein Knast macht einen schier verrückt. Man dreht leicht durch. Ich hätte meine eigene Mutter abgeschlachtet.«

Hayes nahm den Arm von Knox' Schultern; ihm zitterten sichtlich die Hände. »Hören Sie, Knox ... was geschehen ist, war ziemlich unglücklich.« Seine Stimme bebte. »Aber es war eine Verlegenheitslösung, mit der ich zufrieden sein musste, bis ich Klarheit darüber gewann, was aus John Carr werden sollte. Wie Sie sich vorstellen können, war ich in einer äußerst kniffligen Situation. Ich stand unmittelbar davor, meine Männer zu schicken, um Sie dort herauszuholen. Glauben Sie mir, niemals hätte ich einen meiner tüchtigsten Mitarbeiter länger als nötig dort schmoren lassen. Ich schwöre es bei Gott.«

Traurig schüttelte Knox den Kopf. »Ich weiß Ihren Rückhalt sehr zu schätzen, wirklich. Es wäre eine Hilfe gewesen, darüber Bescheid zu wissen, bevor ich während des Ausbruchs all diese Wärter getötet habe.«

Jetzt war Hayes' Gesicht weiß wie Papier. »Ich spreche mit jemandem über diese Sache, ja? Uns fällt schon etwas ein. Immerhin geht es um die nationale Sicherheit.«

»Ich bezweifle, dass sich da noch etwas drehen lässt. Genau aus diesem Grund bin ich ja mit Carr zu Ihnen gekommen.«

Hayes warf Stone einen scharfen Blick zu. »Ich verstehe nicht ganz ...«

»Ich werde Ihnen möglicherweise verzeihen, aber er bestimmt nicht. Um nichts auf der Welt. Tja, und ich meine, da wir beide sowieso schon wegen Mordes gesucht werden ...«

»Was reden Sie da, Knox?«

Nun antwortete Stone. »Er will damit sagen, wenn wir schon acht Personen umgebracht haben ... wer wird sich da an einer neunten stoßen, zumal wenn Sie es sind?«

Eine Hand auf die Brust gepresst, taumelte Hayes rücklings gegen die Wand. »Das dürfen Sie nicht zulassen, Knox. Ich bin Ihr Vorgesetzter.«

»Sie waren mein Vorgesetzter. Zumindest dem Rang nach. In Wirklichkeit habe ich Sie stets als ziemlich unterlegen empfunden.«

»Wie können Sie es wagen ...« Knox nahm Stone die Handschellen ab, holte ein Messer aus der Tasche und reichte es ihm. Aus Gewohnheit packte Stone es sofort in der bevorzugten Stichhaltung.

»Knox!«, rief Hayes.

Stone näherte sich ihm. »Haben Sie eine Ahnung, wie oft ich so etwas im Namen der Regierung der Vereinigten Staaten getan habe?«

»Knox, um Himmels willen!«

»Sie hätten dem Mann seinen Orden gönnen sollen«, sagte Knox.

»Sie bekommen Ihren verdammten Orden, Carr!«, schrie Hayes. »Sie sollen ihn haben!«

Knox setzte sich in einen Sessel. »Sie haben sich wie ein Stück Dreck benommen, als sie ihm den Orden verweigert haben, nur weil er in Vietnam Ihren Befehl, ein Dorf voller unschuldiger Menschen zu massakrieren, nicht befolgt hat.«

»Das ist mir heute klar. Ich bedaure, was vorgefallen ist. Ich hätte den Befehl nie geben dürfen.«

Stone blieb vor dem schlotternden General stehen und musterte ihn von oben bis unten, als wollte er sich darüber klar werden, an welcher Stelle der Todesstoß sich am besten ausführen ließ.

»Und Sie hätten nicht im Gefängnis aufkreuzen und mit dem Direktor die Abmachung treffen sollen, mich in dem Bau zu behalten, weil ich die Wahrheit herausgefunden hatte«, sagte Knox.

Nun hielt Stone das Messer an Hayes' Kehle. »Seit fast vierzig Jahren träume ich von diesem Augenblick, Mack.«

»Knox!«, heulte Hayes. »Ich flehe Sie an! Es tut mir leid, was ich im Gefängnis getan habe. Ich hätte Sie dort nicht sitzen lassen dürfen. Ich bedaure mein Verhalten. Um Gottes willen, sorgen Sie dafür, dass er die Finger von mir lässt!«

»Na gut«, antwortete Knox. »Oliver, lass die Finger von ihm.«

Stone wich zurück und warf das Messer Knox zu, der es einsteckte und stattdessen ein Sprechfunkgerät herausholte. »Alles gebongt, kommen Sie rein.«

Sekunden später eilten fünf Männer zur Tür herein und umstellten den noch immer zitternden, völlig verwirrten Macklin Hayes. »Ich nehme Sie fest, Hayes«, verkündete einer der Männer, »wegen des Verdachts der Behinderung der Justiz, mittelbarer Freiheitsberaubung, Kriegsverbrechen, Begünstigung und Verschwörung zur Begünstigung eines Drogenrings und des Sprengens eines Zivilfahrzeugs in der Öffentlichkeit unter billigender Inkaufnahme der Gefährdung der öffentlichen Sicherheit.« Anschließendklärte der Mann ihn über seine Rechte auf.

Knox zog eine DVD aus der Tasche und warf sie hinüber zu Hayes. »Die können Sie sich gemeinsam mit Ihren Anwälten ansehen.«

Hayes starrte auf die DVD. »Was ... was ist das?«

»Erinnern Sie sich an diesen Raum im Gefängnis, in dem Sie mit uns gesessen und uns alles enthüllt haben, weil Sie dachten, wir kämen nie mehr raus? Das war ein Vernehmungszimmer, Sie Blödmann. Und der Direktor war ein großer Freund des Überwachens. Es gab eine versteckte Kamera, und er hat jede Silbe Ihres Geschwafels aufgenommen.« Er heftete den Blick auf die fünf Männer. »Schafft diesen Arsch hier raus. Ich kann seinen Anblick nicht mehr ertragen.«

»Dieser Mann ist John Carr!«, kreischte Hayes, während man ihn in Handschellen abführte. »Er hat Carter Gray und Roger Simpson ermordet! Nehmen Sie ihn fest, nehmen Sie ihn sofort fest!«

»Ruhe!«, befahl einer der Männer. Dann drängten sie Hayes zur Tür hinaus.

Als sie fort waren, verließen Knox und Stone das Haus und spazierten durch die dunklen, von Laternen aufgehellten Straßen Georgetowns, durch die vom nahen Potomac herüber kühler Wind wehte.

»Weißt du, Hayes war der Einzige, der es auf dich abgesehen hatte«, sagte Knox. »Ich hatte ausschließlich ihm Meldung zu erstatten. Und er handelte auf eigene Faust, nichts davon war Sache der CIA.«

»Hayes ist ein Typ«, meinte Stone, »der nie vergessen kann.«

»Jedenfalls, die Angelegenheit ist für dich ausgestanden.« Knox hob die Hand, und Stone drückte sie. »Ich gehe in diese Richtung«, fügte Knox hinzu. Er zeigte nach rechts. »Und ich schlage vor, du gehst in die Gegenrichtung.«

»Das kann ich nicht machen, Joe.«

»Verschwinde, Oliver, und fang irgendwo von vorn an. Ich besorg dir etwas Geld und neue Papiere. Aber du musst endlich verschwinden.«

Stone setzte sich auf eine verwitterte Steintreppe und blickte zu Knox auf. »Ich bin schon seit dreißig Jahren am Verschwinden. Ich hab's satt.«

»Aber das FBI untersucht nach wie vor die beiden Todesfälle. Und da Hayes jetzt nicht mehr verhindern kann, dass man die Aufmerksamkeit auch auf dich richtet, wird man früher oder später an deine Tür klopfen. Vor allem, wenn Hayes ununterbrochen deinen Namen schreit.«

»Das ist mir klar.«

»Und was nun? Willst du einfach dasitzen und warten, bis man dich holen kommt?«

Stone stand auf. »Nein. Das habe ich nicht vor. Ich gehe geradewegs nach ganz oben. Aber vorher muss ich etwas holen.«

»Etwas holen?«

»Ja. Von einem Friedhof.«

Der Secret Service untersuchte den Inhalt des von Stone ausgehändigten Kästchens. Es war dasselbe Kästchen, das Stone an Miltons Grab verbuddelt hatte, bevor er Washington verließ. Knox hatte ihn zum Friedhof gefahren, Stone das Käst-

chen geborgen; dann hatte er Alex Ford angerufen und die Vereinbarungen getroffen, wegen der die drei Männer sich jetzt dort aufhielten, wo sie sich befanden.

Im zarten Morgenlicht sah das Weiße Haus besonders eindrucksvoll aus. Alex kannte die Agenten, die heute am Nordosttor Wachdienst taten, und plauderte mit ihnen, während Knox und Stone den Metalldetektor durchquerten und den üblichen Sicherheitsüberprüfungen unterzogen wurden.

Anschließend führte Alex seine zwei Begleiter die Zufahrt hinauf und ins Weiße Haus. Die Wachen am Eingang ließen sie passieren. Während sie zum Foyer des Westflügels schritten, hüpften ihnen die Besucherausweise, die man ihnen umgehängt hatte, auf dem Brustkorb. Als sie das kleine westliche Foyer erreichten, wurden sie noch einmal kontrolliert und dann gebeten, Platz zu nehmen. Stone und Alex setzten sich, während Knox nervös auf und ab ging.

»Am Ende des Korridors ist das Roosevelt-Zimmer«, sagte Alex beruhigend. »Da gibt's ein Gemälde Franklin Delano Roosevelts über dem Kamin und ein Bild Teddy Roosevelts an der Südseite. Geradeaus liegt das Vorzimmer und gleich daneben das Oval Office. Dort pflegt der Präsident aber gar nicht zu arbeiten. Er hat ein paar Meter weiter ein anderes Büro.«

»Interessant«, sagte Knox, ohne stehen zu bleiben. Sein Blick huschte in die Runde. Alle drei Männer trugen Anzug. Alex und Knox hatten zusammengelegt, um Stone mit geeigneter Bekleidung auszustatten. Zwar sah er mit Jackett und Schlips gediegen aus, doch er fühlte sich ziemlich unbehaglich.

»Bist du sicher, dass er uns empfängt?«, wandte Knox sich an Alex.

»Wir stehen im Terminkalender. Falls kein Krieg ausbricht oder kein Hurrikan zuschlägt, werden wir mit ihm sprechen können.«

Knox atmete langsam aus und sank nun doch auf einen Stuhl. »Jesus, Maria und Josef ...«

Kaum hatte er den letzten Namen ausgesprochen, erschien eine Frau. »Der Präsident wird Sie nun empfangen, Gentlemen«, sagte sie.

Im Oval Office erhob Präsident Brennan sich hinter seinem aus Balken des britischen Forschungsschiffs *Resolute* gezimmerten Schreibtisches und schüttelte den drei Ankömmlingen die Hand, nahm sich bei der Begrüßung allerdings ein wenig mehr Zeit für Alex, der angeschossen worden war, als er in Brennans Heimatort eine Entführung des Präsidenten verhindert hatte.

»Schön, Sie zu sehen, Alex. Sie sind vollständig genesen, darf ich annehmen.«

»Ja, Sir, danke der Nachfrage.«

»Ich kann gar nicht sagen, wie dankbar ich Ihnen bin, was Sie für mich getan haben.«

»Nun, Mr. Präsident, das ist zum Teil der Grund, weshalb wir hier sind.«

Brennan wirkte erstaunt. »Im Terminkalender steht, Sie möchten mir ein paar Freunde vorstellen.« Sein Blick fiel auf Knox und Stone. »Es sind diese Gentlemen, nehme ich an?«

»Es ist ein bisschen komplizierter, Sir. Könnten Sie ein paar Minuten für uns erübrigen?«

Der Präsident wies auf eine Sesselgruppe vor dem Kamin.

Alex Ford machte mit dem Erzählen den Anfang und redete mehr als zwanzig Minuten lang. Brennan, den man als hartnäckigen Fragesteller kannte, unterbrach ihn kein einziges Mal. Stumm saß er im Sessel und hörte sich an, was Alex ihm über die Ereignisse in Pennsylvania, die Geschehnisse am Murder Mountain und schließlich über die Auseinandersetzung im Besucherzentrum unter dem US-Capitol zu erzählen hatte, wo Harry Finns Sohn befreit worden war und Milton Farb den Tod gefunden hatte. Von da an setzte Knox die Berichterstattung fort. Obwohl er in der Gegenwart seines obersten Vorge-

setzten sichtlich nervös war, klang seine Stimme fest. Ausführlich weihte er Brennan in alles ein, was er erlebt und erfahren hatte; auch der Aufenthalt im Gefängnis und die Tatsache, dass Stone ungerechtfertigt die Medal of Honor verweigert worden war, blieb nicht unerwähnt. Er schloss seinen Bericht mit Hayes' Festnahme ab.

Brennan lehnte sich in den Sessel. »Mein Gott, das ist unglaublich. Ich kann nicht fassen, dass Carter Gray so etwas verbochen haben soll. Er galt als einer meiner vertrauenswürdigsten Berater.« Er sah Stone an. »Und Sie sind John Carr?«

Stone nickte. »Ja, bin ich.«

»Von dieser Drei-Sechser-Truppe?«

»Jawohl, Sir.«

»Erstaunlich, dass wir uns mit so etwas abgegeben haben.«

»Für mich war es nicht erstaunlich. Ich hatte Befehle auszuführen. Mein Gewissen hat sich erst später gemeldet.«

»Aber deswegen Ihre Familie zu liquidieren und so brutal über Sie herzufallen ...«

Stone hielt das Kästchen hoch. »Darf ich das Behältnis öffnen, Mr. Präsident? Es ist etwas darin, das Sie überzeugen könnte.«

Brennan zögerte; dann nickte er.

Stone klappte das Kästchen auf und entnahm ihm einen kleinen Recorder. Er drückte die Einschalttaste; laut und deutlich erklang die Stimme Carter Grays. Man hörte die verräterischen Äußerungen, die er am Murder Mountain getan hatte.

»Ich dachte, du hättest die Aufzeichnung Gray ausgehändigt«, sagte Alex, als Stone die AUS-Taste drückte. »Und Finn hat doch erwähnt, es gäbe Techniken, um zu prüfen, ob die Aufnahme kopiert worden sei, und dass man keinen Kopiervorgang festgestellt habe.«

»Bevor ich Gray das Handy mit der Aufnahme aushändigte, habe ich diesen Recorder an das Handy gehalten und die Aufzeichnung aufgenommen. Manchmal vergessen die Leute die

einfachsten technischen Verfahren.« Er betätigte wieder die Einschalttaste, und alle lauschten Grays Worten, bis die Ausschlüsse kamen, von denen Stone besonders wünschte, dass der Präsident sie hörte. Nachdem die Aufnahme geendet hatte, blickte Brennan die Männer mit gerötetem Gesicht an.

»Er wollte mich beseitigen. Carter Gray hatte vor, mich zu ermorden, um einen totalen Krieg gegen die Moslems anzuzetteln.«

»Ja, Sir«, bestätigte Stone, »genau das war seine Absicht.«

»Und Sie haben mich gerettet«, sagte Brennan zu Stone. »Das war Ihre Stimme, die es ihm ausgedrückt hat, nachdem diese Frau ums Leben kam. Wer war sie?«

»Meine Tochter Beth.«

Rasch berichtete Alex dem Präsidenten, wie es dazu gekommen war, dass Roger Simpson und seine Ehefrau Stones Tochter adoptiert hatten.

Man sah Brennan an, wie seine Gedanken rasten. »Man hat Ihre Frau ermordet und Ihnen die Tochter weggenommen. Der Mann, der Ihre Frau umbringen ließ und Sie liquidieren wollte, hat Ihre Tochter adoptiert und als eigenes Kind großgezogen? Und Gray, was hat er Ihnen angetan ... Und was er beinahe mit mir angestellt hätte. Es ist schrecklich, John. Mir fehlen selten die Worte, aber jetzt weiß ich nicht, was ich sagen soll.«

»Ich muss Ihnen noch etwas mitteilen, Sir.«

Knox und Alex hielten den Atem an.

»Und das wäre?«

»Carter Gray und Roger Simpson wurden getötet, Mr. Präsident.«

»Ja, ich weiß ...« Brennan verstummte und wechselte einen Blick mit Stone. »Ich verstehe«, sagte er, lehnte sich zurück und starrte auf den Kamin. Fast eine Minute verstrich.

»Vielen Dank, dass Sie Zeit für uns hatten, Sir«, sagte Stone schließlich in die Stille hinein. »Ich werde mich den Behörden stellen. Aber ich wollte, dass Sie meine Geschichte

zuerst von mir selbst hören. Nach dreißig Jahren der Lügen dachte ich, es ist Zeit für die Wahrheit.«

Als Stone und seine zwei Begleiter aufstanden, um zu gehen, richtete Brennan den Blick auf Stone. »Sie bringen mich in eine schwierige Situation, Carr. Wahrscheinlich die schmerzlichste und schwierigste Klemme, in die ich je geraten bin, und das will bei einem Präsidenten in zweiter Amtszeit etwas heißen. Aber das ist nichts im Vergleich zu den Leiden, die Ihnen ein Land zugefügt hat, das es besser hätte wissen müssen.« Er schwieg kurz und erhob sich aus dem Sessel. »Ich sage Ihnen, was ich tun werde, denn ohne Sie wäre ich nicht mehr am Leben und ohne Ihre Anstrengungen wäre unser Land jetzt in einen Krieg von verheerenden Ausmaßen verwickelt. Ich unterwerfe alles der Geheimhaltungspflicht. Sie dürfen mit niemandem darüber reden, geschweige denn sich den Behörden stellen. Haben Sie verstanden?«

Stone blickte Alex und Knox an, dann wieder den Präsidenten. »Sind Sie sicher, Sir?«

»Nein, keineswegs«, antwortete Brennan. »Aber so soll es sein. Ich missbillige Selbstjustiz. So war es schon immer, und so wird es bleiben. Aber ich habe auch ein Herz und eine Seele und allem zum Trotz, was meine politischen Gegner verbreiten, auch ein Gefühl für Ehre und Anstand. Falls Sie also nichts Gegenteiliges von mir hören, werden Sie nichts tun, als Ihr Leben weiterzuführen. Verstanden? Ich weiß, Sie sind offiziell kein Militärangehöriger mehr, aber ich bin der Präsident, und Sie werden meinem Befehl gehorchen.«

»Jawohl, Sir«, gab Stone sichtlich überrascht zur Antwort.

»Ach ja, und die Geheimhaltung wird für lange Zeit Gültigkeit haben«, sagte Brennan, als die Männer sich zum Gehen wandten. »So lange, bis ich die ganze Sache höchstwahrscheinlich vergessen haben werde, zumal ich mich zahlreicher anderer Angelegenheiten annehmen muss. Leben Sie wohl, Carr. Und alles Gute.«

Erst als sie die Tür hinter sich schlossen, wagten Knox und Alex erleichtert aufzuatmen. »Heilige Scheiße, jetzt brauche ich einen Drink«, sagte Knox. »Kommt mit, ich schmeiß 'ne Runde.«

Oliver Stone schloss das Tor des Mount Zion Cemetery auf und ging zu seinem Friedhofsgärtnerhäuschen. Die Haustür war nicht abgesperrt. Als er eintrat, sah er, dass die Veränderungen, die Annabelle vorgenommen hatte, rückgängig gemacht worden waren: Alles sah wieder so aus, wie er es zurückgelassen hatte.

Er setzte sich hinter den Schreibtisch und strich mit der Hand über das Holz, lehnte sich in den Stuhl zurück und betrachtete die Wand mit den von ihm hoch geschätzten Büchern. Anschließend brühte er sich Kaffee auf, schlenderte mit dem Becher in der Hand über das Friedhofsgelände und merkte sich die Stellen, an denen es Arbeit zu verrichten gab, mit der er am folgenden Tag anzufangen beabsichtigte. Wieder war er der offizielle Hüter geweihter Erde. Hier war der Ort, an den er gehörte.

Am Abend kamen die anderen Mitglieder des Camel Club zu Besuch. Stone drückte Reuben, Caleb und Annabelle die Hand und sprach jedem von ihnen nochmals seinen Dank aus für alles, was sie für ihn getan hatten. Reuben hatte ein paar Sechserpack Bier mitgebracht, Caleb eine Flasche edlen Rotweins. Später gesellten sich Alex, Finn und Knox zu ihnen.

Knox und Stone saßen vor dem Kamin, während Alex und Annabelle in einer Ecke des Zimmers ein lebhaftes Gespräch führten. Er trank ein Bier, sie hatte ein Glas Wein in der Hand.

»Warum bist du uns eigentlich dann doch zu Hilfe gekommen?«, fragte Annabelle unvermittelt.

»Freunde lassen Freunde nicht durch ihre eigene Dummheit sterben.«

»Hui, vielen Dank.«

Alex rückte näher. »Also, in Wahrheit habe ich mich dazu entschlossen, weil ich zu der Ansicht gelangt war, dass wir zuletzt in ziemlich schlechter Stimmung gewesen sind. Und ich wollte dir sagen, dass ich trotz der vielen gemeinen Sachen, die du über mich gesagt hast, gelegentlich gerne wieder mit dir zusammen sein möchte.«

»Ach, tatsächlich?«

»Ja.«

»Ist das der durchtriebenste Versöhnungsantrag, den Secret-Service-Agenten lernen?«

»Wir sind eher starke, schweigsame Typen.«

Annabelle hakte sich bei ihm ein. »Was du getan hast, war großartig«, raunte sie ihm ins Ohr. »Und es tut mir leid, was ich über dich gesagt habe.« Sie schaute hinüber zu Reuben. »Er hat mich auf den richtigen Trichter gebracht.«

»Dann lass uns von vorn anfangen und sehen, wohin es führt.«

»Au, Mann«, murrte Reuben, der sie auf der anderen Seite des Zimmers gemeinsam mit Caleb beobachtete, »ich könnte kotzen.«

»Sei nicht eifersüchtig, Reuben«, ermahnte ihn Caleb. »Er ist jünger als du und sieht viel besser aus. Und nebenbei ... ich habe auch niemanden. Bei der Damenwelt bin ich ein genauso großer Verlierer wie du. Ich hoffe, das tröstet dich ein bisschen.«

Reuben leerte seine Flasche Bier auf einen Zug und schlurfte verdrossen davon.

Alle Anwesenden sahen hinüber zu Alex, als dessen Handy summt. Er meldete sich. »Hallo? Was?« Plötzlich nahm er Haltung an und ließ beinahe das Bier fallen. »Jawohl, Sir. Vollkommen klar, Sir. Ich Sorge dafür, dass er zur Stelle ist. Sie können sich darauf verlassen, Sir.« Als er die Verbindung trennte, streifte sein Blick in höchster Verwunderung die Freunde.

»Wer war das?«, fragte Knox. »Der Präsident?«

Langsam schüttelte Alex den Kopf, ging zu Stone und legte ihm eine Hand auf die Schulter. »Der Vorsitzende der Vereinigten Stabschefs.«

»Was?«, rief Reuben und erblasste. »Jesses! Was wollte er? Weißt du, streng genommen bin ich gar kein Deserteur. Alles war ein Missverständnis.«

»Er hat deinetwegen angerufen, Oliver«, sagte Alex.

Stone sah ihn an. »Wieso meinetwegen?«

»Morgen besuchen wir das Weiße Haus.«

»Was? Warum?«

Alex lächelte. »Es geht um einen Orden, mein Freund. Um eine längst überfällige Auszeichnung. Die Führung hat sich deine Akte angeschaut und die entsprechende Empfehlung ausgesprochen, und der Präsident hat unverzüglich eingewilligt.«

»Das ist ja phantastisch!«, rief Reuben. Er schlug Stone auf den Rücken, während die anderen sich um ihn scharten, um ihm zu gratulieren.

»Alex«, bat Stone, nachdem alle sich beruhigt hatten, »bitte ruf zurück und richte aus, dass ich den guten Willen zu würdigen weiß, aber den Orden unmöglich annehmen kann.«

»Was?«, rief Reuben fassungslos.

»Die Medal of Honor lehnt man nicht ab, Oliver«, stellte Alex klar. »Verdammt, die meisten Soldaten bekommen diesen Orden erst als Leiche.«

»Ich lehne den Orden ja gar nicht ab. Das wäre respektlos gegenüber allen, die ihn sich verdient haben. Ich möchte nur, dass sie die Empfehlung zurückziehen. Denen ist ein Fehler unterlaufen.«

»Fehler?«, wiederholte Finn. »So ein Quatsch. Ich kenne deine Akte, Oliver.«

»Vielleicht hatte ich den Orden damals verdient. Und damals hätte ich ihn wohl auch angenommen. Aber heute verdiene ich ihn nicht mehr. Ihn anzunehmen würde das Anden-

ken jedes Soldaten entehren, dem man diesen Orden verliehen hat.«

»Oliver«, sagte Annabelle, »bitte, tu das nicht. Denk darüber nach. Du kannst Teil der amerikanischen Geschichte werden. Wie viele Menschen bekommen diese Gelegenheit?«

»Ich *bin* bereits Teil der amerikanischen Geschichte, Annabelle. Ich weiß, was ich im Krieg geleistet habe. Aber das habe ich nur geschafft, weil ich meine Männer nicht verrecken lassen durfte. Und ich erinnere mich noch genau daran, was ich getan habe, nachdem ich aus der Army ausgeschieden war. Ich erinnere mich nur zu gut daran. Und das macht den Unterschied.«

»Du hast doch nur Befehle befolgt«, wandte Alex ein.

»Ach ja? Das ist immer eine gute Ausrede, nicht wahr?«

Caleb legte Stone die Hand auf die Schulter. »Ich habe nie beim Militär gedient, deshalb kann ich bei vielen Dingen nicht mitreden. Aber eines will ich sagen. Als man dir vorhin diesen Orden in Aussicht gestellt hat, war ich mächtig stolz auf dich. Aber ich wäre noch stolzer auf dich, wenn du den Orden nicht annimmst.«

Danach verabschiedeten sich alle und versprachen, bald wiederzukommen.

Als Stone allein war, suchte er das Kästchen heraus, in dem sich der Recorder befunden hatte. Darin lagen noch zwei andere Gegenstände.

Zuerst holte Stone das Foto seiner kleinen Tochter Beth hervor, die viel zu früh hatte sterben müssen, ohne je zu erfahren, dass er ihr Vater war.

Dann nahm er das zweite verblichene Foto zur Hand.

Auf diesem Foto war seine Frau Claire für immer als junge Gattin und Mutter zu sehen. Sie war es gewesen, die ihm geholfen hatte durchzuhalten, vor allem im Gefängnis, als er von Tyree und dessen Handlangern misshandelt worden war. Stets hatte Stone sich an die Erinnerungen klammern können, die mit Claire verbunden waren.

Von seinen Erinnerungsbildern konnte er sich niemals lösen, weil sie die letzten Reste seiner Identität waren. Nur diese Erinnerungen hatten den Geist des jungen Soldaten, Ehemannes und Vaters namens John Carr so lange lebendig gehalten. Nicht den Geist des Liquidators und Killers – nur den Geist seiner selbst. Den Geist des Menschen, der er einst gewesen war.

Mit den Fingern strich er über die Umrisse ihres Gesichts, über ihr Haar, und zog die Form ihrer Lippen nach. Claire und seine Tochter waren das einzige Schöne in einem Leben gewesen, das sonst nur Narben, Leid und Gewalt gekannt hatte.

Und doch genügten diese wenigen Erinnerungen, um ihn von den Schrecken zu heilen. Sie vertrieben das Grauen, als hätten sie die reinigende Kraft klaren Wassers.

Er saß auf dem Stuhl, die Fotos von Frau und Tochter in den Händen. Und wenigstens für ein paar wundervolle Augenblicke schien alles gut zu sein.

Nachdem Stone das Kästchen weggeräumt hatte, nahm er das Handy, das Annabelle ihm zur Verfügung gestellt hatte, und tippte aus dem Gedächtnis eine Nummer ein. Mit jedem Mal, wenn sein Finger eine Taste drückte, wuchs Stones Gewissheit, was er tun musste.

Denn wie viel Zeit konnte ein Mann wie er in seinem Leben noch erwarten? Er sagte sich, dass er keine weitere Minute vergeuden dürfe.

Als eine Stimme sich meldete, sagte er leise: »Ich bin's, Abby.«

Dank an Michelle. Die Reise geht weiter, und dein unglaublicher Enthusiasmus bringt mich stets voran.

Des Weiteren gilt mein Dank:

Mitch Hoffman für seine wieder einmal überragende redaktionelle Tätigkeit. Deine wertvollen Kommentare haben mich dorthin geführt, wohin ich wollte.

David Young, Jamie Raab, Emi Battaglia, Jennifer Romanello, Martha Otis und allen anderen bei Grand Central Publishing, die sich so gut um mich kümmern.

Aaron und Arleen Priest, Lucy Childs, Lisa Erbach Vance und Nicole Kenealy für die vielen guten Ratschläge und die herzliche Freundschaft.

Tom und Patti Maciag und ihren wunderbaren Kindern Stephen, Colleen und Emily. Diese Vorzeigefamilie ist der Hammer.

Maria Rejt und Katie James bei Pan Macmillan, die immer für mich da sind.

Grace McQuade und Lynn Goldberg, die es die Welt wissen lassen.

Dr. Catherine Broome, Sohan Makker, Dr. Ali Guleria, Mark Poplawski und Harvey Watkins für ihre sachkundige Unterstützung.

Bob Schule, der mir sein schier grenzenloses Wissen in politischen Fragen und seine unglaubliche Großzügigkeit zu kommen ließ.

Tom DePont, der ein guter Freund, großartiger Ratgeber und echter NASCAR-Guru ist.

Und schließlich Lynette, Deborah und Natasha, weil sie die Columbus Rose verlässlich auf Kurs halten.